

HEYNE
BÜCHER

JOHN NORMAN

Der Geächtete von GOR

FANTASY



John Norman

Der Geächtete von Gor

Band 2 des Gor-Zyklus

SCANNED BY ROMULUZ

HEYNE-BUCH Nr. 06/3379
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe
OUTLAW OF GOR
Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück
Das Umschlagbild schuf Oliviero Berni

3. Auflage

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1967 by John Lange
Copyright © 1973 der deutschen Übersetzung by
Wilhelm Heyne Verlag, München
Printed in Germany 1982
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs & Schütz, München
Gesamtherstellung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-30834-4

Vorbemerkung über das Manuskript

Mein Freund Harrison Smith, ein junger Rechtsanwalt aus der Stadt, hat mir vor kurzem ein zweites Manuskript überlassen, das angeblich von Tarl Cabot stammt. Es war sein Wunsch, daß ich dieses zweite Dokument — wie schon das erste — einem Verleger zugänglich mache, diesmal jedoch mehr wegen der Briefe und Anfragen, die das erste Manuskript GOR - DIE GEGENERDE auslöste. Ich habe Smith gebeten, eine Art Vorwort für diesen Bericht zu schreiben und dabei seine eigene Rolle klarzustellen und uns ein wenig mehr über Tarl Cabot zu berichten, den ich leider noch nicht persönlich kennengelernt habe.

John Norman

-1-

Vorbemerkung von Harrison Smith

Ich lernte Tarl Cabot in einem kleinen College in New Hampshire kennen, an dem wir beide unterrichteten. Er lehrte englische Geschichte, während ich als Sportlehrer angestellt war — ein Fach, das er sehr hoch einschätzte.

Wir freundeten uns an, unternahmen viel zusammen, diskutierten und fochten, und ich mochte den jungen Engländer. Er war ruhig und angenehm, obwohl er manchmal seltsam gedankenverloren wirkte, ein wenig zurückhaltend, wie es Engländer wohl an sich haben.

Der junge Cabot war ziemlich groß und breitschultrig und hatte eine federnde Art zu gehen, die vielleicht seiner Herkunft aus den Docks von Bristol zuzuschreiben war. Seine Augen waren klar und blau, offen und ehrlich. Er hatte helle Haut und rotes Haar, das ihm stets wirr um den Kopf stand, und ich möchte bezweifeln, daß er überhaupt einen Kamm besaß. Alles in allem achteten wir Tarl Cabot als jungen, höflichen Engländer von der Universität Oxford. Aber dann waren wir uns dieses Urteils nicht mehr so sicher.

Zu meiner Verblüffung — die vom ganzen College geteilt wurde — verschwand Tarl Cabot kurz nach Abschluß des ersten Semesters.

Ich bin sicher, daß dies nicht in seiner Absicht gelegen hat, denn Cabot ist ein Mann, der seine Verpflichtungen erfüllt.

Zu dieser Zeit beschloß Cabot, eine Campingtour in die nahe gelegenen White Mountains zu unternehmen. Ich lieh ihm meine

Campingausrüstung und fuhr ihn in die Berge, wo ich ihn an der Autobahn absetzte. Er bat mich — und das war ernstgemeint —, ihn in drei Tagen an dieser Stelle wieder abzuholen. Leider hielt er diese Verabredung nicht ein. Ich wartete mehrere Stunden lang und kehrte dann zur gleichen Zeit des nächsten Tages zurück. Noch immer ließ er sich nicht blicken. Beunruhigt verständigte ich die Behörden, und noch am gleichen Nachmittag begann eine ausgedehnte Suche.

Schließlich wurde die Asche seines Feuers gefunden — doch dabei blieb es. Wie ich dann hörte, soll Tarl Cabot einige Monate später bei guter Gesundheit aus den Bergen zurückgekehrt sein — allerdings mit einem Schock, der für die Zeit seiner Abwesenheit einen Gedächtnisverlust bewirkte.

Er kehrte nicht an unser College zurück — zur Erleichterung einiger älterer Kollegen, die wohl der Meinung waren, er passe nicht hierher. Kurze Zeit später kam ich zu der gleichen Erkenntnis und verließ das College. Ich erhielt einen Scheck von Cabot zur Bezahlung meiner Campingausrüstung, die er anscheinend verloren hatte. Das war sehr nett von ihm; Es wäre mir allerdings lieber gewesen, wenn er mich besucht hätte. Ich hätte schon aus ihm herausbekommen, was mit ihm geschehen war.

Irgendwie war mir der Bericht über seine Amnesie seltsam vorgekommen. Das war zu einfach, reichte als Erklärung nicht aus. Wie hatte er in diesen Monaten gelebt, wo war er gewesen, was hatte er getan?

Es geschah fast sieben Jahre darauf, daß ich ihn in den Straßen Manhattans wiedersah. Zu der Zeit hatte ich das Geld für mein Jurastudium längst zusammen und stand bereits kurz vor der Abschlußprüfung.

Er hatte sich wenig verändert, wenn überhaupt. Ich eilte ihm nach und faßte ihn ohne nachzudenken bei der Schulter. Was nun geschah, war unglaublich. Mit lautem Wutschrei fuhr er wie ein Tiger herum, rief mir in einer fremden Sprache etwas zu, und ich sah mich in der Gewalt stahlharter Hände, die mich zu Boden rissen.

Im Nächsten Augenblick ließ er mich los und begann sich hastig zu entschuldigen, noch ehe er mich erkannte. Entsetzt machte ich mir klar, daß seine Handlung ein reiner Reflex gewesen war — etwa wie das Blinzeln eines Auges oder das Zucken des Knies unter

dem Hammer des Arztes. Es war der Reflex eines Tieres, das nach seinem Instinkt zuerst zuschlagen muß, wenn es nicht vernichtet werden will, oder eines Menschen, der trainiert ist, schnell und rücksichtslos zu töten, da er überleben möchte. Der Schweiß lief mir am Körper herab. Ich wußte, daß ich dem Tode nahe gewesen war. War das der ruhige, sanfte Cabot aus meiner Collegezeit?

»Harrison!« rief er. »Harrison Smith!« Er hob mich mühelos auf, und die Worte sprudelten von seinen Lippen, versuchten mich zu beruhigen.

»Tut mir schrecklich leid«, sagte er immer wieder. »Verzeih mir, verzeih mir, alter Junge!«

Wir sahen uns an.

Er streckte mir impulsiv die Hand hin, entschuldigend. Ich nahm sie und drückte sie. Ich fürchte, mein Griff war ein wenig schwach, und meine Hand zitterte. »Es tut mir wirklich furchtbar leid«, sagte er.

Einige Passanten waren stehengeblieben und umstanden uns in sicherer Entfernung.

Er lächelte sein einnehmendes, jungenhaftes Lächeln, an das ich mich aus New Hampshire noch gut erinnerte. »Möchtest du etwas trinken?« fragte er.

Auch ich lächelte. »Aber ja«, sagte ich.

In einer kleinen Bar mitten in Manhattan, kaum größer als ein Eingang mit einem langen Schlauch von Zimmer dahinter, erneuerten Tarl Cabot und ich unsere Freundschaft. Wir streiften manches Thema, doch über seine abrupte Reaktion auf meine Begrüßung sprachen wir nicht, ebenso wenig von den Monaten, die er in den Bergen New Hampshires verschollen war.

In den folgenden Monaten sahen wir uns recht oft — so oft es mein Studium erlaubte. Er schien einen großen Bedarf an menschlicher Gesellschaft zu haben, denn er war sichtlich einsam, und ich meinerseits war sehr glücklich, ihn meinen Freund nennen zu dürfen, auch wenn ich wohl — leider — sein einziger Freund war.

Ich fühlte, daß die Zeit kommen wurde, da mir Cabot von seinen Erlebnissen in den Bergen berichten würde. Aber er mußte von allein darauf kommen, er mußte den geeigneten Augenblick bestimmen. Ich war nicht interessiert, in seine Angelegenheiten einzudringen — oder in seine Geheimnisse. Es genügte mir, wieder sein Freund zu sein. Ich fragte mich von Zeit zu Zeit, warum sich Cabot über bestimmte Dinge nicht frei äußerte, warum er das Geheimnis jener Monate so eifersüchtig hütete. Ich weiß inzwischen, warum er nicht sofort davon sprach. Er befürchtete, ich könnte ihn für wahnsinnig halten.

Es war an einem Abend Anfang Februar, und wir tranken wieder einmal in der kleinen Bar, in der wir an jenem sonnigen Nachmittag vor einigen Monaten unseren ersten Drink bestellt hatten. Draußen schneite es.

Cabot schien bedrückt. Ich erinnerte mich daran, daß er in dieser Jahreszeit verschwunden war — damals, vor einigen Jahren.

» Vielleicht sollten wir nach Hause gehen«, sagte ich.

Cabot starrte weiter aus dem Fenster und beobachtete den herabrieselnden Schnee.

»Ich liebe sie«, sagte er plötzlich ins Leere.

»Wen?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf, ohne den Blick vom Fenster abzuwenden.

»Komm, wir gehen nach Hause«, sagte ich. »Es ist spät.«

»Wo ist denn mein Zuhause?« fragte Cabot und schaute in sein halbvolles Glas.

»Deine Wohnung, nur ein paar Blocks entfernt«, erwiderte ich. Ich wollte, daß er mit mir kam, daß er diese Stimmung so schnell wie möglich abschüttelte. So hatte ich ihn noch nicht erlebt, und ich begann mir Sorgen zu machen.

Er wollte sich nicht ablenken lassen. Er zog den Arm zurück. »Es ist spät«, sagte er, wobei er mir anscheinend zustimmte, vielleicht aber auch etwas anderes meinte. »Es muß noch nicht zu spät sein«, fuhr er fort, als ob er zu einem Entschluß gekommen wäre, als ob er allein durch seinen Willen den Strom der Zeit anhalten könnte, die zufällige Folge der Ereignisse.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück. Cabot würde nach Hause gehen, wenn er bereit wäre. Ich spürte sein Schweigen, das Summen der Stimmen ringsum, das Klirren von Gläsern, Füßescharren, Anstoßen.

Cabot hob seinen Scotch und hielt ihn vor sich, neigte das Glas und ließ einige Tropfen auf den Tisch fallen. Dabei murmelte er Worte in der seltsamen Sprache, die ich bisher nur einmal gehört hatte, als ich im Griff seiner Hände zitterte.

»Was machst du da?« fragte ich.

»Ich bringe ein Opfer«, sagte er. »Ta-Sardar-Gor.«

»Was heißt das?«

»Es heißt«, sagte Cabot und lachte freudlos, »>den Priesterkönigen von Gor<!«

Er stand unsicher auf. Ohne Vorwarnung stieß er einen wilden Wutschrei aus und schleuderte das Glas an die Wand. Es zerbrach in unzählige schimmernde Stücke, die zu Boden klirrten. Erschrecktes

Schweigen breitete sich aus. Und in die verblüffte Stille hinein hörte ich ihn heiser flüstern: »Ta-Sardar-Gor!«

Der Barmann, ein schwerer, dicker Mann, kam an unseren Tisch gewatschelt. In seiner dicken Hand war ein kurzer Lederknüppel, mit Schrotkörnern gefüllt. Der Barmann deutete auf die Tür. Er wiederholte die Geste. Cabot, der ihn um einiges überragte, schien die Bewegung nicht zu begreifen. Der Barmann hob drohend den Knüppel. Cabot ergriff die Waffe und zog sie dem verblüfften Mann anscheinend mühelos aus der Hand. Er schaute auf in das schwitzende, furchtsam verzogene Gesicht.

»Du hast die Waffe gegen mich erhoben«, sagte er. »Nach meinen Regeln darf ich dich jetzt töten.«

Der Barmann und ich sahen entsetzt zu, wie Cabots große feste Hände den Knüppel auseinanderzertritten, die Naht aufplatzen ließen — wie ich vielleicht eine Papprolle zerbrochen hätte. Einige Schrotkörner fielen zu Boden und rollten unter die Tische.

»Er ist betrunken«, wandte ich mich an den Barmann. Ich nahm Cabot am Arm. Seine Wut schien veriraucht zu sein, und ich spürte, daß er niemandem schaden wollte. Die Berührung meiner Hand schien ihn aus seiner seltsamen Stimmung zu reißen. Er reichte dem Barmann den verbogenen Knüppel zerknirscht zurück.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Wirklich.« Er griff in die Tasche und drückte dem Mann eine Banknote in die Hand. Es waren hundert Dollar.

Wir zogen unsere Mantel an und gingen in die Februarnacht hinaus.

Vor der Bar blieben wir einen Augenblick schweigend im Schnee stehen. Cabot, noch immer halb betrunken, sah sich um, nahm die brutale elektrische Geometrie der großen Stadt in sich auf, die dunklen, einsamen Gestalten, die sich durch den leichten Schnee bewegten, die bleichen, leuchtenden Autoscheinwerfer.

»Eine große Stadt«, sagte Cabot, »die aber von ihren Einwohnern nicht geliebt wird. Wer würde hier schon für seine Stadt sterben wollen? Wer würde ihre Grenzen verteidigen? Wer würde sich ihretwegen einer Folter unterwerfen?«

»Du bist betrunken«, sagte ich lächelnd.

»Diese Stadt wird nicht geliebt«, sagte er. »Oder sie würde nicht so gebraucht, nicht so gehalten.«

Traurig wandte er sich zum Gehen.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß ich heute nacht das Geheimnis Tarl Cabots erfahren würde. »Warte!« rief ich ihm nach.

Er wandte sich um, und ich glaubte zu spüren, daß er sich über

meinen Ruf freute, daß ihm meine Gesellschaft gerade heute abend viel bedeutete.

Wir gingen zu seiner Wohnung, wo er mir zuerst eine Kanne Kaffee kochte. Wortlos trat er dann an einen Wandschrank und brachte eine Kassette zum Vorschein. Er öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich trug, und nahm ein Manuskript heraus, in seiner klaren, entschlossenen Handschrift verfaßt, mit einer Schnur gebunden. Er schob mir das Manuskript hin.

Es war ein Bericht über Ereignisse, die sich nach Cabots Worten auf die Gegenerde bezogen, die Geschichte eines Kriegers, der Belagerung einer Stadt und seiner Liebe zu einem Mädchen. Sie kennen diesen Text vielleicht als GOR - DIE GEGENERDE.

Als ich kurz nach Morgengrauen mit Lesen fertig war, schaute ich Cabot an, der die ganze Zeit am Fenster gesessen und den Schnee beobachtet hatte.

Er wandte sich um. »Es ist alles wahr, aber du brauchst es mir nicht zu glauben.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Natürlich konnte die Geschichte nicht wahr sein; andererseits hielt ich Cabot für einen der ehrlichsten Menschen auf dieser Welt.

Da fiel mein Blick auf seinen Ring den ich zwar schon tausendmal vorher gesehen hatte, von dem aber auch in seinem Manuskript die Rede war. Der Ring mit dem Siegel der Familie Cabot.

»Ja«, sagte Tarl. »Das ist der Ring.«

Ich deutete auf das Manuskript. »Warum hast du mir das gezeigt?« fragte ich.

»Ich möchte, daß jemand Bescheid weiß«, erwiderte Cabot schlicht.

Ich stand auf. Zum erstenmal spürte ich die Wirkung der durchwachten Nacht, des Lesens, des Alkohols und des bitteren Kaffees. Ich lächelte.

»Am besten gehe ich jetzt. Dann bis morgen.«

»Ja, auf Wiedersehen«, sagte Cabot und half mir in den Mantel. »Aber morgen sehen wir uns nicht. Ich gehe wieder in die Berge.«

Ja, es war Februar, und er war im Februar vor sieben Jahren verschwunden.

Der Schreck fuhr mir in die Glieder. »Geh nicht«, sagte ich.

»Ich werde gehen«, erwiderte er.

»Dann laß mich mitkommen!«

»Nein. Vielleicht komme ich nicht zurück.«

Wir gaben uns die Hand, und ich hatte das seltsame Gefühl, daß ich Tarl Cabot womöglich nicht wiedersehen würde. Meine Hand krampfte sich um die seine. Ich hatte ihm etwas bedeutet, und er

mir, und jetzt sollten wir uns einfach so trennen, nie wieder miteinander sprechen.

Ich fand mich in dem kahlen weißen Flur vor seiner Wohnung wieder und starrte auf die nackte Glühbirne an der Decke. Dann plötzlich wandte ich mich um und rannte zu seinem Apartment zurück. Ich hatte ihn im Stich gelassen, meinen Freund. Wie ich auf diesen Gedanken kam, wußte ich nicht. Ich hieb mit beiden Fäusten an die Wohnungstür, doch es kam keine Antwort. Ich trat die Tür ein, fetzte das Schloß aus der Füllung. Ich hastete durch die Zimmer. Doch Tarl Cabot war verschwunden!

Auf dem Tisch des kleinen Wohnzimmers lag das Manuskript, das ich in den letzten Stunden gelesen hatte — mit einem Briefumschlag, auf dem mein Name und meine Adresse standen. Drinnen lag ein Zettel. »Für Harrison Smith, wenn er es haben möchte.« Niedergeschlagen verließ ich die Räume und nahm das Manuskript mit, das später als GOR - DIE GEGENERDE veröffentlicht wurde. Dies und meine Erinnerung waren alles, was mir von meinem Freund Tarl Cabot blieb.

Meine Prüfungen kamen und brachten Erfolg. Später wurde ich im Staate New York als Rechtsanwalt zugelassen und trat einem der großen Anwaltsbüros der Stadt bei. Im Dschungel der komplizierten und anstrengenden Arbeit wurde die Erinnerung an meinen Freund Cabot immer mehr verdrängt. So bleibt nicht mehr viel zu sagen, außer daß ich ihn bisher nicht wiedergesehen habe. Dennoch habe ich das Gefühl, daß er lebt.

Als ich eines Abends nach der Arbeit in meine Wohnung zurückkehrte, lag auf dem Rauchtisch vor meinem Lesesessel ein zweites Manuskript, das nun folgt. Ich weiß nicht, wie es dorthin gekommen ist — Türen und Fenster waren verschlossen.

Vielleicht stimmt es tatsächlich, wie Tarl Cabot einmal bemerkte, daß die Abgesandten der Priesterkönige unter uns weilen.

-2-

Wieder einmal durchstreifte ich, Tarl Cabot, die grünen Felder Gors. Ich erwachte unbekleidet im windzerzausten Gras, unter jenem flammenden Stern, der die Sonne meiner beiden Heimatplaneten ist — der Erde und ihre geheimen Schwester, der Gegenerde Gor. Langsam richtete ich mich auf. Jede Faser meines Körpers

vibrierte in dem starken Wind, meine Haare flatterten, meine Muskeln schmerzten und freuten sich über den ersten freien Auslauf seit Wochen, denn ich war in den White Mountains in jene Silberscheibe eingetreten, die das Raumschiff der Priesterkönige war, das Fahrzeug für die Akquisitionsreisen. Beim Betreten des Schiffes war ich bewußtlos geworden. Und in diesem Zustand — wie schon einmal vor vielen Jahren — hatte ich Gor erreicht.

Ich blieb einige Minuten stehen und ließ das Wunder meiner Rückkehr auf alle meine Sinne und Nerven einwirken.

Ich spürte wieder einmal die geringere Schwerkraft des Planeten, ein Gefühl, das vergehen würde, wenn sich mein Körper der neuen Umgebung anpaßte. Angesichts der geringeren Schwerkraft waren körperliche Leistungen, die auf der Erde übermenschlich gewirkt hatten, auf Gor ganz natürlich. Die Sonne war — wie ich sie in Erinnerung hatte — ein wenig größer, als sie auf der Erde wirkte, doch es war nicht ganz einfach, sich dieser Feststellung sicher zu sein.

In einiger Entfernung bemerkte ich gelbe Flecken — einige Ka-la-na-Haine, wie sie auf den Feldern Gors oft zu finden sind. Weiter links erstreckte sich ein herrliches Feld mit Sa-Tarna, das sich anmutig im Winde bog — jenes große, gelbe Korn, das wesentlich zur goreanischen Ernährung beiträgt. Rechts waren in einiger Entfernung Berge zu sehen — undeutlich, verschwommen. Nach ihrer Form und ihrer Höhe schien es mir, daß es die Berge von Thentis sein müßten. Und von dort konnte ich meinen Weg nach Ko-ro-ba finden, jener Stadt der Zylinder, der ich vor Jahren mein Schwert verpflichtet hatte.

Ich ließ mich von der Sonne bescheinen, richtete mich auf und hob, ohne nachzudenken, die Arme im heidnischen Gebet zu den Priesterkönigen, die mich erneut von der Erde auf diese Welt gebracht hatten. Ihre Macht hatte mich schon einmal von Gor entführt, als meine Aufgabe beendet war. Ich war damals meinem Vater und meinen Freunden entrissen worden, ebenso wie dem Mädchen, das ich liebte, der dunkelhaarigen, schönen Talena, Tochter Marlenus, des früheren Ubar von Ar, der größten Stadt im bekannten Gor.

Mein Herz kannte keine Liebe für die Priesterkönige, jene geheimnisvollen Bewohner des Sardargebirges, wer immer oder was immer sie auch sein mochten, aber ich empfand Dankbarkeit, ihnen gegenüber oder gegenüber den fremden Mächten, von denen sie geleitet wurden.

Daß ich wieder nach Gor gebracht worden war, um einmal mehr meine Stadt und meinen Liebling zu besuchen, war bestimmt keine

spontane Geste der Großzügigkeit oder der Gerechtigkeit, wie es auf den ersten Blick scheinen mochte. Die Priesterkönige, Wächter des Heiligen Ortes im Sardargebirge, anscheinend mit allem vertraut, was sich auf Gor ereignete, Beherrscher des entsetzlichen Flammentodes, der vernichten konnte, was ihr Mißfallen erregte, wurden nicht von niederen Motiven getrieben wie die Menschen, unterlagen nicht den Regeln des Anstands und des Respekts, die das menschliche Handeln zu beeinflussen vermögen. Sie hatten ihre eigenen fremden und geheimnisvollen Ziele; und zum Wohle dieses Zieles wurden die Menschen wie Marionetten eingesetzt. Es lief das Gerücht, daß die Priesterkönige Menschen gebrauchten wie Figuren in einem Spiel und daß, wenn ein Stein seine Rolle ausgespielt hatte, er beseitigt oder — wie in meinem Falle — vom Spielbrett genommen wurde, bis die Priesterkönige Lust auf ein neues Spiel hatten.

Einige Schritte von mir entfernt lagen Gegenstände im Gras. Ich bemerkte einen Helm, ein Schild und einen Speer, dazu ein zusammengerolltes Lederbündel. Ich kniete nieder und untersuchte meinen Fund.

Der Helm bestand aus Bronze, war nach griechischer Art gearbeitet und hatte an der Vorderseite eine einzelne Öffnung in Y-Form. Er trug keine Stadtzeichen, und das Wappenschild war leer.

Der runde Schild aus konzentrisch überlappenden Schichten gehärteten Leders, die mit Messingklammern verbunden waren, dazu die Doppelschlinge, durch die man den linken Arm steckte, war ebenfalls neutral gehalten. Gewöhnlich ist ein goreanischer Schild bunt angemalt und weist Zeichen auf, nach denen man die Heimatstadt des Kriegers erkennen kann. Wenn dieser Schild für mich gedacht war — woran ich eigentlich nicht zweifelte —, müßte er das Wappen Ko-ro-bas, meiner Stadt, tragen.

Der Speer war ebenfalls typisch goreanisch — etwa zwei Meter lang, schwer, mit einer etwa vierzig Zentimeter langen Bronzespitze. Der Speer ist eine schreckliche Waffe und kann wegen der geringeren Schwerkraft Gors mit unvorstellbarer Kraft geschleudert werden und auf nahe Entfernung ein Schild durchstoßen oder sich dreißig Zentimeter in festes Holz bohren. Mit dieser Waffe machen sich Männer sogar auf die Jagd nach dem Larl, in seinen Heimatbergen, dem Voltai-Gebirge — der Larl, das unglaubliche, pantherähnliche Raubtier, das hochaufgerichtet über zwei Meter mißt.

Tatsächlich ist der goreanische Speer so wirksam, daß viele Krieger kleinere Schußwaffen ablehnen — wie etwa den Bogen oder die

Armbrust, die ebenfalls recht häufig anzutreffen sind. Ich bedauerte allerdings, daß sich unter den Waffen zu meinen Füßen kein Bogen befand, da ich mir bei meinem letzten Aufenthalt auf Gor eine gewisse Geschicklichkeit damit angeeignet hatte, die meinen damaligen Waffenlehrer nicht wenig beunruhigte.

Ich dachte noch gern an ihn zurück, an den Älteren Tarl. Tarl ist auf Gor kein ungewöhnlicher Name. Ich freute mich sehr auf mein Wiedersehen mit dem stämmigen Mann, der bärtig und stolz war wie ein Wikinger, ein großartiger Schwertkämpfer, der mich im Gebrauch von Waffen unterwies und zu einem goreanischen Krieger gemacht hatte.

Ich öffnete das Lederbündel. Es enthielt die rote Tunika, die Sandalen und den Umhang, wie sie ein Mitglied der goreanischen Kriegerkaste zu tragen pflegt. Und das stimmte mich froh, denn ich gehörte dieser Kaste an — seit jenem Morgen, da mir mein Vater Matthew Cabot, Administrator Ko-ro-bas, die Waffen überreichte und ich den Heimstein dieser Stadt zu meinem eigenen machte.

Für einen Goreaner — der allerdings selten von solchen Dingen spricht — ist eine Stadt mehr als nur Backsteine und Marmor, mehr als nur Zylinder und Brücken. Sie ist kein einfacher Ort, kein geographischer Bezugspunkt, an dem die Menschen ihre Unterkünfte errichtet haben. Der Goreaner glaubt, daß sich eine Stadt nicht einfach mit ihren Teilen gleichsetzen läßt; für ihn ist sie fast ein lebendiges Wesen — oder sogar mehr. Sie ist ein Wesen mit einer Geschichte, sie ist ein Wesen mit einer Tradition, einem Erbe, mit Sitten und Gebräuchen, Charakter, Intentionen, Hoffnungen. Wenn ein Goreaner beispielsweise sagt, er sei aus Ar oder Ko-ro-ba, ist das mehr als nur eine Bezeichnung seines Wohnorts.

Im allgemeinen glauben die Goreaner nicht an die Unsterblichkeit — obwohl es auch Ausnahmen gibt, insbesondere in der Kaste der Wissenden. Einer Stadt anzugehören heißt dementsprechend, daß man ein Teil von etwas ist, das weniger vergänglich ist als man selbst, etwas Göttliches im Sinne des Nichtsterbens. Natürlich sind, wie jeder Goreaner weiß, auch Städte sterblich, denn sie Können vernichtet werden. Doch dies steigert ihre Liebe zu den Städten womöglich noch mehr.

Ihre Liebe gegenüber einer Stadt konzentriert sich auf einen Stein, der als der Heimstein bekannt ist und der gewöhnlich im höchsten Zylinder einer Stadt aufbewahrt wird. Im Heimstein — der manchmal kaum mehr als ein grober Felsbrocken ist aus der Zeit vor Hunderten von Generationen, als die Stadt noch eine Gruppe von Hütten an einem Flußufer war; manchmal aber auch

ein herrlich geformter Würfel aus Marmor oder Granit —, in diesem Heimstein findet die Stadt ihr Symbol. Doch auch der Begriff Symbol trifft nicht ganz zu. Es ist fast, als würde die Stadt selbst mit dem Heimstein identifiziert, als wäre der Stein für die Stadt, was das Leben dem einzelnen ist. Die Legenden besagen, daß eine Stadt überlebt, solange ihr Heimstein vorhanden ist.

Aber nicht nur die Städte haben ihre Heimsteine, auch die kleinen, bescheidenen Dörfer und die primitivsten Hütten in diesen Dörfern enthalten eigene Heimsteine, ebenso wie die vornehm ausgestatteten Räume des Administrators einer so großen Stadt wie Ar.

Mein Heimstein war der Heimstein von Ko-ro-ba, jener Stadt, zu der ich jetzt zurückkehren wollte.

In dem Bündel fand ich auch einen Schultergürtel mit dem kurzen Schwert der Goreaner. Ich zog es aus der Scheide. Es war gut balanciert, doppelt geschliffen und fast fünfzig Zentimeter lang. Der Griff war mir vertraut, und ich erkannte einige Kratzer an der Klinge wieder. Es war die Waffe, die ich bei der Belagerung Ars getragen hatte. Ein seltsames Gefühl, sie wieder in der Hand zu halten, ihr Gewicht zu spüren, die vertraute Rundung zwischen den Fingern. Diese Klinge hatte mir den Weg in den Zentralzylinder Ars freigekämpft, als ich Marlenus, den umstrittenen Ubar dieser Stadt, befreite. Sie hatte sich mit der Waffe Pa-Kurs, des Meisterattentäters, gekreuzt, mit dem ich um meinen Liebling Talena kämpfen mußte. Und jetzt hielt ich das Schwert erneut in der Hand. Ich fragte mich, wie es dazu kommen konnte, und wußte nur, daß es in der Absicht der Priesterkönige gelegen haben mußte.

Zwei Dinge, die ich zu finden gehofft hatte, waren nicht in dem Bündel — ein Tarnstab und eine Tarnpfeife. Beim Tarnstab handelt es sich um eine kleine Rute, etwa fünfzig Zentimeter lang. Sie hat an ihrem Griff einen kleinen Schalter, der, wenn er betätigt wird, den Stab elektrifiziert und einen Schauer von Funken freigibt. Er wird benutzt zur Kontrolle der Tarns, jener gigantischen falkenähnlichen Reitvögel, die in Gor weitverbreitet sind. Die Vögel werden von klein auf trainiert, auf die Weisungen des Tarnstabs zu reagieren.

Die Tarnpfeife wird gebraucht, um den Vogel herbeizurufen. Gewöhnlich reagieren die Tarns nur auf einen einzigen Laut, den Pfeifenton ihres Herrn. Das ist nicht überraschend, wenn man weiß, daß die Tarns von den Angehörigen der Kaste der Tarnzüchter auf diesen einen Ton gedrillt werden. Wenn der Tarn einem

Krieger überlassen oder verkauft wird, erhält der neue Reiter die Pfeife. Entsprechend sorgsam geht ein Tarnkämpfer mit der Pfeife um, denn sollte sie etwa in feindliche Hände fallen, ist er sein Reittier los.

Ich kleidete mich in den roten Umhang des goreanischen Kriegers. Es stimmte mich ratlos, daß Helm und Schild keine Insignien trugen. Dies widersprach den goreanischen Sitten, denn gewöhnlich tragen nur Geächtete, Männer ohne Stadt, kein Wappen.

Ich setzte den Helm auf und schlang mir Schild und Schwert über die linke Schulter. In die Rechte nahm ich sodann den massiven Speer. Anschließend schaute ich zum Himmel auf und wählte meinen Weg nach dem Sonnenstand, wohl wissend, daß Ko-ro-ba nordwestlich der Berge lag.

Mein Schritt war leicht, meine Stimmung gut. Ich war wieder zu Hause, in der Heimat, in der mein Liebling auf mich wartete. In der mein Vater nach über zwanzigjähriger Trennung auf mich gewartet hatte, in der ich zusammen mit meinen Kriegerfreunden getrunken und gelacht hatte, in der ich von meinem lieben Freund, dem Schriftgelehrten Torm, Lesen und Schreiben gelernt hatte — ja, hier lag meine Heimat.

Meine Gedanken kamen in Goreanisch, so fließend, als wäre ich nicht sieben Jahre fort gewesen. Ich merkte plötzlich, daß ich zu Singen begann, als ich so durch das Gras schritt. Ein Kriegerlied.

Ich war wieder in Gor.

-3-

Ich hatte ein gutes Stück auf dem Wege nach Ko-ro-ba zurückgelegt, als ich zu meiner Freude auf eine der schmalen Straßen stieß, die zur Stadt führten. Ich erkannte sie wieder, doch selbst wenn ich sie nicht gekannt hatte, waren die Stadtzeichen auf den Pasangsteinen am Straßenrand nicht zu übersehen gewesen. Dort konnte ich ablesen, wie viele Pasang es bis zur Stadtmauer noch waren. Ein Pasang entsprach etwa einem Kilometer irdischer Messung.

Die Straße war — wie fast überall auf Gor — wie eine Mauer in die Erde gebaut — etwas, das viele hundert Generationen halten sollte. Die Goreaner, die wenig Sinn für Fortschritt haben, achten sehr auf saubere handwerkliche Arbeit. Was immer sie bauen — es soll benutzt werden, bis die Stürme der Zeit es zu Staub gerieben haben. Und doch war diese Straße nur ein unbedeutender Nebenpfad, auf dem sich zwei Wagen nicht passieren konnten.

Zu meiner Überraschung stellte ich fest, daß zwischen den Pflastersteinen frische Grasbüschel wuchsen — dabei waren wir ganz nahe an der Stadt! Hier und dort machte sich sogar eine Rebe breit und streckte ihre Fühler quer über die Straße aus.

Es war später Nachmittag, und nach den Pasangsteinen hatte ich noch einige Stunden zu gehen. Obwohl es noch immer hell war, hatten sich bereits viele der bunten Vogel in ihre Nester zurückgezogen. Hier und dort begannen sich Schwärme von Nachtinsekten zu rühren. Die Schatten der Pasangsteine waren länger geworden, und da sie so gesetzt waren, daß sie auch als Sonnenuhren dienten, konnte ich ablesen, daß die vierzehnte goreanische Ahn, oder Stunde, bereits verstrichen war. Der goreanische Tag ist in zwanzig Ahn unterteilt. Die zehnte Ahn ist die Mittagsstunde, die zwanzigste ist Mitternacht. Jeder Ahn besteht aus vierzig Ehn, oder Minuten, und jede Ehn aus achtzig Ihn, oder Sekunden.

Ich fragte mich, ob es Sinn hatte, meine Reise fortzusetzen. Die Sonne mußte bald untergehen, und die goreanische Nacht ist nicht ohne Gefahren, besonders für einen Mann zu Fuß.

In der Dunkelheit begibt sich der Sleen auf die Jagd, ein sechsbeiniges, gewaltiges Raubtier, halb Schlange, halb Saugetier. Von diesen Ungeheuern hatte ich noch keines zu Gesicht bekommen, doch vor mehreren Jahren waren mir einmal Sleenspuren gezeigt worden.

Auch ließ sich im Schein der drei goreanischen Monde manchmal der Schatten des Urt ausmachen, einer gigantischen Flugeidechse, die sich auf ihren Raubzügen weit von ihren Heimatsümpfen im Voskdelta entfernte.

Am unwohlsten war mir vielleicht bei dem Gedanken an die Vart-Rudel — blinde, fledermausähnliche Schwärme fliegender Nagetiere, die einen Körper in wenigen Minuten total abnagen konnten, wobei jedes Wesen einen kleinen Fleischstreifen in die dunkle Heimathöhle zurückschaffte. Eine weitere Gefahr lag auf der Straße — und in der Tatsache, daß ich kein Licht hatte. Nach Anbruch der Dunkelheit krochen die verschiedensten Schlangen auf die Straße, deren Steine die Tageshitze der Sonne lange zurückstrahlen. Zu diesen Schlangen gehörte die riesige goreanische Python, die Hith. Noch gefährlicher war vielleicht die winzige Ost, ein bösesartiges, helloranges kleines Reptil, kaum dreißig Zentimeter lang, deren Biß innerhalb weniger Sekunden tödlich war. Trotz meiner Begierde, nach Ko-ro-ba zurückzukehren, beschloß ich, die Straße zu verlassen, mich in meinen Mantel zu hüllen und

die Nacht im Schutze einiger Felsen zu verbringen oder vielleicht zwischen einige Dornenbüsche zu kriechen, wo ich einigermaßen sicher schlafen konnte. Als ich darüber nachzudenken begann, meine Reise nicht fortzusetzen, wurde mir plötzlich bewußt, daß ich hungrig und durstig war. Das Lederbündel mit den Waffen hatte keine Rationen und auch kein Wasser enthalten.

Ich hatte die Steine der Straße kaum verlassen, als ich eine breite, gebeugte Gestalt bemerkte, die mit vorsichtigen, gemessenen Schritten näher kam. Auf dem Rücken schleppte der Mann ein riesiges Holzbündel, durch zwei Schnüre auf seinem Rücken festgehalten, die er vor sich mit den Fäusten umklammerte. Seine Gestalt und seine Last wiesen ihn als Mitglied der Kaste der Holzträger oder Holzfäller aus, eine goreanische Kaste, die zusammen mit der Kaste der Kohlenmacher einen Großteil des Brennstoffs für die goreanischen Städte liefert.

Das Gewicht, das dieser Mann auf seinem Rücken mit sich herumschleppte, war unvorstellbar und hätte manchem anderen zu schaffen gemacht. Das Bündel ragte fast eine Manneslänge über seinem gebeugten Rücken auf und hatte eine Breite von einem Meter und mehr. Ich wußte, daß der Zusammenhalt der Last teilweise von dem geschickten Einsatz von Seilen und Rückenmuskeln abhing, doch ganz eindeutig war auch schiere Kraft beteiligt, und dieser Mann war wie seine Kastenbrüder durch Generationen für seine Aufgabe geformt worden.

Der Mann kam näher. Seine Augen waren fast völlig von einem struppigen weißen Haarbüschel verdeckt, das mit Blättern und Rindenstückchen durchsetzt war. Die Koteletten hatte er sich vermutlich mit seiner breiten, doppelt geschliffenen Holzfälleraxt abrasiert, die oben auf dem Bündel befestigt war. Er trug die kurze, durchlöchernte ärmellose Robe seiner Kaste mit den ledernen Rücken- und Schulterstücken. Seine Füße waren nackt und bis zu den Knöcheln schwarz.

Ich trat vor ihn auf die Straße.

»Tal«, sagte ich, hob meinen rechten Arm, mit der Handfläche nach innen — der übliche goreanische Gruß.

Die zerzauste Gestalt, breit, kräftig, monströs verformt in der Ausübung ihres Berufes, stand vor mir, die Beine fest in die Straße gestemmt. Der Kopf kam hoch. Die breiten, schmalen Augen, hell wie Wasser, musterten mich durch das herabhängende Haar.

Trotz der langsamen Reaktion, trotz der abgewogenen und vorsichtigen Bewegungen hatte ich das Gefühl, daß er überrascht war.

Er hatte offensichtlich nicht erwartet, auf dieser Straße jemanden anzutreffen. Das verwirrte mich.

»Tal«, sagte er mit schwerer Zunge.

Ich spürte, daß er überlegte, wie schnell er an seine Axt herankam, die oben auf seiner Last lag.

»Ich habe keine bösen Absichten«, sagte ich.

»Was willst du?« fragte der Holzträger, der inzwischen bemerkt haben mußte, daß mein Schild keine Insignien trug, und der mich jetzt sicher für einen Geächteten hielt.

»Ich bin kein Geächteter«, sagte ich.

Das glaubte er mir offensichtlich nicht.

»Ich habe Hunger«, fuhr ich fort. »Ich habe seit vielen Stunden nichts mehr gegessen.«

»Ich bin auch hungrig«, erwiderte er, »und habe viele Stunden nichts mehr gehabt.«

»Ist deine Hütte in der Nähe?« fragte ich. Ich wußte, daß das der Fall war, denn es war schon spät am Tage. Die Sonne regelte die meisten goreanischen Tagesabläufe, und der Holzfäller war sicher auf dem Heimweg.

»Nein«, sagte er.

»Ich habe keine bösen Absichten gegenüber dir und deinem Heimstein«, sagte ich. »Ich habe kein Geld und kann dich nicht bezahlen, aber ich habe Hunger.«

»Ein Krieger nimmt sich, was er braucht«, sagte der Mann.

»Ich mochte dir nichts fortnehmen«, sagte ich.

Er sah mich an, und ich glaubte den Anflug eines Lächelns auf seinem ledrigen Gesicht wahrzunehmen.

»Ich habe keine Tochter«, sagte er. »Ich habe kein Silber und keine sonstigen Güter.«

»Dann wünsche ich dir Erfolg und Reichtum«, erwiderte ich lachend.

»Ich marschiere also weiter.«

Ich ging an ihm vorbei und wollte meinen Weg fortsetzen.

Ich hatte kaum einige Schritte zurückgelegt, als sein Ruf mich stoppte.

Ich vermochte ihn kaum zu verstehen, denn die einsamen Menschen der Holzfällerkaste sprechen selten.

»Ich habe Erbsen und Rüben, Knoblauch und Zwiebeln in meiner Hütte«, sagte der Mann mit dem Holzbündel, das wie ein Riesenbuckel wirkte.

»Die Priesterkönige selbst«, sagte ich, »könnten nicht mehr verlangen.«

»Dann teile mit mir das Brot, Krieger«, sagte der Mann.

»Ich bin geehrt«, sagte ich — und das stimmte.

Wenngleich ich einer hohen Kaste angehörte und er nicht, war er doch in seiner eigenen Hütte nach den goreanischen Gesetzen der Alleinherrscher, denn dort befand er sich im Bereich seines Heimsteins. Ja, selbst ein feiger Mann, der in der Gegenwart höhergestellter Persönlichkeiten nicht den Blick zu heben wagt, mag über seinem Heimstein zum Löwen werden, stolz, herablassend, großzügig oder abweisend — ein wahrer König, und sei es nur in seiner eigenen kleinen Hütte.

Tatsächlich gab es eine Reihe von Geschichten, in denen selbst Krieger von wütenden Bauern überwältigt wurden, in deren Heim sie eingedrungen waren — denn in der Nahe ihrer Heimsteine kämpfen die Menschen unter Aufbietung ihres ganzen Mutes, kämpfen wie der berühmte Berg-Larl. Es gibt so manches goreanische Kornfeld, das mit dem Blut unvorsichtiger Krieger getränkt wurde.

Der breite Holzträger grinste von einem Ohr zum anderen. Heute abend hatte er einen Gast. Er selbst würde nur wenig sagen, denn er war ungeübt im Sprechen, und er war zu stolz, Sätze zu bilden, die wahrscheinlich nur stockend und grammatisch falsch herauskamen, aber er würde bis zum Morgengrauen an seinem Feuer sitzen und mich nicht schlafen lassen, würde Geschichten von mir hören wollen, Berichte über meine Abenteuer, Schilderungen weit entfernter Orte. Was ich sagte, war dabei weniger wichtig als die Tatsache, daß überhaupt etwas gesagt wurde, daß er wieder einmal einen Abend nicht allein gewesen war.

»Ich heiße Zosk«, sagte er.

Ich fragte mich, ob dies sein gebräuchlicher Name sei, oder sein wirklicher Name. Die Mitglieder niederer Kasten nennen sich oft bei einem Gebrauchsnamen und heben sich den wirklichen Namen für Familienmitglieder und gute Freunde auf, um ihn gegen den Einfluß von Zauberern und anderen bösen Mächten zu schützen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, daß Zosk sein wirklicher Name war.

»Zosk aus welcher Stadt?« fragte ich.

Die gedrungene, breite Gestalt schien zu erstarren. Die Muskeln seiner Beine strafften sich, wölbten sich auswärts. Die Bande, die sekundenlang zwischen uns bestanden hatten, schienen urplötzlich durchtrennt, von einem kalten Windhauch verweht.

»Zosk . . .«, sagte er.

»Aus welcher Stadt?« fragte ich.

»Aus keiner Stadt«, erwiderte er.

»Gewiß bist du doch aus Ko-ro-ba.«

Der entstellte Riese wich wie von einem Peitschenschlag getroffen zurück und begann zu zittern. Ich spürte, daß dieser einfache, unverdorbene Mensch plötzlich Angst hatte. Ich hatte das Gefühl, daß er sich mutig mit seiner Axt gegen einen Larl gestellt hätte, ohne einen Gedanken an die Gefahr zu verschwenden, doch hier hatte er Angst. Die breiten Fauste, die die Seile des Holzbündels hielten, verkrampften sich und wurden weiß; die Holzstäbe knirschten aneinander.

»Ich bin Tarl Cabot«, sagte ich, »Tarl aus Ko-ro-ba.«

Zosk stieß einen unverständlichen Schrei aus und begann rückwärts zu stolpern. Seine Hände fummelten an den Seilen herum, und das große Holzbündel verlor seinen Zusammenhalt und polterte mit lautem Getöse auf das Steinpflaster der Straße. Der Mann wandte sich zur Flucht, doch er rutschte auf einem der Aste aus und stürzte. Er fiel fast in die Axt, die mitten auf der Straße lag. Impulsiv griff er danach, wie nach einer rettenden Holzplanke in tödlichem Wasserstrudel.

Die Axt schien ihn zur Besinnung zu bringen, und er hockte auf der Straße, im Halbdämmer, wenige Fuß von mir entfernt, wie ein Gorilla mit einer breiten Axt; er atmete tief ein, saugte die Luft in seine Lungen und versuchte seine Angst zu meistern.

Seine Augen musterten mich durch das grauweiße, verfilzte Haar. Ich begriff seine Furcht nicht, doch es freute mich, daß er sie überwand, denn die Angst ist der gemeinsame Feind aller Lebewesen, und seinen Sieg hielt ich irgendwie auch für den meinen. Ich erinnerte mich an einen Zwischenfall in den Bergen von New Hampshire, wo ich mich einmal schamlos meiner Angst hingeeben hatte und davongestürmt war — ein Sklave des allzumenschlichen.

Zosk richtete sich auf, soweit das sein verkrümmtes Rückgrat erlaubte. Seine Angst war verflogen.

Er sprach langsam. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, doch er hatte sich wieder in der Gewalt.

»Sag, daß du nicht Tarl aus Ko-ro-ba bist«, verlangte er.

»Aber ich bin es«, erwiderte ich.

»Ich erbitte deinen Gefallen«, sagte Zosk, in dessen Stimme nun ein seltsames Gefühl schwang. »Sag mir, daß du nicht Tarl aus Ko-ro-ba bist.«

»Ich bin Tarl aus Ko-ro-ba«, wiederholte ich entschlossen.

Zosk hob seine Axt.

Sie wirkte winzig in seiner massigen Hand. Ich spürte, daß er damit einen Baum auf einen Schlag fällen konnte. Schritt um Schritt

kam er näher, die Axt mit beiden Händen über die Schulter gehoben. Endlich blieb er vor mir stehen. Ich glaubte Tränen in seinen Augen wahrzunehmen. Doch ich machte keine Anstalten, mich zu verteidigen. Irgendwie wußte ich, daß Zosk nicht zuschlagen würde. Er kämpfte mit sich, sein einfaches Gesicht war qualvoll verzerrt, in seinen Augen stand die Unentschlossenheit.

»Mögen die Priesterkönige mir vergeben!« schrie er.

Er warf die Axt zu Boden, die klirrend über die Pflaster der Straße schlitterte. Zosk sank in die Knie und setzte sich mit gekreuzten Beinen. Sein gewaltiger Körper wurde von heftigem Schluchzen erschüttert, den massigen Kopf barg er in den Händen, und mit schwerer, gutturaler Stimme stieß er ein verzweifelteres Stöhnen aus.

In solchen Augenblicken muß man einen Mann allein lassen, denn nach goreanischer Auffassung erniedrigt Mitleid sowohl den, der das Mitleid empfindet, als auch den, auf den es sich bezieht. Nach goreanischem Brauchtum darf man Liebe empfinden, aber kein Mitleid.

Ich ging also weiter.

Mein Hunger war vergessen. An die Gefahren der Straße dachte ich nicht mehr.

Ich würde im Morgengrauen Ko-ro-ba erreichen.

-4-

In der Dunkelheit näherte ich mich stolpernd den Mauern Ko-ro-bas, wobei ich mit dem Schaft meines Speers auf das Straßenpflaster klopfte, um nicht vom Wege abzukommen und Schlangen zu verscheuchen. Es war ein Alptraummarsch, ein sinnloses Unterfangen, diese Suche nach meiner Stadt, mitten in der Nacht. Oft stieß ich auf Hindernisse und stürzte, mußte Kratzer einstecken, doch ich wurde von meinen selbstquälerischen Zweifeln und Ängsten vorangetrieben, die mir keine Ruhe gönnten, bis ich wieder auf den geschwungenen Brücken Ko-ro-bas stand.

War ich nicht Tarl aus Ko-ro-ba? Gab es denn diese Stadt nicht? Jeder Pasangstein sprach davon — verkündete, daß am Ende der Straße eine solche Stadt wartete. Aber warum war die Straße so ungepflegt? Warum reiste niemand darauf? Warum hatte sich Zosk aus der Kaste der Holzträger so seltsam benommen? Warum

zeigten mein Schild, mein Helm und meine sonstige Ausrüstung nicht das stolze Wappen Ko-ro-bas?

Einmal schrie ich schmerz erfüllt auf. Zwei Hauer hatten sich in meinen Schenkel verbissen. Eine Ost, dachte ich zuerst. Doch die Zähne ließen nicht locker, und ich hörte das knallende, saugende Geräusch der blasenähnlichen Samenbeutel einer Blutpflanze, die sich wie kleine, häßliche Lungen zusammenzogen und wieder dehnten. Ich bückte mich und riß die Pflanze am Straßenrand aus dem Boden. Sie wand sich mit keuchenden Beuteln wie eine Schlange in meiner Hand. Ich zerrte die beiden hahnähnlichen Spitzen aus meinem Fleisch. Die Blutpflanze stoßt wie eine Kobra zu und schlägt zwei hohle Dornen in ihre Opfer. Die chemischen Reaktionen auf die blasenähnlichen Beutel führen zu einer mechanischen Pumpwirkung, und das Blut wird in die Pflanze gesaugt, die sich davon ernährt. Als ich das Ding von meinem Bein entfernte, erleichtert, daß es nicht die Zähne der böartigen Ost gewesen waren, kamen die drei Monde Gors hinter den dunklen Wolken hervor. Ich hielt die zitternde Pflanze in die Höhe und riß sie auseinander. Schon vermischte sich mein Blut, dunkelschimmernd in der silbrigen Nacht, mit den Säften der Pflanze und verdunkelte den Stengel bis zu den Wurzeln. In etwa zwei oder drei Sekunden hatte sie fast einen Viertelliter Flüssigkeit angesaugt. Erschauernd schleuderte ich die Pflanze von mir. Gewöhnlich werden solche Gewächse von den Straßenrändern und aus bewohnten Gegenden entfernt. Sie sind gefährlich, vorwiegend für Kinder und kleine Tiere, doch auch ein erwachsener Mann, der sich in eine Gruppe solcher Pflanzen verirrt, kann zu Schaden kommen. Ich machte Anstalten, meine Wanderung fortzusetzen, dankbar, daß mir die drei goreanischen Monde den gefährlichen Weg etwas erhellten. Ich fragte mich in einem Augenblick der Vernunft, ob es nicht besser gewesen wäre, ein Versteck zu suchen, und ich wußte auch, daß ich nichts Besseres tun konnte, aber ich schaffte es einfach nicht; in mir brannte eine Frage, die ich mir nicht zu beantworten wagte. Nur mit Augen und Ohren würde ich meine Befürchtungen widerlegen oder bestätigen können. Ich suchte nach einer Wahrheit, die ich nicht kannte, die ich aber finden mußte — und diese Wahrheit wartete am Ende der Straße auf mich.

Plötzlich nahm ich einen fremden, unangenehmen Duft wahr, wie von einem gewöhnlichen Wiesel, nur stärker. Sofort wurde ich hellwach. Ich erstarrte — eine instinktive Reaktion.

Ich machte kein Geräusch, bewegte mich nicht, suchte den Schutz

der Stille und Unbeweglichkeit. Unmerklich wandte ich den Kopf und suchte die Felsen und Büsche links und rechts der Straße ab. Ich glaubte, ein leises Schnauben zu vernehmen, ein Grunzen, ein hundeähnliches fiepen. Dann war es wieder still.

Auch das unbekannte Wesen war erstarrt; es spürte wahrscheinlich meine Gegenwart. Anscheinend handelte es sich um einen Sleen, hoffentlich um ein junges Tier. Ich nahm an, daß es nicht mir auf den Fersen gewesen war, sonst hatte ich es bestimmt nicht gerochen, denn es hätte sich dann gegen den Wind genähert. Ich blieb vielleicht sechs oder sieben Minuten unbeweglich stehen. Dann sah ich den Sleen, der sich auf sechs stämmigen Beinen wie eine pelzige Eidechse vor mir über die Straße wand. Die spitze, behaarte Schnauze schwankte von links nach rechts und schnupperte in den Wind.

Ich atmete erleichtert auf.

Es war tatsächlich ein junger Sleen, kaum zweieinhalb Meter lang. Dem Tier fehlte noch die Erfahrung und die Geduld eines älteren Tiers. Sein Angriff, wenn es auf mich aufmerksam werden sollte, würde ziemlich laut ausfallen, eine pfeifende Attacke, ein ungeschicktes, kreischendes vorwärtsstürmen. Das Tier glitt in die Dunkelheit davon, vielleicht nicht ganz überzeugt, daß es allein war, ein Jungtier, das sich noch nicht allzu sehr um solche leichten Witterungen kümmerte und sie ignorierte — Witterungen, die in Gors brutaler Tierwelt den Unterschied zwischen Tod und Überleben ausmachen Können.

Ich setzte meine Wanderung fort.

Wieder hatten sich die drei goreanischen Monde hinter schwarzen, dahineilenden Wolken versteckt, und es begann windig zu werden. Ich sah die Schatten großer Ka-la-na-Bäume, die sich vor der Dunkelheit der Nacht beugten; die unzähligen Blätter bewegten sich raschelnd an den langen Asten. Regen lag in der Luft. In der Ferne zuckte plötzlich ein Blitz auf, und leiser Donner drang Sekunden später an meine Ohren. Als ich weitereilte, nahm meine Besorgnis zu. Ich hatte das Gefühl, daß ich inzwischen längst die Lichter der Zylinderstadt Ko-ro-ba sehen müßte. Und doch war nichts auszumachen. Die Stadt mußte im Dunkeln liegen.

Warum hingen keine Lampen an den hohen Brücken? Warum waren die Zimmer der Stadt nicht bunt erleuchtet, sprachen von Diskussionen, Trinkgelagen, Liebeslagern? Warum brannten die gewaltigen Lichter auf den Mauern nicht, die die weit ausfliegenden Tarnkämpfer der Stadt in den Schutz ihrer Mauern riefen?

Ich blieb neben einem Pasangstein stehen und versuchte mir diese Fragen zu beantworten, versuchte das Rätsel zu ergründen. Ich war verwirrt, unsicher. Ich bückte mich und betrachtete die Zahl auf dem Stein. Es stimmte — ich mußte die Lichter Ko-ro-bas sehen können. Und doch war vor mir nur Dunkelheit. Nun fiel mir auch auf, das ich nicht einmal die Lagerfeuer der Bauern in den Hügeln rings um die Stadt gesehen hatte und auch nicht die Fackeln mutiger Jäger, die des Nachts dem Sleen nachstellen. Ja, und inzwischen hätte ich mindestens ein dutzendmal von den Nachtpatrouillen der Stadt angerufen werden müssen!

Eine gewaltige Blitzkette zuckte in der Nacht auf, betäubte mich mit ihrem grollenden Donner, zerriß die Dunkelheit in willkürliche Brocken, brach sie in Stücke wie eine Tonschale, die mit einem Feuerhammer zerschlagen wird, und mit dem Zucken der Blitze kam das Unwetter auf, heftige, eiskalte Regenschauer, die mich sofort einhüllten, vom Wind gepeitscht.

In wenigen Sekunden war ich bis auf die Haut naß. Ich begann zu frieren. Der Wind zerrte an meiner Tunika. Blindlings tastete ich mich durch das unvorstellbare Unwetter. Ich wischte mir das kalte Wasser aus den Augen und fuhr mir mit den Fingern durch das Haar, um es aus dem Gesicht zu streichen. Die Wut der Blitze entlud sich immer wieder über den Hügeln, blendete mich einen Augenblick, gefolgt von ohrenbetäubendem Donner, und verschwand sofort wieder in der Dunkelheit.

Kaum fünfzig Meter vor mir schlug ein Blitz in die Straße ein. Einen Augenblick schien er mir wie ein gigantischer gekrümmter Speer den Weg zu versperren, durchscheinend, unheimlich, bedrohlich — dann war er verschwunden. Der Blitz war auf meinen Weg eingeschlagen. Der Gedanke ließ sich nicht abschütteln — es mochte ein Zeichen der Priesterkönige sein, daß ich umkehren sollte.

Aber ich setzte meinen Weg fort und stellte mich an die Stelle des Blitzeinschlages. Trotz des eiskalten Windes und des peitschenden Regens spürte ich die Erhitzung der Steine durch meine Sandalen. Ich hob den Blick, schwenkte Speer und Schild und brüllte in das Unwetter hinein. Meine Stimme ging in der Turbulenz der Natur unter, ein trotziger Aufschrei vor den Mächten, die sich anscheinend gegen mich verschworen hatten.

»Ich gehe nach Ko-ro-ba!« brüllte ich.

Kaum hatte ich einen weiteren Schritt gemacht, als ich im Widerschein eines aufzuckendes Blitzes den Sleen erblickte, diesmal ein voll ausgewachsenes Exemplar, zwischen fünf und sechs Meter lang. Das Ungeheuer raste auf mich zu, blitzschnell, lautlos, die

Ohren flach angelegt, der Pelz regendurchtränkt, die weit aufgerissenen Nachtaugen vor Mordlust schimmernd.

Ein seltsamer Laut entfuhr meinen Lippen, ein unglaubliches Lachen.

Endlich etwas, das ich sehen, spüren, bekämpfen konnte!

Mit einem Eifer, der der Kampfeslust des Ungeheuers nicht nachstand, rannte ich in die Dunkelheit, und als ich seinen Sprung erahnte, warf ich mich mit dem spitzen goreanischen Speer nach vorn. Mein Arm bekam zwei spitze Zahnreihen zu spüren, und ich wurde herumgerissen, als das Tier vor Wut und Schmerz aufbrüllte und sich auf der Straße wand. Ich zog meinen Arm zurück, brachte ihn vor den schwachen, sinnlos zuschnappenden Fängen in Sicherheit.

Beim nächsten Blitz sah ich den Sleen auf dem Bauche hocken; verzweifelt biß er in den Schaft des Speers, seine großen Nachtaugen waren ohne Glanz. Mein Arm war blutüberströmt — doch das Blut stammte hauptsächlich von dem Raubtier. Meine Hand war fast bis in den Schlund des Tieres vorgedrungen, im Schwunge der Bewegung, die den Speer tief in den Rachen des Ungeheuers gerammt hatte. Ich bewegte Arm und Finger. Ich war unverletzt.

Der nächste Blitz enthüllte mir, daß der Sleen nicht mehr lebte.

Unwillkürlich überlief mich ein Schauer, obwohl ich nicht wußte, ob diese Reaktion auf die Kälte und den Regen oder den Anblick des langen, pelzigen, echsenartigen Körpers zurückzuführen war, der da vor mir lag. Ich versuchte den Speer herauszuziehen, doch er steckte zwischen den Rippen des Tieres.

Kalten Blutes zog ich mein Schwert, schnitt den Kopf des Tieres ab und zerrte die Waffe frei. Nach Sitte der Sleenjäger — und auch weil ich hungrig war — nahm ich meine Schwertklinge, durchschnitt das Fell des Tieres und verzehrte sein Herz.

Es heißt, daß nur das Herz des Berg-Larl mehr Glück bringt, als das des böartigen, schlaun Sleen. Das rohe Fleisch, noch heiß vom Blute des Tieres, sättigte mich, und ich hockte neben meiner Beute auf der Straße nach Ko-ro-ba, ein Raubtier unter Raubtieren.

Ich lachte. »Wolltest du mich von Ko-ro-ba fernhalten, Schwarzer Bruder der Nacht?« fragte ich ins Leere.

Wie absurd es mir vorkam, daß sich ein schwacher Sleen zwischen mich und meine Stadt stellen wollte! Ich lachte unwillkürlich auf, als ich daran dachte, wie unsinnig sich das Tier verhalten hatte. Aber wie hatte es Bescheid wissen Können? Wie hatte es wissen können, daß ich Larl aus Ko-ro-ba war und daß ich in meine Stadt zurückkehrte. Es gibt ein goreanisches Sprichwort, wonach ein

Mann, der zu seiner Stadt zurückkehrt, nicht aufgehalten werden darf.

War dem Sleen dieser Ausspruch nicht bekannt?

Ich schüttelte den Kopf, um den unvernünftigen Gedanken loszuwerden.

Ich wußte, daß das alles keinen Sinn ergab, daß ich nach dem kurzen Kampf und nach der ersten schnellen Mahlzeit jetzt etwas trunken war — immerhin hatte ich viele Stunden lang gehungert.

Wenngleich ich es als Aberglauben abtat, widmete ich mich nun dem goreanischen Ritual des Blutlesens. Ich legte meine Hände zusammen und schöpfte damit etwas Blut, trank einen Mund voll, hielt den Rest vor mich hin und wartete auf den nächsten Blitz.

Man schaut in das Blut in den Händen. Es heißt, wenn man das eigene Gesicht schwarz und ausgezehrt sieht, wird man an einer Krankheit sterben, sieht man sich zerrissen und blutigrot, wird man im Kampfe untergehen, erscheint das eigene Gesicht aber alt und weißhaarig, soll man in Frieden sterben und viele Nachkommen hinterlassen.

Wieder blitzte es auf, und ich starrte in das Blut.

In diesem kurzen Augenblick sah ich in der winzigen Blutmenge, die ich in den Händen hielt, nicht mein eigenes Gesicht, sondern ein fremdes Antlitz — einen Kopf wie eine Goldkugel mit scheibengleichen Augen, ein Gesicht von einer unvorstellbaren Fremdheit, ein Gesicht, das mir sofort einen unheimlichen Schrecken eintauchte.

Die Dunkelheit kehrte zurück, und beim nächsten Blitz schaute ich noch einmal in das Blut, doch jetzt war es nur Blut, das Blut eines Sleen, den ich auf der Straße nach Ko-ro-ba getötet hatte. Ich sah nicht einmal mein eigenes Spiegelbild in der Flüssigkeit. Ich trank das Blut und beendete damit das Ritual.

Dann stand ich auf und wischte am Pelz des Sleen meinen Speer ab. Sein Herz hatte mir neue Kräfte verliehen.

»Ich danke dir, Schwarzer Bruder der Nacht«, sagte ich zu dem Tier.

Ich sah, daß sich Wasser in der konkaven Seite des Schildes gesammelt hatte. Dankbar hob ich es an und trank davon.

Es ging nun bergan.

Die Straße war mir gut bekannt, der lange, relativ steile Anstieg zum Kamm einer Reihe von Hügeln, hinter denen Ko-ro-ba lag, ein Aufstieg, der die Plage aller Karawanenfuhrmeister, Lastträger und sonstigen Reisenden war.

Ko-ro-ba lag inmitten grüner Hügel, einige hundert Meter über der Oberfläche des fernen Tambergolfs und jenes geheimnisvollen Wassers, das von den Goreanern einfach Thassa, das Meer, genannt wird. Ko-ro-ba lag nicht so hoch und abgeschieden wie beispielsweise Thentis im Thentisgebirge, eine Stadt, die wegen ihrer Tarnschwärme berühmt war, doch sie zählte auch nicht zu den Städten der großen Ebenen wie die luxuriöse Metropole Ar, oder zu den Siedlungen an der Küste wie das enge, bevölkerte Port Kar am Tambergolf. Während Ar großartig zu nennen war, eine Stadt, deren Pracht und Schönheit sogar von ihren Todfeinden anerkannt wurde, während Thentis in der stolzen Wildheit der Thentisberge gedieh, während Port Kar den breiten Tamber und das schimmernde, geheimnisvolle Thassa dahinter als seine Gespielin bezeichnen konnte, hielt ich meine Stadt dennoch für die schönste auf ganz Gor, eine einzigartige Ansammlung zierlicher Zylinder, die anmutig zwischen den grünen Bergen aufragten.

Ein urzeitlicher Dichter, der — für die Goreaner heute unverständlich — verschiedene Städte dieser Welt besungen hat, bezeichnete Ko-ro-ba als die Türme des Morgens, und so wird es manchmal heute noch genannt. Die goreanischen Worte Ko-ro-ba sind nur ein altgoreanischer Ausdruck für Dorfmarkt.

Das Unwetter hatte nicht nachgelassen, doch ich kümmerte mich nicht mehr darum. Durchnäßt, kalt — so kletterte ich weiter, hielt meinen Schild vor mich, um den Wind abzulenken und meinen Aufstieg zu erleichtern. Als ich endlich den Kamm erreichte, verharrte ich und wischte mir das kalte Wasser aus den Augen, wartete auf den nächsten Blitz, der mir nach all den Jahren endlich meine Stadt zeigen sollte.

Ich sehnte mich nach dieser Stadt und nach meinem Vater, dem großartigen Matthew Cabot, der einmal Ubar von Ko-ro-ba gewesen war und jetzt als ihr Administrator fungierte. Ich freute mich auf meine Freunde, den stolzen Älteren Tarl, meinen Waffenlehrer und auf Torm, den gutmütigen, knurrigen kleinen Schriftgelehrten, der selbst Schlaf und Nahrung als Teile einer Verschwörung ansah, die ihn von seinen geliebten Schriftrollen fernhalten sollte. Am

meisten sehnte ich mich jedoch nach Talena, die ich mir als Freie Gefährtin erwählt hatte, für die ich auf Ars Justizylinder gekämpft hatte, die mich wiederliebte — die dunkelhaarige, wunderschöne Talena.

»Ich Liebe dich, Talena!« rief ich.

Und als sich der Schrei von meinen Lippen loste, zuckte eine gewaltige Folge von Blitzen auf, die das Tal zwischen den Hügeln erhellte — ein Tal, in dem nichts zu sehen war.

Ko-ro-ba war nicht mehr!

Die Stadt war verschwunden!

Dunkelheit folgte der grellen Helligkeit, und der Schock des Donners erfüllte mich mit Entsetzen.

Wieder und wieder blitzte es auf. Donner grollte, und erneut umhüllte mich Schwarze. Und jedesmal sah ich, was ich schon gesehen hatte.

Das Tal war leer. Ko-ro-ba war verschwunden!

»Du bist von den Priesterkönigen berührt«, sagte eine Stimme hinter mir. Ich fuhr herum, den Schild erhoben, den Speer zum Stoß bereit.

Beim nächsten Aufblitzen machte ich die weiße Robe eines Wissenden aus, den kahlrasierten Kopf und die traurigen Augen eines Mitglieds der Gesegneten Kaste, angebliche Diener der Priesterkönige. Er stand mit verschränkten Armen vor mir, eine hochaufragende Gestalt in der Mitte der Straße, die Augen auf mich gerichtet.

Irgendwie kam mir dieser Mann anders vor als die Wissenden, die ich auf Gor bisher kennengelernt hatte. Ich vermochte den Unterschied nicht zu bestimmen, und doch schien er etwas an sich zu haben, das ihn von den anderen Mitgliedern seiner Kaste unterschied. Vielleicht war er tatsächlich ein einfacher Wissender — oder auch nicht. Nichts

Ungewöhnliches ging von ihm aus — abgesehen vielleicht von seinem Gesichtsausdruck, der hochmütiger war als gewöhnlich, und von seinen Augen, die vielleicht schon Dinge geschaut hatten, wie sie nur wenige Menschen zu Gesicht bekamen.

Mir kam der Gedanke, das ich, Tarl von Ko-ro-ba, ein Sterblicher, hier auf dieser Straße in dieser unruhigen Nacht vielleicht in das Gesicht eines Priesterkönigs schaute.

Während wir uns so ansahen, ließ das Unwetter nach, das Zucken der Blitze hörte auf, der Donner grollte nicht mehr in meinen Ohren. Der Wind beruhigte sich. Die Wolken hatten sich verzogen. In den kalten Wasserpfützen auf der Straße spiegelten sich die drei Monde Gors.

Ich wandte mich um und schaute über das Tal, in dem Ko-ro-ba gelegen hatte.

»Du bist Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte der Mann.

Ich war verblüfft. »Ja«, sagte ich. »Ich bin Tarl aus Ko-ro-ba.« Ich schaute ihn an.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte er.

»Bist du«, fragte ich, »ein Priesterkönig?«

»Nein«, erwiderte er.

Ich musterte diesen Mann, der so sehr wie ein gewöhnlicher Mensch wirkte, der aber mehr sein mußte.

»Sprichst du für die Priesterkönige?« fragte ich.

»Ja«, sagte er.

Und ich glaubte ihm.

Es war natürlich nichts Ungewöhnliches, daß die Wissenden den Anspruch erhoben, für die Priesterkönige zu sprechen; tatsächlich war es nach eigener Meinung die Aufgabe ihrer Kaste, dem einfachen Menschen den Willen der Priesterkönige begreiflich zu machen.

Doch diesem Manne glaubte ich.

Er war nicht wie die anderen Wissenden, auch wenn er ihre Robe trug.

»Gehörst du der Kaste der Wissenden an?« fragte ich.

»Ich bin ein Mann, der den Willen der Priesterkönige für die Sterblichen interpretiert«, sagte der Mann, ohne auf meine Frage einzugehen.

Ich schwieg.

»Von nun an«, sagte der Mann, »bist du Tarl aus keiner Stadt.«

»Ich bin Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte ich stolz.

»Ko-ro-ba wurde vernichtet«, sagte der Mann. »Es ist, als hätte es diese Stadt nie gegeben. Ihre Steine und ihre Einwohner sind bis in die entferntesten Winkel der Welt verstreut worden, und es darf nie geschehen, daß zwei Steine oder zwei Menschen aus dieser Stadt jemals wieder zusammentreffen.«

»Warum wurde Ko-ro-ba vernichtet?« wollte ich wissen.

»Es war der Wille der Priesterkönige«, sagte der Mann.

»Doch warum war es der Wille der Priesterkönige?* rief ich.

»Weil es ihr Wille war«, sagte der Mann, »und es gibt nichts, was den Willen der Priesterkönige in Frage stellen kann.«

»Ich erkenne ihren Willen nicht an«, sagte ich.

»Unterwirf dich«, sagte der Mann.

»Nein!«

»Dann sei es«, sagte er. »Du bist von nun an dazu verurteilt,

allein und ohne Freunde die Welt zu durchstreifen, ohne Stadt, ohne Mauern, die du die deinen nennen kannst, ohne Heimstein, den du ehren könntest. Du bist ab sofort ein Mann ohne Stadt, du bist eine Warnung für alle, die sich dem Willen der Priesterkönige widersetzen wollen — doch ansonsten bist du nichts.«

»Was ist mit Talena?« rief ich. »Was ist mit meinem Vater, meinen Freunden, den Einwohnern meiner Stadt ?«

»In alle Winkel der Welt zerstreut«, sagte die eingehüllte Gestalt, »und keine zwei Steine dürfen wieder zusammentreffen.«

»Habe ich den Priesterkönigen nicht bei der Belagerung Ars gedient?« fragte ich.

»Die Priesterkönige haben dich für ihre Ziele eingesetzt, wie es ihnen beliebte.«

Ich hob meinen Speer und spürte, daß ich die Gestalt, die da Gelassen und erschreckend vor mir aufragte, mühelos hatte umbringen Können.

»Töte mich, wenn das dein Wunsch ist«, sagte der Mann.

Ich senkte die Speerspitze. In meinen Augen standen Tränen. Ich war ratlos. War die Stadt meinerwegen untergegangen? Hatte ich ihren Einwohnern Unglück gebracht — meinem Vater, meinen Freunden und Talena? War ich zu ahnungslos gewesen, hatte ich nicht begriffen, daß ich im Griff der Priesterkönige ein Niemand, ein Nichts war? Sollte ich nun über die verlassenen Straßen und Felder Gors wandern, schuld- und qualbeladen, ein unglückliches Beispiel für das Schicksal, das die Priesterkönige für alle Narren und stolzen Menschen bereithielten!

Dann plötzlich gab ich mein Selbstmitleid auf, und ich war schockiert, denn als ich nun in die Augen des verhüllten Mannes blickte, sah ich menschliche Wärme darin, sah ich Tränen. Mitleid, das verbotene Gefühl, schimmerte in diesen Augen, eine Regung, die er nicht unterdrücken konnte. Die Macht, die ich in seiner Gegenwart verspürt hatte, schien seltsamerweise verschwunden zu sein. Nun sah ich nur noch einen Mann vor mir, einen Mitmenschen, der allerdings die erhabenen Roben der stolzen Kaste der Wissenden trug.

Er schien mit sich zu kämpfen, als wollte er mir eigene Worte sagen und nicht nur die Botschaft der Priesterkönige. Er schien vor Schmerz zu zittern, er preßte die Hände gegen den Kopf, er wollte sprechen, wollte mir etwas sagen. Eine Hand streckte sich in meine Richtung, und die Worte, eigene Worte, die nichts von der widerhallenden Autorität seiner bisherigen Äußerungen hatten, kamen heiser und fast unhörbar.

»Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte er, »wirf dich in dein Schwert.«
Er schien zu schwanken, und ich stützte ihn.
Er schaute mir in die Augen. »Wirf dich in dein Schwert«, wiederholte er.

»Wäe das nicht gegen den Willen der Priesterkönige?* fragte ich.

»Ja«, sagte er.

»Warum sagst du mir das?« wollte ich wissen.

»Ich bin dir bei der Belagerung Ars gefolgt«, sagte er. »Auf dem Justizylinder kämpfte ich mit dir gegen Pa-Kur und seine Attentäter.«

»Ein Wissender?« verwunderte ich mich.

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Ich war einer der Wächter Ars, und ich kämpfte, um meine Stadt zu retten.«

»Das herrliche Ar«, sagte ich leise.

»Das herrliche Ar«, sagte er mit schwacher Stimme, in der Stolz schwang. Er sah mich an. »Stirb, Tarl aus Ko-ro-ba. Held von Ar.« Seine Augen schienen in seinem Kopf zu brennen. »Scheue dich nicht.«

Plötzlich begann er wie ein gequälter Hund aufzuheulen, und die nun folgenden Ereignisse vermag ich kaum zu beschreiben. Es schien, als begänne das Innere seines Kopfes zu platzen und zu brennen, zu brodeln wie eine schreckliche, flüssige Lava im Krater seines Schädels. Es war ein häßlicher Tod — und nur weil er mit mir sprechen wollte, weil er mir sagen wollte, was ihn in seinem Herzen bewegte.

Es wurde langsam hell, und die ersten Schimmer der Dämmerung zogen über den Hügeln auf, die einstmals Ko-ro-ba geschützt hatten. Ich entfernte die verhaßten Roben des Wissenden vom Körper des Toten und trug ihn weit von der Straße fort.

Als ich ihn mit Felsbrocken zu bedecken begann, bemerkte ich die Überreste des Schädels, der kaum mehr als eine Handvoll von Knochenstücken war. Das Gehirn war förmlich herausgebrannt. Das Morgenlicht blitzte kurz auf einem Gebilde zwischen den weißen Knochenstücken. Ich hob es hoch. Es war ein kleines Netz aus feinem goldenem Draht. Ich wußte nichts damit anzufangen und warf es zur Seite.

Ich stapelte Steine über den Körper und errichtete eine Grabstelle, die dem Auge auffiel und die alle Raubtiere abschrecken würde.

Einen großen flachen Stein brachte ich am Kopfende des Grabes an und kratzte mit meiner Speerspitze folgende Worte hinein: >Ich

bin ein Mann aus dem Herrlichen Ar<. Mehr wußte ich nicht über den Mann.

Neben dem Grab stehend, zog ich mein Schwert. Er hatte mir gesagt, ich sollte mich hineinstürzen, um meiner Schande zu entgehen, um wenigstens einmal dem Willen der mächtigen Priesterkönige von Gor zu trotzen.

»Nein, mein Freund«, sagte ich zu dem toten Krieger von Ar. »Nein, ich werfe mich nicht in dieses Schwert. Auch unterwerfe ich mich nicht den Priesterkönigen.«

Ich hob das Schwert in die Richtung auf das Tal, in dem Ko-ro-ba gestanden hatte.

»Vor langer Zeit«, sagte ich, »weihte ich dieses Schwert dem Dienste an Ko-ro-ba. Diese Verpflichtung ändert sich nicht.«

Wie jedem anderen Goreaner war mir die Lage des Sardargebirges bekannt, der Heimat der Priesterkönige, eines verbotenen Gebietes, in das kein Mensch im Schatten der Berge, kein Sterblicher eindringen durfte. Es hieß, das der Oberste Heimstein von ganz Gor in diesen Bergen zu finden sei und daß in ihm der Quell für die Macht der Priesterkönige liege; daß kein Mann je einen Priesterkönig gesehen und diese Begegnung überlebt habe.

Ich steckte mein Schwert wieder ein, befestigte den Helm an meiner Schulter, hob Schild und Speer auf und setzte mich in Bewegung — zum Sardargebirge.

-6-

Das Sardargebirge, das ich noch nie gesehen hatte, lag über Tausend Pasang von Ko-ro-ba entfernt. Während Menschen im Schatten der Berge — wie die gewöhnlichen Sterblichen genannt werden — diese Berge selten betreten und dann auch nicht zurückkehren, dringen doch viele bis an den Rand des unheimlichen Sperrbezirks vor, um im Schatten dieser Klippen zu stehen, hinter denen die Geheimnisse der Priesterkönige verborgen liegen. Tatsächlich wird von jedem Goreaner erwartet, daß er mindestens einmal in seinem Leben eine solche Pilgerfahrt unternimmt.

Viermal im Jahr, zu den Zeiten der Sonnenwenden und der Tag und Nachtgleiche, werden in der Ebene vor den Bergen Jahrmärkte abgehalten, verwaltet von Komitees der Wissenden, Jahrmärkte, bei denen sich die Männer vieler Städte ohne Blutvergießen begegnen, eine Zeit des Waffenstillstands, der gemeinsamen Spiele, des Handels und Wandels.

Torm, mein Freund aus der Kaste der Schriftgelehrten, hatte solche Märkte oft besucht, und mit den Gelehrten anderer Städte Schriftrollen auszutauschen, Männer, die er ohne diese Märkte nie getroffen hätte, Männer feindlicher Städte, denen neues Gedankengut näher am Herzen lag als ihr Haß auf den Feind, Männer wie Torm, die das Lernen derart liebten, daß sie die gefährvolle Reise zum Sardargebirge gern auf sich nahmen, wenn sie dafür über einen Text diskutieren oder eine wertvolle Schriftprobe erwerben konnten. In ähnlicher Weise nutzten Männer aus den Kasten der Physiker und Hausbauer und anderer Berufe die Märkte für einen Gedankenaustausch.

Den Märkten ist es zuzuschreiben, daß die ansonsten isolierten goreanischen Städte intellektuell vereinigt sind. In ähnlicher Weise tragen sie dazu bei, daß die goreanischen Dialekte stabilisiert sind, die sich sonst innerhalb weniger Generationen auseinanderentwickeln würden, so daß sich bald niemand mehr verständigen konnte. Denn diese eine Gemeinsamkeit haben die Goreaner — ihre Muttersprache in all ihren hundert Varianten, die sie einfach >die Sprache< nennen, und wer sie nicht spricht, unabhängig von Herkunft oder Stand, gilt als unakzeptabel. Im Gegensatz zu den Menschen der Erde mißt der Goreaner dem Kriterium der Rasse wenig Bedeutung bei, legt aber großen Wert auf Sprache und Stadtzugehörigkeit. Wie wir, findet er Gründe, seine Mitmenschen zu hassen, doch diese Gründe unterscheiden sich von den unseren.

Ich hätte in diesem Stadium meiner Wanderung viel für einen Tarn gegeben, obwohl ich wußte, daß diese Vögel niemals in die Berge fliegen. Aus einem mir unbekannten Grunde weigern sich die furchtlosen Tarns und auch die gemächlicheren Tharlarions, die Zug- und Reitechsen der Goreaner, das Gebirge zu betreten. Der Tharlarion läßt sich plötzlich nicht mehr bändigen, und obwohl der Tarn sich bemüht, verliert der Vogel sofort die Orientierung, vermag sich nicht mehr in der Luft zu halten und fällt kreischend über die Ebenen vor dem Gebirge zurück.

Auf Gor, dessen menschliche Bevölkerung relativ dünn gesät war, wimmelte es von tierischem Leben, und in den folgenden Wochen hatte ich keine Mühe, mich durch die Jagd zu ernähren. Ich ergänzte meine Mahlzeiten durch frische Früchte von Büschen und Bäumen, und durch Fische, die ich in Gors kalten, schnellen Flüssen fing. Einmal brachte ich einen Tabuk, eine der gelben einhornigen Antilopen Gors, die ich in einem Ka-la-na-Dickicht erlegt hatte, zur Hütte eines Bauern und seiner Frau. Ohne Fragen zu stellen, was beim Fehlen meiner Stadtwappen auch nicht ratsam gewesen wäre,

aßen sie mit mir von meinem Fleisch und gaben mir dafür Schnur und Feuersteine und eine Weinhaut.

Der goreanische Bauer fürchtet den Geächteten nicht, denn er hat selten etwas, das des Stehlens wert wäre, es sei denn, er sei der Vater einer Tochter. Tatsächlich leben die Landbevölkerung und die Geächteten Gors nach einem ungeschriebenen Gesetz, wobei sich der Bauer um den Geächteten kümmert und dieser als Gegengabe seine Beute mit dem Bauern teilt. Der Bauer sieht das nicht als unehrenhaft an; für ihn ist das ein Leben, das er gewohnt ist. Anders ist die Lage, wenn ausdrücklich bekannt ist, daß der Geächtete aus einer anderen Stadt als der eigenen stammt. In diesem Falle wird er gewöhnlich als Feind angesehen, der so schnell wie möglich den Patrouillen gemeldet werden muß.

Klugerweise mied ich auf meiner langen Wanderung die Städte, obwohl ich an mehreren vorbeikam. Eine Stadt ohne Erlaubnis oder ohne ausreichenden Grund zu betreten, kommt einem Kapitalverbrechen gleich, auf das gewöhnlich die Aufspießung steht. Die Mauerzinnen goreanischer Städte sind zumeist mit den Überresten unwillkommener Gäste geschmückt. Der Goreaner ist jedem Fremden gegenüber mißtrauisch, insbesondere in der Nähe seiner Heimatstadt.

Angeblich gab es eine Stadt, wo man einem Fremden anders begegnete — die Stadt Tharna, die nach allgemeiner Auffassung bereit war, sich auf das >Abenteuer der Gastfreundschaft< einzulassen, wie es genannt wurde. Vieles sollte anders sein in dieser Stadt — darunter auch die angebliche Tatsache, daß sie von einer Königin, einer Tatrix, beherrscht wurde und daß die Stellung der Frau in dieser Stadt entsprechend mit Privilegien ausgestattet war.

Ich freute mich, daß es wenigstens eine goreanische Stadt gab, in der die freien Frauen nicht das Gewand der Verhüllung zu tragen brauchten und ihr Leben weitgehend auf ihr Haus beschränken mußten. Auch durften sie dort wohl zu anderen Menschen als nur ihren Blutsverwandten und Freien Gefährten sprechen.

Ich glaubte, daß ein Teil der goreanischen Barbarei vielleicht auf diese sinnlose Unterdrückung des schönen Geschlechts zurückzuführen war, dessen Sanftheit und Intelligenz einen großen Beitrag zur Milderung der harten Gebräuche leisten könnte. Tatsächlich hatten die Frauen in einigen Städten — wie schon in Ko-ro-ba — eine gewisse Rolle innerhalb des Kastensystems übernehmen können und durften ein relativ unbeschränktes Leben führen.

In Ko-ro-ba konnte eine Frau ihr Haus verlassen, ohne zunächst die Erlaubnis eines männlichen Verwandten oder des Freien

Gefährten einzuholen, eine Freiheit, die für goreanische Verhältnisse ungewöhnlich war. Die Frauen von Ko-ro-ba waren sogar ohne Begleitung ins Theater gegangen und hatten Epen gelesen. Überhaupt war die weibliche Freiheit in Ko-ro-ba — außer vielleicht in Tharna — am weitesten fortgeschritten gewesen, doch jetzt gab es Ko-ro-ba nicht mehr.

Ich fragte mich, ob ich in der interessanten Stadt Tharna vielleicht einen Tarn erwerben konnte. Das würde meine Reise zum Sardargebirge um mehrere Wochen verkürzen. Ich hatte zwar kein Geld zum Erwerb eines Tarns, aber ich dachte mir, daß mein Sold als Schwertkämpfer ausreichen müßte, um ein Reittier damit zu bezahlen. Überhaupt war ich nach der goreanischen Auffassung als Geächteter ohne eigene Heimatstadt berechtigt, mir zu nehmen, was ich wollte — obwohl ich diese Möglichkeit nicht ernsthaft in Betracht zog.

Als ich noch darüber nachdachte, entdeckte ich in einiger Entfernung auf einer grünen Wiese die dunkle Gestalt einer Frau. Sie schritt in meine Richtung, ohne mich wahrzunehmen, langsam, bedrückt, ahnungslos, ziellos.

Es ist ungewöhnlich, außerhalb der Mauern einer Stadt auf eine Frau ohne Begleitung zu stoßen. Ich war verblüfft, sie hier allein in dieser Wildnis zu treffen, fern von Straßen und Städten.

Ich beschloß, ihre Annäherung abzuwarten.

Ich war verwirrt.

Auf Gor reiste eine Frau gewöhnlich mit einem ausreichend bewaffneten Trupp von Wächtern. In dieser barbarischen Welt galten Frauen leider nur zu oft als Eroberungsobjekte und weniger als Personen, als Menschen mit Rechten und eigenen Sorgen. Man sah sie als Vergnügungssklavinnen, ausgeschmückte Gefangene, Objekte für die Gärten ihrer Eroberer. Es gibt ein Sprichwort auf Gor, wonach die Gesetze einer Stadt über ihre Mauern nicht hinausreichen.

Sie hatte mich noch nicht gesehen. Ich lehnte mich auf meinen Speer und wartete.

Der Brauch der Eroberung ist ein wesentlicher Bestandteil des goreanischen Lebens. Es wird als positiv angesehen, wenn man aus einer fremden, vorzugsweise feindlichen Stadt Frauen entführt. Vielleicht ist diese Sitte, die auf den ersten Blick so verwerflich erscheint, für die Rasse ganz positiv zu sehen, verhindert sie doch den allmählichen Niedergang abgeschlossener, sich selbst erhaltender Stadtgemeinschaften. Wenige scheinen sich dieser Maxime zu widersetzen, nicht einmal die Frauen, die doch die Opfer sind. Im

Gegenteil — so unglaublich es scheinen mag — es gibt Frauen, deren Stolz verletzt ist, wenn sie des Risikos nicht wert erachtet werden, eines Risikos, das in der Regel in der Verstümmelung oder im aufspießen besteht. Eine grausame Kurtisane aus der großen Stadt Ar, heute nur noch eine zahnlose, alte Hexe, brüstete sich damit, daß um ihrer Schönheit willen über vierhundert Männer gestorben waren.

Warum war das Mädchen allein?

Waren ihre Beschützer getötet worden? War sie vielleicht eine entflohene Sklavin, die sich vor einem verhaßten Herrn in Sicherheit brachte? War sie — wie ich — eine ehemalige Einwohnerin Ko-ro-bas? Die Menschen dieser Stadt waren verstreut worden, sagte ich mir, und keine zwei Steine und keine zwei Einwohner Ko-ro-bas durften jemals wieder zusammenkommen ... Ich knirschte mit den Zähnen. Der Gedanke ließ mich nicht los.

Wenn sie tatsächlich aus Ko-ro-ba stammte, durfte ich schon um ihrer eigenen Sicherheit willen nicht bei ihr bleiben oder ihr helfen. Es würde den Flammentod bedeuten — wahrscheinlich für uns beide. Ich hatte schon einmal einen Mann den Flammentod sterben sehen, den Höchsten Wissenden Ars, der in plötzlich aufzuckendem blauem Feuer vergangen war — eine Stichflamme, die vom Ärger der Priesterkönige zeugt. So gering ihre Chancen auch waren, den wilden Tieren oder Sklavenhäschern zu entgehen, war sie doch besser dran, als wenn sie sich mit mir einlassen und die Wut der Priesterkönige heraufbeschworen würde.

Wenn sie allerdings eine freie Frau war, zeugte ihre Anwesenheit von sträflichem Leichtsinn.

Sie mußte das wissen, doch es schien ihr gleichgültig zu sein.

Der goreanische Brauch der Eroberung wird vielleicht verständlicher, wenn man weiß, daß es oft zu den ersten Missionen junger Tarnkämpfer gehört, sich eine Sklavin für seine Privatgemächer zu erobern. Wenn er die Gefangene nach Hause bringt, nackt vor ihm im Sattel liegend, übergibt er sie seinen Schwestern, die das Mädchen baden, parfümieren und nach der Sklavenmode einkleiden.

Am gleichen Abend findet eine große Feier statt, bei der er die Gefangene vorführt, die nun in die durchsichtige, rote Tanzseide Gors gekleidet ist. An ihren Fußgelenken sind kleine Glöckchen befestigt, und ihre Hände sind mit Sklavenschellen gefesselt. Stolz führt er sie seinen Eltern, Freunden und Kriegskameraden vor.

Zum festlichen Klang der Flöten und Trommeln kniet das Mädchen nieder. Der junge Mann tritt neben sie und legt ihr ein

Sklavenband um den Hals, auf dem sein Name und seine Stadt eingraviert ist.

Das Klicken dieses Sklavenkragens ist ein Geräusch, das das Mädchen niemals vergessen wird.

Der junge Mann wird beglückwünscht. Er kehrt an seinen Platz zurück, läßt sich inmitten seiner Familie nieder, setzt sich nach goreanischer Art mit gekreuzten Beinen hinter den langen, niedrigen Tisch, auf dem sich die Speisen häufen.

Alle Blicke sind nun auf das Mädchen gerichtet.

Die störenden Sklavenfesseln werden entfernt. Sie richtet sich auf. Ihre Füße huschen nackt über den dicken, verzierten Teppich, mit dem der Raum ausgelegt ist. Die Glöckchen an ihren Beinen machen leise Geräusche; obwohl sie nur in ein durchsichtiges Seidengewand gekleidet ist, hält sie den Rücken gerade, und ihr Kopf ist stolz erhoben. Sie ist entschlossen, sich nicht zähmen zu lassen, sich nicht zu unterwerfen. Mit geballten Fäusten steht sie in der Mitte des Raumes, ein schöner Anblick im Licht der tiefhängenden Lampen.

Sie wendet sich an den jungen Mann, dessen Kragen sie trägt.

»Du wirst mich niemals zähmen!« schreit sie.

Ihr Ausbruch ruft Gelächter hervor, skeptische Bemerkungen, gutmütige Spottrufe.

»Ich zähme dich, wie es mir gefällt«, erwidert der junge Mann und gibt den Musikern ein Zeichen.

Wieder beginnt die Musik. Vielleicht zögert das Mädchen nun.

Schließlich beginnt sie im Takte der barbarischen, berausenden Musik von Flöte und Trommel für ihren Herrn zu tanzen, wobei die Glocken an ihren Beinen jede Bewegung unterstreichen, die Bewegungen eines Mädchens, das aus ihrem Heim gestohlen wurde und das nun dem kühnen Fremden dienen muß, dessen Kragen sie am Halse spürt.

Am Ende ihres Tanzes erhält sie eine Schale mit Wein, doch sie darf nicht daraus trinken. Sie nähert sich dem jungen Mann, kniet vor ihm nieder, ihre Knie in der vorgeschriebenen Stellung der Vergnügungssklavin, und mit geneigtem Kopf bietet sie ihm den Wein dar.

Er trinkt. Wieder brechen die Zuschauer in Beifallsrufe aus, und das Fest beginnt, denn jetzt erst darf der junge Mann zu essen beginnen. Von diesem Augenblick an werden die Schwestern ihren Bruder nie wieder bedienen, denn das ist nun die Aufgabe des Mädchens. Sie ist seine Sklavin.

Während sie ihm während des langen Festes immer wieder

Speisen und Getränke reicht, schaut sie ihn heimlich von der Seite an und bemerkt, daß er sogar noch besser aussieht, als sie vermutet hatte. Seinen Mut und seine Kraft hat er bereits unter Beweis gestellt. Er ißt und trinkt ausgiebig während dieses triumphalen Festes, und sie mustert ihn immer wieder mit einer seltsamen Mischung aus Furcht und Freude. »Nur solch ein Mann«, sagt sie sich, »konnte mich zähmen.«

Vielleicht sollte hinzugefügt werden, daß der goreanische Sklavenherr zwar streng, aber selten grausam ist. Das Mädchen weiß, daß sie ein gutes Leben haben wird, wenn sie ihrem Herrn gehorcht. Sie wird nicht grausam oder sadistisch behandelt, denn das psychologische Klima, das solche Stimmungen hervorbringt, ist auf Gor weitgehend unbekannt. Das bedeutet nicht, daß sie keine Schläge zu erwarten hat, wenn sie einmal ungehorsam ist oder Ihrem Herrn mißfällt. Andererseits gibt es Falle, da das Verhältnis zwischen Herr und Sklavin auf ganz besondere Weise enger wurde.

Ich fragte mich, ob das Mädchen hübsch war.

Ich lächelte vor mich hin.

Seltsamerweise hat der Goreaner, der die Frau in mancher Beziehung so gering zu achten scheint, in anderer Beziehung sehr viel für sie übrig. Er ist äußerst anfällig für die weibliche Schönheit, die sein Herz erfreut, und seine Lieder und seine Kunstwerke haben oft unmittelbar damit zu tun. Die goreanischen Frauen, ob Sklavin, ob freie Frau, wissen, daß schon ihre Anwesenheit die Männerwelt erfreut, und ich kann mir nicht vorstellen, daß ihnen dieser Umstand nicht gefällt.

Ich kam zu dem Schluß, daß das Mädchen schön sein mußte. Vielleicht lag es an ihrer Haltung, die etwas Vornehmes, Anmutiges hatte, etwas, das sich durch ihre Niedergeschlagenheit, ihren langsamen Schritt, ihre offensichtliche Erschöpfung nicht verbergen ließ, auch nicht durch die grobgewebten, schweren Umhänge, die sie trug. Ein solches Mädchen, dessen war ich sicher, hatte bestimmt einen Herrn oder — wie ich in ihrem Interesse hoffte — einen Beschützer und Gefährten.

Auf Gor gibt es keine Ehe, sondern nur die sogenannte Freie Gefährtenschaft, die der irdischen Lebensgemeinschaft am nächsten kommt. Überraschenderweise wird eine Frau, die gegen Tarns oder Gold von ihren Eltern gekauft wird, als Freie Gefährtin angesehen, auch wenn sie bei dem Geschäft nicht einmal gefragt wird. Besser ist es schon, daß eine freie Frau auch aus eigenem Antrieb einwilligen kann, die Gefährtin eines Mannes zu werden. Und es ist nicht

ungewöhnlich, daß Herren eines ihrer Sklavenmädchen befreien, um sie zur Freien Gefährtin mit allen Rechten und Privilegien zu machen. Nach allgemeinem Brauch darf man so viele Sklavinnen haben, wie man mochte, doch jeweils nur eine Freie Gefährtin. Solche Verbindungen werden also nicht leichtherzig geschlossen und werden gewöhnlich auch nur durch den Tod getrennt. Gelegentlich lernt der Goreaner — vielleicht noch öfter als wir auf der Erde — die wahre Bedeutung der Liebe kennen.

Das Mädchen war mir jetzt schon ziemlich nahe, doch sie hatte mich noch nicht gesehen. Sie hielt den Kopf gesenkt. Sie trug die Gewänder der Verhüllung, allerdings nur aus grobem Sackleinen gearbeitet, zerrissen und schmutzverkrustet. Sie machte einen sehr niedergeschlagenen, elenden Eindruck.

»Tal«, sagte ich leise, um sie nicht zu sehr zu erschrecken. Vorsichtig hob ich meinen Arm zum Gruß.

Obwohl sie mich noch nicht bemerkt hatte, schien sie kaum überrascht zu sein. Nun war der Augenblick gekommen, den sie offenbar seit vielen Tagen erwartete. Sie hob den Kopf und sah mich an, in ihren schönen grauen Augen stand das Leid. Sie schien sich nicht für mich oder ihr Schicksal zu interessieren.

Wir sahen uns einen Augenblick wortlos an.

»Tal, Krieger«, sagte sie mit ausdrucksloser Stimme.

Dann tat sie etwas, das für eine koreanische Frau unglaublich war. Wortlos loste sie den Schleier von ihrem Gesicht und ließ ihn auf ihre Schultern fallen. So stand sie vor mir, mit nacktem Gesicht, und sah mich an, offen, nicht herausfordernd, doch ohne Angst. Sie hatte schönes braunes Haar, ihre herrlichen grauen Augen wirkten nun noch klarer, und ihr Gesicht, wie ich jetzt Sehen konnte, war schön, sogar schöner, als ich erwartet hatte.

»Gefalle ich dir?« fragte sie.

»Ja«, sagte ich. »Du gefällst mir sehr.«

Ich wußte, daß ich womöglich der erste Mann war, der ihr Gesicht sah — abgesehen von den Mitgliedern ihrer Familie.

»Bin ich schön?« fragte sie.

»Ja«, sagte ich. »Du bist schön.«

Langsam streifte sie mit beiden Händen den Stoff nach unten, so daß ihr weißer Hals Freitag. Er war nackt, wies keinen schmalen goreanischen Reifen auf. Sie war frei.

»Soll ich mich hinknien, damit du mir deinen Kragen umlegen kannst?« fragte sie.

»Nein.«

»Möchtest du mich ganz sehen?«

»Nein.«

»Ich bin noch nie Sklavin gewesen«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was ich tun muß — außer dir zu gehorchen.«

»Du bist frei gewesen«, sagte ich, »und du wirst es weiter sein.«

Zum erstenmal wirkte sie verblüfft. »Gehörst du denn zu Ihnen?«

»Zu wem?« fragte ich, plötzlich aufmerksam geworden, denn wenn diesem Mädchen Sklavenhäscher auf der Spur waren, konnte das Schwierigkeiten bedeuten. Es mochte sogar zu Blutvergießen kommen.

»Zu den vier Männern, die mir gefolgt sind, Männer, aus Tharna.«

»Tharna?« fragte ich ehrlich überrascht. »Ich dachte, die Männer Tharnas ehrten die Frauen?«

Sie lachte bitter auf. »Nicht in Tharna«, sagte sie.

»Sie konnten dich nicht als Sklavin nach Tharna bringen«, sagte ich.

»Würde die Tatrix dich nicht befreien?«

»Sie würden mich nicht nach Tharna bringen«, erwiderte sie. »Sie würden mich gebrauchen und mich verkaufen, vielleicht an irgendeinen vorbeiziehenden Händler oder auf dem Sklavenmarkt in Ar.«

»Wie heißt du?« wollte ich wissen.

»Vera«, erwiderte sie.

»Aus welcher Stadt?«

Ehe sie antworten konnte, weiteten sich plötzlich ihre Augen, und ich wandte mich um. Durch das Gras schritten vier Krieger auf mich zu, behelmt und mit Speeren und Schilden bewaffnet. Die Zeichen auf ihren Schilden und die blauen Helme verrieten mir, daß sie aus Tharna kamen.

»Lauf!« schrie das Mädchen und wollte fliehen.

Ich hielt sie am Arm fest.

Sie erstarrte. »Ich verstehe!« zischte sie. »Du willst mich festhalten und dein Recht der Eroberung geltend machen, damit du einen Anteil am Verkaufserlös hast!« Sie spuckte mir ins Gesicht.

Ihr Temperament freute mich.

»Blieb stehen«, sagte ich. »Du würdest nicht weit kommen.«

»Ich fliehe schon sechs Tage lang«, sagte das Mädchen weinend. »Ich lebe von Beeren und Insekten, schlafe in Gräben und Verstecke mich überall.«

Sie hatte gar nicht mehr laufen können, selbst wenn sie gewollt

hätte. Ihre Seine begannen zu zittern. Ich legte den Arm um ihre Schulter und stützte sie.

Die Krieger näherten sich in berufsmäßiger Formation. Einer, nicht der Offizier, kam direkt auf mich zu, ein zweiter folgte ihm in einigen Schritten Abstand links. Der erste sollte mich angreifen, während der zweite, wenn nötig, mit dem Speer von der Seite kam. Der Offizier war der dritte, und der vierte Krieger blieb einige Meter zurück. Er mußte das gesamte Feld im Auge behalten — ich war ja vielleicht nicht allein — und den Rückzug seiner Kameraden mit seinem Speer decken, falls es dazu kommen sollte. Ich bewunderte das einfache Manöver, das ohne besonderes Kommando durchgeführt wurde, fast wie ein Reflex, und ich spürte, warum Tharna im Kreise der verfeindeten goreanischen Städte überlebt hatte, obwohl es von einer Frau regiert wurde.

»Wir wollen die Frau«, sagte der Offizier.

Sanft löste ich mich von dem Mädchen und schob es hinter mich. Die Bedeutung dieser Bewegung war klar.

Der Offizier zog im Y-formigen Schlitz seines Helmes die Augen zusammen.

»Ich bin Thorn«, sagte er, »Offizier aus Tharna.«

»Warum wollt ihr die Frau?« fragte ich spöttisch. »Beten die Männer von Tharna ihre Frauen nicht an?«

»Wir sind hier nicht auf dem Boden Tharnas«, sagte der Offizier.

»Warum sollte ich sie dir geben?« fragte ich.

»Weil ich ein Offizier aus Tharna bin«, sagte er. <

»Aber wir sind hier nicht auf tharnaischem Boden«, erinnerte ich ihn.

Hinter mir flüsterte das Mädchen: »Krieger, laß dich meinetwegen nicht umbringen! Es ist sowieso gleich.« Laut fuhr sie fort: »Töte ihn nicht, Thorn aus Tharna. Ich gehe mit dir.«

Sie ging um mich herum, mit stolz erhobenem Kopf, in ihr Schicksal ergeben, bereit, diesen Männern zu folgen.

Ich lachte.

»Sie gehört mir!« sagte ich. »Und ihr bekommt sie nicht!«

Das Mädchen stieß einen überraschten Schrei aus und sah mich fragend an.

»Es sei denn, ihr zahlt ihren Preis«, fugte ich hinzu.

Niedergeschlagen schloß Vera die Augen.

»Und der wäre?« wollte Thorn wissen.

»Stahl«, sagte ich.

Dankbar schaute mich das Mädchen an.

»Tötet ihn«, sagte Thorn zu seinen Männern.

Mit lautem Geräusch sprangen drei Klingen aus ihren Scheiden — mein Schwert, das des Offiziers und das Schwert des Kriegers, der mich als erster angreifen würde. Der Mann auf der rechten Seite zog sein Schwert nicht, sondern wartete ab, bis der erste Krieger seinen Angriff begonnen hatte. Er wollte dann seitlich mit der Lanze zustoßen. Der Kämpfer im Hintergrund hob nur seinen Speer, zum Werfen bereit, falls sich eine günstige Gelegenheit ergeben sollte. Aber dann war ich es, der als erster angriff. Ich wandte mich plötzlich dem Krieger mit dem Speer zu und sprang ihn mit der Behendigkeit und Schnelligkeit eines Berg-Larls an, wich seinem ungeschickten, überraschten Speerstoß aus und ließ meine Klinge zwischen seine Rippen gleiten. Ich zog die Waffe zurück und fuhr gerade noch rechtzeitig herum, um den Schwertangriff seines Kameraden zu parieren. Unsere Klingen hatten sich kaum sechsmal gekreuzt, als auch er zu meinen Füßen lag und sich im Gras krümmte.

Der Offizier war vorgeeilt und blieb nun stehen. Er war ebenso überrascht wie seine Männer. Obwohl sie die Übermacht besaßen, hatte ich ihnen den Kampf aufgezwungen. Der Offizier war einen Sekundenbruchteil zu spät gekommen. Nun stand mein Schwert zwischen ihm und mir. Der vierte Krieger hatte sich mit erhobenem Speer auf zehn Meter genähert. Auf diese Entfernung konnte sein Wurf kaum fehlgehen. Und selbst wenn er nur meinen Schild traf, war dieser für mich nicht mehr zu verwenden, was den anderen Vorteile brachte. Trotzdem standen die Chancen nun wesentlich besser als zuvor.

»Komm, Thorn aus Tharna«, sagte ich und winkte dem Manne zu.
»Messen wir uns mit den Waffen.«

Doch Thorn wich zurück und gab dem anderen Krieger ein Zeichen, seinen Speer zu senken. Er setzte seinen Helm ab und hockte sich ins Gras, den Krieger hinter sich.

Thorn, Offizier aus Tharna, sah mich an, und ich erwiderte Seinen Blick. Er hatte plötzlich Respekt vor mir, was dazu führte, daß er für mich auch gefährlicher wurde. Er hatte meinen schnellen Kampf mit seinen Kriegern gesehen und überlegte nun, ob er sich meiner Kampfkraft stellen sollte. Ich spürte, daß er die Waffen erst mit mir kreuzen würde, wenn er von seinem Sieg überzeugt war, doch daß er sich seiner Sache nicht ganz sicher war — wenigstens noch nicht.

»Reden wir«, sagte Thorn aus Tharna.

Ich folgte seinem Beispiel und hockte mich ins Gras.

»Reden wir«, sagte ich.

Wir gürteten unsere Waffen.

Thorn war ein großer Mann mit schweren, breiten Knochen, der schon ein wenig zur Korpulenz neigte. Sein Gesicht hatte eine gelbliche Tönung und hier und da purpurne Flecken, wo unter seiner Haut kleine Adern geplatzt waren. Er trug keinen Bart, sondern nur einen winzigen Haarflaum zu beiden Seiten des Kinns. Sein Haar war lang und nach mongolischer Art hinter seinem Kopf zu einem Knoten gewunden. Seine Augen waren wie die einer Urt — eines kleinen gepanzerten Nagetiers Gors. Sie waren schräg und wirkten verschleiert und umschattet — die Spuren langer Nächte des Wohllebens und der Zerstreuung. Es war klar, daß Thorn im Gegensatz zu meinem alten Feind Pa-Kur den sinnlichen Lastern nicht abgeneigt war — er war nicht der Mann, der mit fanatischer Reinheit und entschlossener Ehrerbietung sich und ganze Völkerscharen seinem Ehrgeiz und seiner Macht opferte. Thorn würde niemals einen Ubar abgeben, allenfalls einen Handlanger.

»Gib mir den Mann«, sagte Thorn und deutete auf die Gestalt im Gras, die noch immer stöhnte.

Ich kam zu dem Schluß, daß Thorn, was immer er sein oder nicht sein mochte, auf jeden Fall ein guter Offizier war.

»Nimm ihn«, sagte ich.

Der Speerträger hinter Thorn trat neben den Verwundeten und untersuchte ihn. Der andere Krieger war zweifellos tot.

»Er überlebt es vielleicht«, sagte der Mann.

Thorn nickte. »Dann verbinde seine Wunde.«

Und er wandte sich wieder an mich.

»Ich mochte die Frau immer noch«, sagte er.

»Du bekommst sie nicht.«

»Sie ist doch nur eine Frau«, sagte Thorn.

»Dann gib sie auf«, sagte ich.

»Einer meiner Männer ist tot«, sagte Thorn. »Du kannst seinen Anteil an ihrem Verkaufspreis haben.«

»Sehr großzügig«, sagte ich.

»Dann bist du einverstanden?« fragte er.

»Nein.«

»Ich glaube, wir können dich töten«, sagte Thorn, riß einen Grashalm aus und kaute nachdenklich darauf herum, während er mich musterte.

»Vielleicht.«

»Andererseits möchte ich nicht noch einen Mann verlieren.«

»Dann gib die Frau auf.«

Thorn sah mich starr an. Er schien verwirrt zu sein.

»Wer bist du?« fragte er.

Ich schwieg.

»Du bist ein Geächteter«, sagte er. »Das sehe ich daran, daß du keine Insignien auf deinem Schild trägst.«

Ich sah keinen Grund, seine Feststellung anzuzweifeln.

»Geächteter«, sagte er, »wie heißt du?«

»Tarl«, erwiderte ich.

»Aus welcher Stadt?« fragte er.

Die unvermeidliche Frage.

»Aus Ko-ro-ba.«

Diese Antwort hatte eine elektrisierende Wirkung auf ihn. Das Mädchen, das hinter mir gestanden hatte, unterdrückte einen Schrei. Thorn und seine Krieger sprangen auf. Mein Schwert sprang aus der Scheide.

»Aus der Stadt des Staubes zurückgekehrt«, sagte Thorn. »Du bist von den Priesterkönigen verflucht!«

Ich sah das Mädchen an.

»Dein Name ist der verhaßteste Name in ganz Gor«, sagte sie mit tonloser Stimme und wich meinem Blick aus.

So standen wir uns schweigend gegenüber. Eine lange Zeit schien zu vergehen. Ich spürte das Gras an den Waden, die Halme noch naß vom Morgentau. Ich hörte einen leisen Vogelschrei.

Thorn zuckte die Achseln.

»Ich brauche Zeit, um meinen Mann zu begraben.«

»Gewährt.«

Stumm machten sich Thorn und der zweite Krieger ans Werk. Sie hoben eine schmale Vertiefung aus und begruben ihren Kameraden. Dann wickelten sie einen Umhang um zwei Speere und befestigten ihn sorgsam. Auf diese improvisierte Tragbahre legten sie ihren Verwundeten Kameraden.

Thorn sah das Mädchen an, das sich ihm zu meiner Verblüffung näherte und ihre Handgelenke ausstreckte. Er ließ Sklavenfesseln darum zuschnappen.

»Du brauchst nicht mit ihnen zu gehen«, sagte ich.

»Ich würde dir keine Freude machen«, sagte sie bitter.

»Ich befreie dich.«

»Von Tarl aus Ko-ro-ba nehme ich nichts an«, sagte sie.

Ich streckte die Hand aus, um sie zu berühren, doch sie schauderte und wich zurück.

Thorn lachte freudlos. »Es wäre besser gewesen, in die Stadt des Staubes einzukehren als Tarl aus Ko-ro-ba zu sein«, sagte er. Ich schaute das Mädchen an, das nach den langen Tagen der« Flucht schließlich doch eine Gefangene war, Thorns Gefangene, dessen verhaßte Sklavenfessel sie nun trug, eine herrlich geschmiedete Fessel, von einem Könner angefertigt, bunt bemalt, sogar mit Juwelen besetzt, doch aus unnachgiebigem Stahl, wie alle Sklavenschellen auf Gor.

Das Stahlband stach sehr von der Schlichtheit ihres braunen Gewandes ab. Thorn betastete das Kleid. »Wir nehmen dir das ab«, sagte er.

»Wenn du erst richtig vorbereitet bist, wirst du teure' Tanzkleider tragen, wirst Halstücher und vielleicht sogar Sandalen « haben, Juwelen und Kleidungsstücke, die das Herz eines Mädchens erfreuen.«

»Einer Sklavin«, sagte sie.

Thorn legte ihr den Hunger unter das Kinn. »Du hast einen schönen Hals«, sagte er.

Sie musterte ihn zornig.

»Der bald einen Kragen tragen wird«, fuhr er fort.

»Wessen?« fragte sie hochmütig.

Thorn musterte sie. Die Jagd hatte ihm offenbar Spaß gemacht.

»Meinen«, sagte er.

Das Mädchen begann zu schwanken.

Ich ballte die Faust.

»Also, Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte Thorn, »damit ist unsere Begegnung zu Ende. Ich nehme das Mädchen und überlasse dich den Priesterkönigen.«

»Wenn du sie nach Tharna bringst«, sagte ich, »wird die Tatrix sie befreien.«

»Ich bringe sie nicht nach Tharna, sondern in meine Villa«, sagte Thorn, »die außerhalb der Stadt liegt.« Er lachte unangenehm.

»Und dort werde ich sie in Ehren halten, wie es einem guten Bürger Tharnas geziemt.«

Ich spürte, daß sich meine Hand um den Schwertgriff krampfte.

»Vorsicht, Krieger«, sagte Thorn. Er wandte sich an das Mädchen.

»Wem gehörst du?«

»Ich gehöre Thorn, Krieger aus Tharna«, sagte sie. »

Ich steckte das Schwert wieder in die Scheide, niedergeschlagen, hilflos. Vielleicht schaffte ich es, Thorn und seine Krieger zu besiegen und das Mädchen zu befreien. Aber was dann? Sollte ich sie den wilden Tieren Gors überlassen oder einem anderen Sklavenhändler? Meinen Schutz würde sie niemals akzeptieren, und nach

ihren eigenen Worten zog sie Thorn und ein Sklavendasein in seinem Hause der Hilfe eines Mannes vor, der sich Tarl aus Ko-ro-ba nannte. Ich sah sie an. »Bist du aus Ko-ro-ba?« fragte ich.

»Ich war es«, sagte sie.

»Das tut mir leid.«

Sie musterte mich, und Tränen brannten in ihren Augen. »Wie hast du es wagen können, deine Stadt zu überleben?« fragte sie.

»Um sie zu rächen!« sagte ich.

Sie sah mich lange Zeit an. Und dann, als Thorn und der Krieger die Bahre mit ihrem verwundeten Kameraden aufnahmen, sagte sie: »Auf Wiedersehen, Tarl aus Ko-ro-ba.«

»Ich Wünsche dir alles Gute, Vera von den Türmen des Morgens«, erwiderte ich.

Sie wandte sich hastig um und folgte ihrem Herrn. Ich blieb allein im Feld zurück.

In den Straßen Tharnas herrschte lebhaftes Treiben, doch es war seltsam still. Das Tor hatte offengestanden, und obwohl ich von den Wächtern, Speerträgern in blauen Helmen, eingehend gemustert worden war, hatte niemand sich meinem Eintritt widersetzt. Es schien zu stimmen, was im Lande erzählt wurde — daß die Straßen Tharnas allen Männern offenstanden, die in friedlicher Absicht kamen, aus welcher Stadt sie auch stammen mochten.

Neugierig musterte ich die Menschenmenge, die anscheinend auf ihre Geschäfte konzentriert waren. Die Einwohner Tharnas waren seltsam verkniffen und stumm; sie unterschieden sich sehr von den normalen, lebhaften Passanten anderer goreanischer Städte. Die meisten Männer trugen graue Tuniken, vielleicht ein Hinweis auf ihre Überlegenheit gegenüber allen Vergnügungen, auf ihre Entschlossenheit, ernst und verantwortlich zu sein, sich als würdige Vertreter ihrer fleißigen und nüchternen Stadt zu präsentieren.

Im ganzen erschienen sie mir als ein bleicher und niedergeschlagener Haufen — aber ich war zuversichtlich, daß sie vollbringen konnten, was sie sich vornahmen, daß sie Aufgaben erfolgreich in Angriff nahmen, die der durchschnittliche goreanische Mann in seiner Ungeduld und Leichtherzigkeit einfach als widerlich oder unwürdig abtun würde — denn der Durchschnittsgoreaner, das muß

einmal gesagt werden, neigt dazu, die Freuden des Lebens doch Etwas hoher einzuschätzen als seine Pflichten.

An den Schultern der grauen Umhänge wies nur ein kleiner Farbstreifen auf die Kastenzugehörigkeit hin. Gewöhnlich sind die Kastenfarben in .goreanischen Straßen nicht zu übersehen; sie erhellen die Straßen und Brücken der Stadt, ein herrliches Schauspiel in Gors schöner klarer Luft. Ich fragte mich, ob die Männer dieser Stadt vielleicht nicht stolz waren auf ihre Kasten, was im Gegensatz zu den meisten anderen Goreanern gestanden hatte, selbst wenn sie den sogenannten niederen Kasten angehören. Sogar die Mitglieder einer so geringen Kaste wie die der Tarnzüchter waren ungemein stolz auf ihre Berufung, denn wer sonst vermochte die monströsen Raubvögel Gors zu züchten und aufzuziehen? Ich vermutete, daß auch Zosk der Holzträger die Erkenntnis genoß, daß er mit seiner gewaltigen, breiten Axt einen Baum mit einem Schlag fallen konnte — eine gute Leistung, die womöglich ein Ubar nicht fertigbrachte. Und die Kaste der Bauern sah sich gar als der >Ochse, der die Last des Heimsteins trägt< und war selten dazu zu bewegen, ihre schmalen Ländereien zu verlassen, die sie und ihre Vorväter besessen und fruchtbar gemacht hatten.

Ich vermißte den Anblick von Sklavenmädchen auf den Straßen, Mädchen, wie sie in anderen Städten häufig anzutreffen sind, hübsche Geschöpfe in der kurzen, schräggestreiften Sklavenkleidung dieser Welt, Ärmelloch, kurze Kleider, die einige Zentimeter über dem Knie enden und die somit sehr von den schweren, hinderlichen Gewändern der Verhüllung abstechen, wie sie von den freien Frauen getragen werden. Tatsächlich war bekannt, daß einige freie Frauen neidisch auf ihre leichtbekleideten unfreien Schwestern waren, die zwar die Last eines Kragens ertragen mußten, aber in Ihrem Leben relativ frei waren, die auf den hohen Brücken den Wind an ihrem Körper spüren konnten, dazu die Arme eines Herrn, der ihre Schönheit zu schätzen wußte und sie zu seiner eigenen machte. ; Ich mußte daran denken, daß es in Tharna unter der Tatrix sicherlich nur wenige weibliche Sklavinnen gab. Ob statt dessen männliche Sklaven gehalten wurden, vermochte ich nicht zu sagen, denn die Kragen wären unter den grauen Umhängen verborgen geblieben. Es gibt in Gor keine typische Kleidung für die männlichen Sklaven, da es, wie es heißt, unzweckmäßig wäre, ihnen bewußt zu machen, wie zahlreich sie wirklich sind.

Am meisten verblüfften mich in den stillen Straßen Tharnas die freien Frauen. Sie waren ohne Begleitung, trugen ein herrisches Be-

nehmen zur Schau, und die Männer Tharnas gingen ihnen aus dem Weg, damit sie sie ja nicht berührten. Jede dieser Frauen trug ein herrliches Gewand der Verhüllung, farbenfroh und vornehm gewirkt, Kleidung, die von den grauen Tuniken der Männer abstach, doch anstelle des Schleiers, der überall auf Gor getragen wurde, waren ihre Züge hinter einer Silbermaske verborgen. Diese Masken waren von identischem Zuschnitt; jede zeigte das gleiche wunderschöne, aber kalte Gesicht. Einige Masken hatten sich umgewandt und mir nachgestarrt; meine rote Kriegertunika schien einige Aufmerksamkeit zu erregen. Es machte mich nervös, angestarrt zu werden, diesen leidenschaftslosen, schimmernden Silbermasken gegenübergestellt zu sein.

Ich durchwanderte die Stadt und erreichte Tharnas Marktplatz. Obwohl offensichtlich Markttag war — es standen zahlreiche Stände mit Gemüse, Fleisch, Salzfisch-Fässern, Kleidern, Stoffen und Geschenkartikeln herum, hinter denen Händler hockten —, war nichts von dem lärmenden Durcheinander zu bemerken, das auf jedem gewöhnlichen goreanischen Markt zu finden ist. Ich vermißte die endlosen, schrillen Rufe der Händler, das gutmütige Handeln und Spotten von Freunden, die Klatschgeschichten und Essenseinladungen austauschten, die Schreie der kräftigen Träger, die sich durch den Tumult drängten, die Rufe von Kindern, die ihren Erziehern entkommen waren und nun zwischen den Ständen Verstecken spielten, das Lachen verhüllter Mädchen, die die jungen Männer neckten und ihrerseits geneckt wurden, Mädchen, die eigentlich für ihre Familien einkaufen sollten und doch noch Zeit fanden, sich mit den jungen Herren der Stadt abzugeben, selbst wenn das nur durch ein kurzes Aufblitzen dunkler Augen und ein nachlässiges Festmachen des Gesichtsschleiers geschah.

Obwohl ein freies Mädchen nach goreanischem Brauch ihren künftigen Gefährten erst sehen darf, wenn ihre Eltern die Wahl getroffen haben, handelt es sich doch oft um einen Jüngling, dem sie zuvor auf dem Markt begegnet ist. Der Gefährte, der um ihre Hand anhält — besonders, wenn sie einer niederen Kaste angehört —, ist ihr selten unbekannt.

Dieser Markt war nicht wie andere Märkte auf Gor. Hier herrschte eine seltsam gedrückte Stimmung, und die Menschen beschränkten sich darauf, ihre Einkäufe zu machen oder ihre Waren zu tauschen. Selbst das Schachern um die Preise, die auf Gor niemals festgelegt sind, geschah verbissen und grimmig und hatte nichts von der Energie und fröhlichen Rivalität anderer Märkte, die ich kannte, die herrlichen Ausrufe und Superlative, die mit unver-

gleichlicher Energie zwischen Käufer und Verkäufer ausgetauscht wurden.

Hier trat der Käufer einfach an den Stand, deutete auf einen Artikel und hielt Finger in die Höhe. Der Verkäufer hob darauf eine größere Zahl von Fingern, die er zuweilen krümmte, um einen Bruchteil der Werteinheit anzudeuten — wobei es sich meistens um kupferne Tarnmünzen handelte. Womöglich erhöhte der Kunde daraufhin sein Angebot oder machte Anstalten weiterzugehen. Der Verkäufer ließ ihn dann entweder gehen oder senkte seinen Preis, indem er ausdruckslos weniger Finger hob als zuvor. Wenn eine der beiden Parteien den Handel beendete, ballte sie nur die Faust. War der Verkauf perfekt, nahm der Käufer die erforderliche Anzahl durchlöcherter Münzen, die an einer Schnur über seiner linken Schulter hingen, reichte sie dem Verkäufer, nahm seine Ware und ging. Wenn es überhaupt zu einem Gespräch kam, unterhielt man sich nur leise.

Als ich den Markt verließ, bemerkte ich zwei unauffällige Männer, die mir zu folgen schienen. Ihre Gesichter waren in den Falten ihrer grauen Kleidung verborgen, die sie wie eine Art Kapuze über den Kopf gezogen hatten. Ich hielt sie für Spione. Eine kluge Vorsichtsmaßnahme der Stadt. Es war immer gut, einen Fremden im Auge zu behalten, damit die Gastfreundschaft nicht mißbraucht werde. Ich gab mir keine Mühe, die Männer abzuschütteln, denn das hatte mir als Bruch der Etikette ausgelegt werden können, vielleicht sogar als ein Eingeständnis böser Absichten. Außerdem wußten sie nicht, daß ich sie bemerkt hatte, so daß ich damit einen gewissen Vorteil über sie hatte. Andererseits war natürlich denkbar, daß sie nur neugierig waren. Wie viele rotgekleidete Krieger ließen sich in den düsteren Straßen Tharnas sehen?

Ich bestieg einen der großen Türme, um mir einen Überblick über die Stadt zu verschaffen. So erreichte ich die höchste Brücke. Im Gegensatz zu den meisten goreanischen Brücken hatte sie ein Geländer. Langsam ließ ich meinen Blick über die Stadt wandern, die nach Sitten und Gebräuchen eine der ungewöhnlichsten Städte Gors war.

Tharna, obwohl sie eine Stadt der Zylinder war, machte keinen besonderen Eindruck auf mich. Das mochte daran liegen, daß ihre Gebäude im ganzen weniger hoch und viel breiter ausfielen als die Zylinder anderer Städte, so daß ein Eindruck von Gedrungenheit entstand, der sich sehr von den himmelwärts strebenden Türmen anderer goreanischer Städte unterschied. Außerdem wirkten die tharnaischen Zylinder übermäßig düster und ernst, als wäre das

eigene Gewicht zuviel für sie. Sie ließen sich kaum voneinander unterscheiden, boten eine Mischung aus Grau- und Brauntönen, so ganz anders als die fröhlichen Farben anderer Städte, in denen ein Zylinder den anderen zu überbieten trachtet.

Selbst die Ebenen rings um die Stadt gelegentlich von verwitterten Felsbrocken durchbrochen, wirkten grau, kalt, abweisend, vielleicht sogar traurig.

Tharna war also keine Stadt, die das Herz eines Mannes höherschlagen ließ. Zugleich wußte ich, daß es eine Stadt nach meinem Herzen war, galt sie doch als eine der fortschrittlichsten und zivilisiertesten in ganz Gor. Trotz dieser Überzeugung deprimierte mich Tharna ein wenig, und ich fragte mich, ob sie nicht auf ihre Weise doch barbarischer, rücksichtsloser und unmenschlicher sei als ihre weniger edlen und schöneren Schwesterstädte. Ich kam zu dem Entschluß, daß ich nun einen Tarn erwerben und so schnell wie möglich zum Sardargebirge weiterreisen wollte, um meine Verabredung mit den Priesterkönigen einzuhalten.

»Fremder«, sagte eine Stimme hinter mir.

Ich wandte mich um.

Einer der beiden unscheinbaren Männer, die mir gefolgt waren, stand hinter mir. Sein Gesicht war unter seiner Kapuze nicht zu erkennen. Mit einer Hand hielt er seinen Umhang zusammen, damit der Wind das Tuch nicht bewegte und seine Züge enthüllte, mit der anderen klammerte er sich an das Brückengeländer, als machte ihm die Höhe zu schaffen. Es hatte zu regnen begonnen.

»Tal«, sagte ich und hob meinen Arm zum üblichen goreanischen Gruß.

»Du bist ein Fremder in dieser Stadt«, sagte er.

»Ja.«

»Wer bist du, Fremder?«

»Ich bin ein Mann ohne Stadt«, sagte ich, »und mein Name ist Tarl.«

Ich wollte eine Ähnliche Reaktion vermeiden, wie ich sie zuvor durch die Nennung Ko-ro-bas ausgelöst hatte.

»Was sind deine Pläne in Tharna?« fragte er.

»Ich möchte einen Tarn erwerben«, sagte ich, »für eine Reise, die ich vorhabe.« Ich hatte ihm ziemlich offen geantwortet, da ich annahm, er sei eine Amtsperson, die die Gründe für meinen Besuch in Erfahrung bringen sollte. Ich hatte nicht die Absicht, diese Gründe für mich zu behalten; allerdings nannte ich ihm nicht das Ziel meiner Reise. Daß ich entschlossen war, in das Sardargebirge

vorzustoßen, brauchte er nicht zu wissen. Meine Geschäfte mit den Priesterkönigen gingen ihn nichts an.

»Ein Tarn ist teuer«, sagte er.

»Ich weiß.«

»Hast du Geld?«

»Nein.«

»Wie gedenkst du dann einen Tarn zu erwerben?«

»Ich bin kein Geächteter«, erwiderte ich, »obwohl ich auf meiner Tunika kein Wappen trage.«

»Natürlich nicht«, sagte er hastig. »In Tharna ist kein Platz für Geächtete. Wir sind ehrliche, fleißige Menschen.«

Ich erkannte, daß er mir nicht glaubte, und irgendwie glaubte auch ich ihm nicht. Ohne besonderen Grund faßte ich einen Widerwillen gegen ihn. Mit beiden Händen ergriff ich seine Kapuze und riß sie ihm vom Gesicht. Er umklammerte den Stoff und schob ihn hastig wieder zurecht. Ich erhaschte einen kurzen Blick auf ein fahles Gesicht, dessen Haut wie eine getrocknete Zitronenschale wirkte. Blaue Augen blitzten mich an. Sein Begleiter, der sich nervös umgesehen hatte, machte einen Schritt vor und blieb dann stehen. Der erste Mann, der sein Gesicht nun wieder hinter dem Stoff verbarg, drehte den Kopf nach links und rechts, um zu sehen, ob jemand in der Nähe war.

»Ich möchte gern sehen, mit wem ich spreche«, sagte ich.

»Natürlich«, erwiderte der Mann mürrisch und ein wenig unsicher, wobei er seine Kapuze noch weiter nach vorn zog.

»Ich will einen Tarn kaufen«, sagte ich. »Kannst du mir helfen?« Wenn seine Antwort negativ ausfiel, wollte ich das Gespräch beenden.

»Ja«, sagte der Mann.

Das interessierte mich.

»Ich kann dir nicht nur zu einem Tarn verhelfen«, fuhr der Mann fort, »sondern auch zu tausend goldenen Tarnmünzen und Vorräten für eine beliebig lange Reise.«

»Ich bin kein Attentäter«, sagte ich.

»Ah«, erwiderte der Mann.

Seit der Belagerung Ars, als Meisterattentäter Pa-Kur die Möglichkeiten seiner Kaste überschritt, indem er entgegen allen goreanischen Traditionen eine Horde gegen Ar führte, um Ubar dieser Stadt zu werden, hatte die Kaste der Attentäter im Untergrund Leben müssen. Ihre Mitglieder waren verhaßt und wurden überall gejagt. Sie waren keine hochgeschätzten Söldner mehr, deren Dienste von den Städten und sehr oft auch einzelnen Gruppen inner-

halb der Städte in Anspruch genommen wurden. Viele Attentäter wanderten in Gor herum und wagten es nicht, die blaue Tunika Ihrer Kaste zu tragen; sie verkleideten sich als Mitglieder anderer Kasten, oft auch als Krieger.

»Ich bin kein Attentäter, wiederholte ich.

»Natürlich nicht«, sagte der Mann. »Die Kaste der Attentäter besteht nicht mehr.«

Das bezweifelte ich.

»Aber hast du denn kein Interesse, Fremder«, fragte der Mann, und seine blassen Augen blinzelten mich aus den Falten des grauen Umhangs an, »für mein Angebot — ein Tarn, Gold und Vorräte?«

»Was muß ich dafür tun?« fragte ich.

»Du brauchst niemanden umzubringen«, sagte der Mann.

»Was dann?« wollte ich wissen.

»Du bist kühn und stark.«

»Was muß ich tun?«

»Du hast zweifellos Erfahrung.«

»Was wollt ihr von mir?« fragte ich schärfer.

»Die Entführung einer Frau«, sagte er.

Der leichte Nieselregen war stärker geworden, wirkte fast wie ein grauer Nebel, der zu der bedrückenden Feierlichkeit der Stadt paßte. Meine Kleidung war durchnäßt. Der Wind, den ich erst jetzt bemerkte, schnitt mir kalt in die Haut.

»Was für eine Frau?« fragte ich.

»Lara.«

»Und wer ist Lara?«

-9-

»Die Tatrix von Tharna«, sagte er.

Ich stand auf der Brücke und starrte den geheimnisvollen, verhüllten Verschwörer an, und ich war plötzlich traurig. Sogar hier in der edlen Stadt Tharna gab es Intrigen, politische Machtkämpfe und ehrgeizbesessene Menschen. Ich wurde als Attentäter oder Geächteter angesehen, als geeignetes Instrument für die ehrgeizigen Pläne einer unzufriedenen Gruppe in den Mauern Tharnas.

»Ich lehne ab.«

Der kleine, zitronengesichtige Mann fuhr zurück, als hatte ich

ihm einen Schlag versetzt. »Ich vertrete mächtige Persönlichkeiten dieser Stadt«, sagte er.

»Ich möchte Lara, der Tatrix dieser Stadt, keinen Schaden zufügen«, sagte ich.

»Was bedeutet sie dir?« fragte der Mann.

»Nichts.«

»Und doch weigerst du dich?«

»Ja — ich lehne den Vorschlag ab.«

»Du hast Angst«, sagte er.

»Nein.«

»Du wirst deinen Tarn nie bekommen«, zischte der Mann. Er machte auf dem Absatz kehrt und hastete in den Eingang des nächsten Zylinders, wobei er sich verzweifelt am Geländer der Brücke festklammerte. Im Torbogen blieb er stehen und drehte sich um. »Du wirst die Mauern Tharnas nicht lebendig verlassen!« sagte er.

»Das mag schon sein«, rief ich. »Aber ich gehe auf deinen Vorschlag nicht ein!«

Die kleine graugekleidete Gestalt, die fast so durchscheinend wirkte wie der Nebel, schien gehen zu wollen. Dann zögerte sie. Einen Augenblick lang schien der Mann unentschlossen, endlich wandte er sich an seinen Begleiter. Eine Minute lang diskutierten die beiden und schienen schließlich zu einer Einigung zu kommen. Während der zweite Mann zurückblieb, kam mein Verhandlungspartner noch einmal vorsichtig auf die Brücke.

»Ich habe voreilig gesprochen«, sagte er. »Keine Gefahr wird dich in Tharna befallen. Wir sind ein ehrliches und arbeitsames Volk.«

»Das freut mich zu Hören.«

Zu meiner Überraschung drückte er mir einen kleinen, schweren Ledersack mit Münzen in die Hand. Er lächelte mich an, ein verzerrtes Grinsen, das ich durch die Falten seiner Tunika nur schwach wahrnahm.

»Willkommen in Tharna!« sagte er und floh über die Brücke in den Zylinder, war im nächsten Augenblick mit seinem Begleiter verschwunden.

»Komm zurück!« rief ich und hielt den Münzenbeutel in die Höhe.

»Komm zurück!«

Aber er war verschwunden.

Wenigstens brauchte ich in dieser Nacht, in dieser regnerischen Nacht nicht wieder auf freiem Felde zu schlafen, denn dank des verwirrenden Geschenks des Verschwörers hatte ich nun die Mit-

tel, mir eine Unterkunft zu mieten. Ich verließ die Brücke und stieg die Wendeltreppe des Zylinders hinab und trat wieder auf die Straßen der Stadt.

Herbergen gibt es auf Gor nur wenige, was angesichts der Feindseligkeit der Städte nicht verwunderlich ist, doch in der Regel findet sich zumindest eine pro Stadt. Immerhin muß die Möglichkeit bestehen, Händler und Delegationen anderer Städte unterzubringen, autorisierte Besucher mit diesen und jenen Absichten, und offen gesagt, nimmt es der Hotelier mit der Registrierung seiner Gäste nicht immer sehr genau und stellt nicht viele Fragen, wenn er nur seine Handvoll kupferner Tarnmünzen erhält. In Tharna jedoch, das für seine Gastfreundschaft berühmt war, glaubte ich keine Mühe zu haben, eine Herberge zu finden. Ich war daher überrascht, als ich keine einzige Unterkunft ausfindig machen konnte.

Ich überlegte, daß ich notfalls immer in eine einfache Paga-Taverne gehen könnte, wo ich — wenn die Schenken in Tharna denen in Ko-ro-ba ähnelten — die Nacht unauffällig unter einem Tisch verbringen könnte, was mich nur einen Krug Paga kosten würde, diesen starken fermentierten Schnaps, der aus dem gelben Korn Sa-Tarna gewonnen wird, was wörtlich übersetzt Lebenstochter heißt. Dieser Ausdruck bezieht sich auf Sa-Tassna, das Wort für Fleisch oder Nahrung im allgemeinen, mit Lebensmutter zu übersetzen. Paga ist eine Abkürzung für Pagar-Sa-Tarna, was Vergnügen der Lebenstochter heißt.

Üblicherweise fand man in den Paga-Tavernen auch andere Zerstreuungen als den Alkohol, doch im griesgrämigen Tharna war der Klang von Zimbelen, Trommeln und Flöten sicherlich ebenso selten wie das Klimpern der Glöckchen an den Fußgelenken von Tanzmädchen. Ich hielt eine der anonym graugekleideten Gestalten an, die durch die nasse Dämmerung eilten.

»Mann aus Tharna«, sagte ich, »wo finde ich hier eine Herberge?«

»Es gibt keine Herbergen in Tharna«, erwiderte der Mann und sah mich eindringlich an. »Du mußt ein Fremder sein«, fügte er hinzu.

»Ein müder Reisender, der eine Unterkunft sucht.«

»Fliehe, Fremder«, sagte der andere.

»Ich bin in Tharna willkommen.«

»Fliehe, solange noch Zeit ist«, flüsterte er und sah sich um, als fürchte er unwillkommene Lauscher.

»Gibt es eine Paga-Taverne in der Nahe?« fragte ich. »Wo ich mich ausruhen kann?«

»Tharna kennt keine Paga-Tavernen«, erwiderte der Mann, leicht amüsiert, wie mir schien.

»Wo kann ich die Nacht zubringen?« fragte ich.

»außerhalb der Stadtmauern, auf freiem Felde«, sagte er, »oder im Palast der Tatrix.«

»Es will mir scheinen, als müßte der Palast der Tatrix das bequemere Lager bieten.«

Der Mann lachte bitter. »Wie viele Stunden«, fragte er, »bist du schon in den Mauern Tharnas, Krieger?«

»Ich bin um die sechste Stunde eingetroffen.«

»Dann ist es schon zu spät«, sagte der Mann mit Bedauern in der Stimme, »denn du bist schon mehr als zehn Stunden in der Stadt.«

»Was heult das?« fragte ich.

»Willkommen in Tharna«, sagte der Mann und verschwand in der Dunkelheit.

Das Gespräch hatte mich seltsam beunruhigt, und ohne es selbst zu wollen, begann ich den Weg zur Stadtmauer einzuschlagen. Dort stand ich vor dem großen Tor Tharnas. Die beiden riesigen Balken, die es verschlossen, waren vorgelegt, Stamme, die sich nur mit einem Gespann von Tharlarions hatten beseitigen lassen oder mit hundert Sklaven. Die Tore, von Stahlreifen eingefast, mit Metallplatten besetzt, die im Nebel matt schimmerten, waren geschlossen.

»Willkommen in Tharna«, sagte ein Wächter, der sich im Schatten des Tores auf seinen Speer stützte.

»Vielen Dank, Krieger«, sagte ich und wandte mich wieder der Stadt zu. Hinter mir hörte ich ihn lachen — das gleiche seltsam bittere Lachen, das ich heute schon einmal gehört hatte.

Auf meinen Wanderungen durch die Straßen der Stadt erreichte ich schließlich das niedrige Portal im Mauerwerk eines Zylinders. Auf jeder Seite der Tür, in kleinen Nischen, die den Nieselregen abhielten, flackerten die gelben Flammen kleiner Tharlarion-Öllampen. Im unsicheren Licht las ich die Worte KAL-DA-VERKAUF.

Kal-da ist ein heißes Getränk, das aus verwässertem Ka-la-na-Wein gemacht wird, vermischt mit Zitronensaft und scharfen Gewürzen. Ich mochte das scharfe und heiße Getränk nicht sehr, aber es war in einigen niedrigen Kasten sehr beliebt, besonders bei

Menschen, die harte körperliche Arbeit zu verrichten hatten. Ich vermutete, daß seine Popularität mehr auf seine Warme und Preiswürdigkeit zurückzuführen war (es wird nur minderwertiger Ka-lana-Wein verwendet), als auf den Geschmack. Doch ich überlegte mir, daß mir in dieser Nacht aller Nächte, in dieser kalten, bedrückenden, nassen Dunkelheit ein Krug Kal-da sehr willkommen sein würde. Und wo es Kal-da gab, würde sicher auch Brot und Fleisch gereicht. Ich dachte an das gelbe goreanische Brot, das in runden, flachen Laiben gebacken und frisch und heiß serviert wird; und das Wasser lief mir im Mund zusammen, als ich an ein Tabukschnitzel oder womöglich eine Scheibe gerosteten Tarsk dachte, jenes entsetzliche Wildschweinwesen aus den goreanischen Wäldern. Ich lächelte vor mich hin, tastete nach dem Beutel mit Münzen in meiner Tunika, bückte mich und stieß die Tür auf. Drei Stufen führten in einen warmen, kaum erleuchteten und niedrigen Raum mit zahlreichen Tischen, wie sie überall in Gor zu finden waren, an denen Gruppen von fünf bis sechs graugekleideten Männern saßen. Die Gespräche verstummten bei meinem Eintritt. Die anderen Gäste musterten mich. Es schienen keine Krieger anwesend zu sein. Offensichtlich war keiner der Männer bewaffnet.

Ich mußte einen seltsamen Eindruck auf sie machen — ein rotgekleideter, bewaffneter Krieger, der plötzlich aus der Nacht hereintrat, ein Besucher aus einer anderen Stadt, der überraschend in Ihren Kreis eindrang.

»Was für Geschäfte hast du?« fragte der Besitzer des Lokals, ein kleiner, kahlköpfiger Mann in kurzärmeliger grauer Tunika mit einer glänzenden schwarzen Schürze. Er blieb hinter seinem Holztresen stehen und wischte langsam an einigen Kal-da-Flecken auf dem schmutzigen Holz herum.

»Ich bin auf der Durchreise«, sagte ich. »Und ich möchte einen Tarn kaufen, um damit weiterzufliegen. Heute abend brauche ich eine Mahlzeit und eine Unterkunft.«

»Dies ist kein Ort für einen Mann aus hoher Kaste.«

Ich sah mich um, musterte die Anwesenden, blickte in ihre niedergeschlagenen, ausgezehrten Gesichter. Im Halbdämmer war nicht zu erkennen, welchen Kasten sie angehörten, denn sie trugen ausnahmslos die grauen Tuniken Tharnas. Was mir besonders an ihnen auffiel, hatte nichts mit der Kastenzugehörigkeit zu tun — es war ihr mangelndes Selbstvertrauen. Ich wußte nicht, ob sie schwach waren oder nur eine schlechte Meinung von sich hatten. Sie schienen ohne Energie, ohne Stolz, ohne Selbstachtung zu sein.

»Du gehörst einer Hohen Kaste an, der Kriegerkaste«, sagte der Wirt.

»Es ist nicht recht, daß du bei uns bleibst.«

Die Aussicht, wieder in die kalte, regnerische Nacht hinaus zu müssen, meine trostlose kalte Wanderung durch die einsamen Straßen fortzusetzen, hatte wenig Erfreuliches. Ich nahm eine Münze aus dem Lederbeutel und warf sie dem Wirt zu. Geschickt schnappte er sie aus der Luft wie ein skeptischer Kormoran. Er untersuchte die Münze, biß auf das Metall, und seine Kinnmuskeln spannten sich im Lampenlicht. Ein gieriger Schimmer trat in seine Augen. Ich wußte, daß er keine Lust haben würde, mir das Geldstück wiederzugeben.

»Na, welcher Kaste gehört es an?« fragte ich.

Der Wirt lächelte. »Geld kennt keine Kasten.«

»Also; bring mir zu essen und zu trinken«, sagte ich.

Ich trat an einen dunklen, verlassenem Tisch im Hintergrund, von wo ich die Tür im Auge behalten konnte. Ich lehnte Schild und Speer an die Wand, stellte meinen Helm neben dem Tisch ab, schnallte meinen Schwertgürtel ab, legte die Waffe auf die Tischplatte vor mir und wartete ab.

Ich hatte es mir kaum bequem gemacht, als der Wirt, einen Großen und schweren Krug mit dampfendem Kal-da vor mich hinstellte. Ich verbrannte mir an den Griffen des Krugs fast die Hände. Ich schüttete einen langen, brennenden Schluck herunter, und wenn ich den Geschmack normalerweise auch nicht mochte, durchrieselte mich das Getränk heute wie brodelndes Feuer, ein zischendes, herrliches Aufputschgetränk, das schlecht schmeckte und mich doch so verhexte, daß ich auflachte.

Und ich lachte sehr laut.

Die tharnaischen Männer, die an ihren Tischen saßen, starrten zu mir herüber, als hatte ich den Verstand verloren. Ungläubigkeit und Ratlosigkeit standen auf ihren Gesichtern.

Der Mann dort drüben hatte gelacht. Ich fragte mich, ob in Tharna die Menschen oft lachten.

Es war eine elende Stadt, aber im Lichte des Kal-da sah sie schon wieder ganz vielversprechend aus.

»Redet, lacht!« sagte ich zu den Männern aus Tharna, die seit meinem Eintreten kein Wort gewechselt hatten. Ich starrte sie an. Ich trank noch einmal aus meinem Krug und schüttelte den Kopf, um die wirbelnden Flammenzungen vor meinen Augen zu vertreiben. Ich schnappte mir meinen Speer von der Wand und hieb damit auf den Tisch.

»Wenn ihr nicht reden könnt, wenn ihr nicht lachen könnt, dann müßt ihr singen!«

Die Männer waren überzeugt, daß sie einen Verrückten vor sich hatten. Wahrscheinlich lag es am Kal-da, aber vielleicht reizte mich auch die Ungeduld mit den Männern dieser Stadt, vielleicht war es ein Aufbäumen gegen das düstere Tharna und ihre feierlichen, lustlosen, unterwürfigen Einwohner. Die tharnaischen Männer schwiegen weiter.

»Sprechen wir nicht alle die Sprache?« fragte ich und meinte die schöne goreanische Muttersprache, die in den meisten Städten dieser Welt gesprochen wird. »Gehört diese Sprache nicht euch?« fragte ich.

»Doch, ja«, murmelte einer der Männer.

»Warum sprichst du sie dann nicht?« fragte ich herausfordernd.

Der Mann schwieg.

Der Wirt brachte mir heißes Brot, Honig, Salz und — zu meinem Entzücken — ein großes Stück gebratenes Tarskfleisch. Ich stopfte meinen Mund voll und wusch den Bissen mit Kal-da hinunter.

»Wirt!« schrie ich und klopfte mit dem Speer auf den Tisch.

»Ja, Krieger!«

»Wo sind die Tanzsklavinnen?«

Der Wirt schien wie vor den Kopf geschlagen.

»Ich möchte eine Frau tanzen sehen!«

Die Männer steckten die Köpfe zusammen. Einer flüsterte: »Es gibt keine Sklavinnen in Tharna.«

»Wie traurig!« rief ich. »Keine einzige Kragenträgerin in Tharna!«

Zwei oder drei Männer lachten. Endlich drang ich zu ihnen durch.

»Diese Wesen, die hinter ihren Silbermasken durch die Straßen segeln — sind das wirklich Frauen?« fragte ich.

»Aber sicher«, sagte einer der Männer und mußte ein Lachen unterdrücken.

»Das kann doch nicht wahr sein!« rief ich. »Soll ich eine hereinholen, damit sie für uns tanzt?«

Die Männer lachten.

Ich tat, als wollte ich aufstehen, und entsetzt drückte mich der Wirt wieder in meinen Stuhl und holte neuen Kal-da. Offenbar wollte er mir so viel Kal-da auftischen, daß ich nichts Schlimmes anstellen konnte. Einige Männer kamen nun an meinen Tisch.

»Woher kommst du?« kam die Frage.

»Ich habe mein ganzes Leben in Tharna zugebracht.«

Dröhnendes Gelächter quittierte diese Antwort.

Kurz darauf dirigierte ich einen rauhen Männerchor; ich ließ meinen Speerschaft auf die Tischplatte poltern und stimmte Lieder an — wilde Trinklieder, Kriegslieder, Lieder von Belagerung und Tod. Ich brachte den Männern Gesänge bei, die ich in der Karawane des Händlers Mintar gelernt hatte — damals, als ich Talena lieben lernte —, Lieder von der Liebe, von der Einsamkeit, von der Schönheit einer Heimatstadt, von den Schönheiten Gors.

Der Kal-da floß in dieser Nacht in Strömen, und dreimal mußte in den Tharlarionlampen das Öl nachgefüllt werden. Angelockt durch den ungewohnten Lärm waren Männer von der Straße hereingekommen; auch einige Krieger, die unglaublicherweise ihre Helme abnahmen, sie mit Kal-da füllten und in unserer Runde mitmachten.

Die Tharlarionlampen hatten schließlich ein letztes Mal geﬂackert und waren ausgegangen, und der erste Schimmer der Dämmerung lag fahl im Raum. Viele Männer waren gegangen, andere schliefen auf den Tischen oder lagen auf dem Fußboden. Sogar der Wirt schlief; er hatte den Kopf auf den Tresen gelegt. Ich sah mich langsam um und wischte mir den Schlaf aus den Augen.

»Wach auf!« sagte eine Stimme.

»Das ist er«, sagte eine zweite Stimme, die ich wiedererkannte.

Ich rappelte mich hoch und sah den kleinen zitronengesichtigen Mann vor mir stehen.

»Wir haben nach dir gesucht«, sagte die andere Stimme, die zu einem stämmigen Gardisten der Stadt gehörte. Hinter ihm standen drei weitere bewaffnete Krieger.

»Er ist der Dieb«, sagte der fahlgesichtige Mann und griff nach dem Münzenbeutel, der halb geöffnet auf dem fleckigen Tisch lag. Er hielt ihn dem Gardisten hin.

»Ost«, las der Mann. Das war der Name eines winzigen orangefarbenen Reptils, das zu den bösartigsten Tieren Gors gehörte.

»Ich bin kein Dieb«, sagte ich. »Er hat mir die Münzen gegeben.«

»Er lügt«, sagte Ost.

»Nein, ich lüge nicht!«

»Du bist verhaftet«, sagte der Wächter.

»In wessen Namen?« fragte ich.

»Im Namen Laras, der Tatrix von Tharna.«

Widerstand wäre sinnlos gewesen.

Meine Waffen waren vorsichtig entfernt worden, als ich noch schlief; wie ein Tor hatte ich mich auf die Gastfreundschaft Tharnas verlassen.

Unbewaffnet stand ich den Gardisten gegenüber. Und doch schien der Offizier die Auflehnung in meinen Augen wahrzunehmen, denn er gab seinen Leuten ein Zeichen, und drei Speere richteten sich auf meine Brust.

»Ich habe nichts gestohlen«, sagte ich.

»Du magst deinen Fall der Tatrix vortragen«, sagte der Wächter.

»Fesselt ihn«, schaltete sich Ost ein.

»Bist du ein Krieger?« fragte der Gardist.

»Ja.«

»Gibst du mir dein Wort, daß du mich friedlich zum Palast der Tatrix begleitest?«

»Ja«, sagte ich.

Der Wächter wandte sich an seine Männer. »Fesseln sind nicht erforderlich.«

»Ich bin unschuldig«, wiederholte ich.

Der Offizier sah mich an; seine Augen musterten mich aus der Y-Öffnung seines hellblauen Helms. »Das muß die Tatrix entscheiden«, sagte er.

»Ihr müßt ihn fesseln!« jammerte Ost.

»Ruhig, du Wurm!« sagte der Wärter, und der Verschwörer hielt den Mund.

Von den Wächtern umgeben, folgte ich dem Offizier zum Palast der Tatrix. Ost hastete hinter uns her, so schnell ihn seine kurzen, krummen Beine trugen. Er begann zu schnaufen und zu keuchen und hatte Mühe, mit uns Schritt zu halten.

Selbst wenn ich mein Wort gebrochen hätte, wären meine Fluchtchancen sehr gering gewesen. Wahrscheinlich hätten mich schon kurz nach meinem ersten Schritt in Richtung Freiheit drei Speere durchbohrt. Ich respektierte die umsichtigen, tüchtigen Gardisten Tharnas, hatte ich doch bereits einen geschickt operierenden Trupp außerhalb der Stadt kennengelernt. Ich fragte mich, ob Thorn wohl in Tharna war und ob Vera inzwischen in seiner Villa das Tanzkleid trug. Ich wußte, daß ich freigesprochen werden mußte, wenn es eine Gerechtigkeit in Tharna gab — doch ich war beunruhigt. Wie konnte ich wissen, daß mein Fall tatsächlich gerecht vorgetragen und entschieden wurde? Daß ich Osts Münzensack besessen hatte, war

auf jeden Fall ein klarer, äußerlicher Schuldbeweis, und das mochte sehr wohl die Entscheidung der Tatrix beeinflussen. Wie konnte mein Wort, das Wort eines Fremden, dagegen wiegen — gegen die Worte von Ost, eines tharnaischen Bürgers, der vielleicht sogar eine wichtige Persönlichkeit des öffentlichen Lebens war?

Es mag unglaublich scheinen — trotz dieser düsteren Erwägungen freute ich mich auf den Palast der Tatrix. Ich wollte ihr endlich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, dieser ungewöhnlichen Frau, die eine goreanische Stadt zu beherrschen verstand. Ohne die Verhaftung wäre ich vielleicht sogar aus eigenem Antrieb bei der Tatrix vorstellig geworden, um — wie es ein Bürger ausgedrückt hatte - die Nacht in ihrem Palast zu verbringen.

Als wir etwa zwanzig Minuten lang durch die düsteren, gewundenen Straßen Tharnas gegangen waren, wobei uns die graugekleideten Bürger in weitem Bogen aus dem Wege gingen und den rotgekleideten Gefangenen ausdruckslos anstarrten, erreichten wir eine breite Straße, die in weiten Kurven aufwärts führte. Sie war mit schwarzem Basalt gepflastert, auf dem noch der Regen der letzten Nacht schimmerte. Zu beiden Seiten ragte eine langsam höher werdende Steinmauer auf, und je weiter wir kamen, desto höher wurden auch diese Mauern, und desto enger rückten sie zusammen.

Endlich sah ich im kühlen Morgenlicht den Palast vor uns aufragen, noch etwa hundert Meter entfernt — eine runde Steinfestung, schwarz, gedrungen, schmucklos, eindrucksvoll. Zum Eingang hin rückten die Mauern noch weiter zusammen, die Straße war so schmal geworden, daß keine zwei Männer nebeneinander gehen konnten; zu beiden Seiten ragten die Mauern etwa fünf Meter auf.

Der Eingang selbst bestand aus einer kleinen, schlichten Eisentür, etwa fünfzig Zentimeter breit und knapp anderthalb Meter hoch. Hier erinnerte nichts an die breittorigen Zentralzylinder anderer goreanischer Städte, durch die man ein Gespann mit goldbeschrifteten Tharlarions steuern konnte. Ich fragte mich, ob ich in dieser düsteren, brutalen Festung, diesem Palast der Tatrix von Tharna, Gerechtigkeit finden konnte.

Der Gardist deutete auf die Tür und blieb hinter mir zurück. Ich stand nun der schmalen Tür allein gegenüber.

»Wir kommen nicht mit. Du und Ost — ihr geht allein.«

Ich wandte mich um, und sofort richteten sich drei Speerspitzen auf meine Brust.

Das Scharren zurückgezogener Riegel ertönte, und die Eisentür schwang auf und gab den Blick auf ein schwarzes Viereck frei.

»Tritt ein!« befahl der Wächter.

Ich warf einen letzten Blick auf die Speere, grinste den Gardisten grimmig an, wandte mich um, senkte den Kopf und betrat den Palast. Dann schrie ich. überrascht auf, griff in die Luft, fühlte, wie der Boden unter meinen Füßen nachgab und ich ins Leere fiel. Ich hörte Ost hinter mir entsetzt aufschreien, als er ebenfalls durch die Tür geschoben wurde.

Etwa fünf Meter unter der Schwelle prallte ich in absoluter Dunkelheit auf. Es mußte sich um einen Steinboden handeln, der mit nassem Stroh bedeckt war. Fast gleichzeitig stürzte Ost auf mich, und ich rang um Atem. Vor meinen Augen tanzten purpurne und goldene Flecken. Ich merkte kaum, das ein großes Tier mich in sein Maul nahm und mich durch eine runde, tunnelähnliche Öffnung zertrte. Ich versuchte mich zu wehren, doch das brachte mich nicht weiter. Ich bekam keinen Atem mehr, und der Tunnel war viel zu eng. Ich roch das nasse Fell des Tieres, das eine Art Nagetier sein mußte, nahm den Geruch seines Lagers wahr, des schmutzigen Strohs. Aus der Ferne drangen Osts hysterische Schreie in mein Bewußtsein.

Das Tier bewegte sich einige Zeit rückwärts durch den Tunnel und zertrte seine Beute mit. Dabei schwenkte es von Zeit zu Zeit den Kopf hin und her, so daß ich gegen die Steinwände geschleudert wurde und mir dort Abschürfungen und Prellungen zuzog. Meine Tunika wurde zerrissen. Endlich erreichten wir einen runden, kuppelförmigen Raum, der von zwei Fackeln in Eisenhaltern erhellt wurde. Ich hörte eine harte, laute, befehlsgewohnte Stimme. Das Tier schrie unwillig auf. Ich hörte das Knallen einer Peitsche und ein zweites Kommando. Widerstrebend ließ das Tier mich los und wich zurück, duckte sich und beobachtete mich mit seinen schmalen, schrägen, flammenden Augen, die im Fackelschein wie geschmolzenes Gold schimmerten.

Es handelte sich um einen gigantischen Urt, ein dickes, weißes Tier. Es fauchte mich mit seinen drei Reihen nadelscharfer Zähne an und kreischte wütend. Zwei gebogene Hauer ragten von seinem Kiefer auf; zwei Hörner, die den Hauern ähnelten, erhoben sich aus dem Stirnknochen, ragten über den schimmernden Augen vor, die schon von mir zu zehren Schienen, als warteten sie nur die Erlaubnis des Wächters ab, um sich auf mich zu stürzen. Der fette Körper des Urt zitterte erwartungsvoll.

Wieder knallte die Peitsche, und ein neues Kommando ertönte. Das Tier lies seinen langen haarlosen Schwanz ärgerlich hin und

her peitschen und verschwand lauernd in einem anderen Tunnel. Ein Eisengitter rasselte hinter ihm herunter.

Mehrere starke Hände ergriffen mich, und ich erhaschte einen Blick auf ein schweres, rundes, schimmerndes Objekt. Ich versuchte mich aufzurichten, wurde jedoch mit dem Gesicht nach unten zurückgedrückt. Ein silbriges Objekt, schwer wie ein Baumstamm, wurde mir über den Nacken geschoben. Man hielt mir die Arme fest, während sich die seltsame Vorrichtung um meinen Hals und meine Arme schloß. Entsetzt hörte ich das Schnappen eines schweren Schlosses.

»Joch fertig«, sagte eine Stimme.

»Steh auf, Sklave«, befahl eine zweite Stimme.

Ich versuchte mich zu erheben, doch das Gewicht war zuviel. Ich hörte das Zischen einer Peitsche und biß die Zähne zusammen, als sich die Lederschnur in meinem Fleisch verbiß. Immer wieder zuckte sie wie ein Blitzschlag auf mich herab. Es gelang mir schließlich, die Knie unter meinen Körper zu schieben und das schwere Joch schmerzerfüllt in die Höhe zu hieven. Unsicher richtete ich mich ganz auf, hin und her schwankend.

»Gut gemacht, Sklave«, sagte eine Stimme.

Trotz der brennenden Peitschenwunden auf meinem Rücken spürte ich die kalte Luft des Verlieses, in dem ich mich befand. Die Peitsche hatte den Stoff meiner Tunika zerrissen, und ich blutete. Ich drehte mich um und sah den Sprecher an, der die Peitsche in der Hand hielt. Ich registrierte, daß der Lederriemen vom Blut rot war.

»Ich bin kein Sklave«, sagte ich.

Der Mann war bis zur Hüfte nackt, ein stämmiger Bursche mit metallbesetzten ledernen Armreifen, das Haar trug er mit einem grauen Band zusammengebunden.

»In Tharna«, sagte er, »kann ein Mann wie du gar nichts anderes sein.« Ich sah mich in dem Verlies um, das etwa fünf Meter über dem Boden eine Art Kuppel bildete. Es gab mehrere Ausgänge, die meisten ziemlich klein und versperrt. Aus einigen drangen Klagelaute. In anderen Öffnungen scharrten oder kreischten Tiere — womöglich weitere Riesen-Urts. An einer Wand stand eine große Schale mit brennenden Kohlen, aus denen die Griffe mehrerer Eisen ragten. Eine Art Ständer erhob sich daneben. Er war groß genug, um einen Menschen aufzunehmen. Hier und dort waren Ketten an den Wänden befestigt, und andere Ketten baumelten von der Decke. Wie in einer Werkstatt hingen auch verschiedene Geräte an den Wänden

die ich hier nicht näher beschreiben mochte. Es möge der Hinweis genügen, daß sie dazu bestimmt waren, einem Menschen ein Höchstmaß an Schmerzen zuzufügen. Es war ein schrecklicher Ort. »Hier«, sagte der Mann stolz, »wird der Frieden Tharnas gewahrt.« »Ich verlange, zur Tatrix gebracht zu werden«, sagte ich laut. »Natürlich«, erwiderte der Folterknecht und lachte unangenehm. »Ich bringe dich persönlich zur Tatrix.« Ich hörte eine Kette durch eine Rolle laufen, und sah, daß sich eines der Gittertore langsam anhub. Der Mann machte eine Bewegung mit der Peitsche. Ich begriff, daß ich durch die Öffnung gehen sollte. »Die Tatrix von Tharna erwartet dich«, sagte er.

-11-

Ich trat durch die Öffnung und begann mit langsamen Schritten eine schmale Wendeltreppe zu ersteigen. Dabei machte mir das Gewicht des schweren Metalljochs sehr zu schaffen, und ich schwankte hin und her. Der Mann mit der Peitsche trieb mich fluchend zur Eile an. Heftig stieß er mit der Peitsche nach mir und wurde darin von der Enge des Ganges begünstigt.

Schon schmerzten meine Beine und Schultern von der unvorstellbaren Last des Joches.

Wir erreichten einen breiten, kaum erleuchteten Saal. Mehrere Türen gingen hiervon ab. Verächtlich stieß mich der Wächter mit der Peitsche weiter und brachte mich vor eine dieser Türen. Nun erreichten wir einen weiteren Korridor, von dem neue Türen abgingen, und so weiter. Es kam mir vor, als durchschritten wir einen Irrgarten oder ein unterirdisches Labyrinth. Dabei waren wir im Palast der Königin. Die Flure waren hier und dort durch Tharlarion-Öllampen erleuchtet, die in eisernen Wandhaltern steckten. Der Palast wirkte seltsam leer. Es gab keine Farben, keinerlei Verzierungen. Ich stolperte weiter, vom Schmerz der Peitschenwunden gepeinigt, fast zu Boden gedrückt vom Gewicht des Jochs. Ich wußte nicht, ob ich aus diesem unheimlichen Labyrinth ohne fremde Hilfe wieder herausgefunden hätte.

Endlich erreichten wir einen großen, gewölbten Raum, der von Fackeln erleuchtet wurde. Trotz seiner Größe waren auch hier kei-

ne Wandbemalungen zu sehen; er war schlicht und einfach wie die anderen Zimmer und Durchgänge, die ich bisher gesehen hatte. Ein einziges Schmuckstück verschönte die melancholischen Wände — das Bild einer riesigen goldenen Maske, das die Züge einer wunderschönen Frau trug.

Unter dieser Maske stand auf einer hohen Plattform ein monumentaler goldener Thron.

Auf den breiten Stufen, die zum Thron hinaufführten, standen Sessel, in denen zahlreiche Gestalten saßen. Dies mußten Mitglieder des Hohen Rates von Tharna sein. Ihre schimmernden Silbermasken zeigten ausnahmslos dasselbe schöne Gesicht. Die Masken starrten ausdruckslos zu mir herab.

Hier und dort standen finstere tharnaische Krieger im Saal. Sie wirkten grimmig in ihren blauen Helmen, und jeder trug eine winzige Silbermaske an der Schläfe — zum Zeichen, daß er der Palastwache angehörte. Einer der Krieger stand unmittelbar vor dem Thron. Er kam mir bekannt vor.

Auf dem Thron saß eine Frau, stolz, von herablassender Würde erfüllt, in majestätische Roben aus golddurchwirkten Stoffen gekleidet. Sie trug keine Silbermaske, sondern eine Gesichtsscheibe aus reinem Gold. Die Augen hinter der schimmernden Goldmaske musterten mich aufmerksam. Niemand brauchte mir zu sagen, daß ich Lara, der Tatrix von Tharna, gegenüberstand.

Der Krieger vor dem Thron setzte seinen Helm ab. Es war Thorn, Offizier von Tharna, den ich weit vor der Stadt schon kennengelernt hatte. Seine schmalen Augen, die denen eines Urt ähnelten, betrachteten mich verächtlich. Er trat vor mich hin.

»Knie nieder!« befahl er. »Du stehst vor Lara, Tatrix von Tharna!« Doch ich wollte nicht knien.

Thorn trat mir die Füße unter dem Leib fort, und das Gewicht des Jochs ließ mich hilflos zu Boden gehen.

»Die Peitsche!« sagte Thorn und streckte herrisch den Arm aus. Der stämmige Folterknecht reichte sie ihm. Thorn hob das Instrument in die Höhe, um mir damit den Rücken aufzureißen.

»Schlag ihn nicht«, sagte eine befehlsgewohnte Stimme, und der Peitschenarm Thorns fiel herab, als hätte man ihm die Muskeln durchgeschnitten. Es war die Stimme der Frau hinter der goldenen Maske. Ich war ihr dankbar.

Jede Fiber meines Körpers lehnte sich auf, als ich mich nun schweißüberströmt bemühte, wieder auf die Beine zu kommen.

Schließlich vermochte ich mich auf die Knie zu erheben. Thorns Hand ließ mich nicht höher kommen. Unterjocht kniete ich vor der Königin Tharnas.

Die Augen hinter der gelben Maske musterten mich neugierig.

»Stimmt es, Fremder«, fragte sie mit kalter Stimme, »daß du Tharnas Reichtum aus der Stadt entführen wolltest?«

Ich war verwirrt, der Schmerz peinigte mich, Schweiß lief mir in die Augen, so daß ich nicht mehr deutlich sehen konnte.

»Das Joch ist aus Silber«, sagte sie. »Silber aus den Bergwerken Tharnas.«

Ich war verblüfft, denn wenn das Folterinstrument wirklich aus Silber war, mußte es viel wert sein. Man hätte damit einen Ubar aus der Gefangenschaft freikaufen können.

»Wir hier in Tharna«, sagte die Tatrix, »halten so wenig von Reichtümern, daß wir sie benutzen, um unsere Sklaven zu unterjochen.« Mein wütender Blick mußte ihr verraten, daß ich mich nicht für einen Sklaven hielt.

Aus dem Sessel neben dem Thron erhob sich eine andere Frau. Sie trug eine herrliche geschmiedete Silbermaske und einen schimmernden Umhang aus schwerem Silbertuch. Hochmütig richtete sie sich neben der Tatrix auf, und ihre ausdruckslose Silbermaske blitzte zu mir herab. Im zuckenden Fackellicht wirkte das metallene Gesicht grausam. Sie sprach zur Tatrix, ohne die Maske von mir abzuwenden. »Vernichte dieses Tier!« Es war eine kalte, widerhallende Stimme, klar, entschlossen, autoritär.

»Erlaubt das Gesetz Tharnas einem Gefangenen nicht zu sprechen, Dorna die Stolze, Zweite in Tharna?« fragte die Tatrix, deren Stimme ebenfalls herrschgewohnt und leidenschaftslos war, mir aber besser gefiel als die Stimme der Frau unter der Silbermaske.

»Erkennt das Gesetz Tiere an?« fragte die Frau, die Dorna die Stolze genannt wurde. Es war fast, als fordere sie ihre Tatrix heraus, und ich fragte mich, ob Dorna mit ihrer Rolle als Zweite im Staate zufrieden war. Der Sarkasmus in ihrer Stimme war deutlich herauszuhören.

Die Tatrix ging auf Dornas Bemerkung nicht ein.

»Hat er noch seine Zunge?« wandte sich die Tatrix an den Mann mit der Peitsche, der hinter mir stand.

»Ja, Tatrix«, sagte er.

Ich hatte das Gefühl, daß Dorna bei dieser Antwort nervös wurde. Die Silbermaske wandte sich an den Mann mit der Peitsche. Er

begann zu stammeln, und ich hatte das Gefühl, daß er zu zittern begonnen hatte. »Die Tatrix hat ausdrücklich gewünscht, daß der Sklave gejocht und in den Saal der Goldenen Maske gebracht wird — schleunigst und unverletzt.«

Ich lächelte vor mich hin und dachte an die Zähne des Urt und an die Peitsche.

»Warum wolltest du nicht hinknien, Fremder?« fragte die Tatrix.

»Ich bin Krieger«, antwortete ich.

»Du bist ein Sklave!« zischte Dorna die Stolze. Sie wandte sich an die Tatrix. »Reißt ihm die Zunge heraus!«

»Willst du mir Befehle geben?« fragte die Tatrix.

»Nein, geliebte Tatrix«, sagte Dorna die Stolze.

»Sklave!« sagte die Tatrix.

Ich ignorierte die Anrede.

»Krieger«, sagte sie.

In meinem Joch hob ich langsam den Kopf, richtete meinen Blick auf ihre Maske. In der Hand, die in einem goldenen Handschuh steckte, hielt sie einen kleinen, dunklen Ledersack, der zur Hälfte mit Münzen gefüllt war. Ich nahm an, daß dies der Beutel Osts sein mußte, und fragte mich, wo der Verschwörer stecken mochte. »Gestehe, daß du Ost aus Tharna diese Münzen gestohlen hast«, sagte die Tatrix.

»Ich habe nichts gestohlen«, sagte ich. »Laß mich frei.«

Thorn lachte freudlos hinter mir auf.

»Ich rate dir zu gestehen«, sagte die Tatrix.

Ich hatte das Gefühl, daß sie aus irgendeinem Grunde an meinem Schuldeingeständnis interessiert war, aber da ich nichts zu gestehen hatte, ging ich nicht darauf ein.

»Ich habe das Geld nicht gestohlen.«

»Dann tust du mir leid, Fremder«, sagte die Tatrix.

Ich verstand ihre Bemerkung nicht, und mein Rücken schien unter dem Gewicht des Jochs zerspringen zu wollen. Mein Hals schmerzte.

Schweiß rann mir über die Haut, und mein Rücken brannte von den zahlreichen Peitschenhieben.

»Bringt Ost!« befahl die Tatrix.

Ich glaubte zu sehen, wie Dorna die Stolze auf ihrem Sessel unruhig wurde. Sie glättete nervös ihr Silberkleid und fuhr sich mit dem Silberhandschuh über das Gesicht.

Ein leises Wimmern ertönte, gefolgt von einem lauten Scharren. Zu meiner Überraschung wurde der Verschwörer Ost, unterjocht wie ich, vor dem Thron zu Boden gestoßen. Einer der Wächter setzte ihm einen Fuß in die Seite. Osts Joch war leichter als das

meine, aber da er auch kleiner war, mochte ihn das Gewicht ebenso drücken wie mich.

»Knie vor der Tatrix!« befahl Thorn, der noch immer die Peitsche in der Hand hielt.

Mit einem furchtsamen Schrei versuchte sich Ost aufzurichten, doch er brachte das Joch nicht hoch.

Thorn hob die Hand mit der Peitsche.

Ich dachte, daß die Tatrix jetzt einschreiten würde, wie sie es bei mir getan hatte. Doch sie schwieg. Sie schien mich zu beobachten. Ich fragte mich, welche Gedanken sich hinter jener schimmernden Goldmaske abspielen mochten.

»Schlag ihn nicht«, sagte ich.

Ohne den Blick von mir zu nehmen, sagte Lara zu Thorn: »Mach dich bereit.«

Auf dem gelblichen, rotgezeichneten Gesicht erschien ein Grinsen, und Thorns Faust ballte sich um den Peitschengriff. Er sah die Tatrix an.

»Steh auf«, sagte die Tatrix zu Ost, »oder du stirbst auf deinem Bauch wie eine Schlange, die du ja auch bist.«

»Ich schaffe es nicht!« schluchzte Ost. »Ich schaffe es nicht!«

Die Tatrix hob ihre Hand. Wenn sie sie senkte, begann die Peitsche mit ihrer Arbeit.

»Nein!« sagte ich.

Mit jedem Muskel meines Körpers kämpfte ich um das Gleichgewicht, und die Sehnen meiner Beine und meines Rückens waren wie gespannte Kabel, als ich nun vorsichtig Osts Hand ergriff, mein Joch langsam unter das seine gleiten ließ und ihn unter Aufbietung meiner letzten Kräfte auf die Knie zog.

Die maskierten Frauen im Saal stießen erstaunte Rufe aus. Einige Krieger mißachteten die tharnaischen Gebräuche und bekundeten ihren Beifall für meine Tat, indem sie mit den Speeren gegen ihre Schilde schlugen.

Verärgert warf Thorn die Peitsche dem Folterknecht zu.

»Du bist stark«, sagte die Tatrix von Tharna.

»Stärke ist eine Eigenschaft von Tieren«, sagte Dorna die Stolze.

»Das ist wahr.«

»Und doch ist er ein Schönes Tier, nicht wahr?« fragte eine der Frauen.

»Soll er doch bei den Schaukämpfen von Tharna Verwendung finden«, sagte eine zweite.

Lara hob gebieterisch die Hand.

»Wie kommt es«, fragte ich, »daß du einem Krieger die Peitsche

ersparst und sie bei einem elenden Kriecher wie Ost einsetzen läßt?«

»Ich hatte gehofft, daß du schuldlos bist, Fremder«, sagte sie. »Die Schuld Osts ist mir dagegen bekannt.«

»Ich bin schuldlos«, sagte ich.

»Und doch«, sagte sie, »behauptest du, die Münzen nicht gestohlen zu haben.«

Meine Gedanken überstürzten sich. »Das stimmt«, sagte ich. »Ich habe die Münzen nicht gestohlen.«

»Dann bist du schuldig«, sagte die Stimme Laras, traurig, wie ich vermeinte.

»Wessen bin ich schuldig?« wollte ich wissen.

»Der Verschwörung gegen den Thron Tharnas«, sagte die Tatrix. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

»Ost«, fuhr die Tatrix eisig fort, »du bist das Verrates an Tharna für schuldig befunden. Es ist bekannt, daß du an einer Verschwörung gegen den Thron beteiligt bist.«

Einer der Wächter, der Ost hereingeführt hatte, ergriff das Wort. »Die Berichte deiner Spione stimmen, Tatrix. In seinem Quartier fanden wir belastende Dokumente, Briefe mit Instruktionen, die sich auf einen Umsturz bezogen, dazu Säcke mit Gold, das zum Anwerben von Komplizen eingesetzt werden sollte.«

»Hat er alle diese Taten gestanden?« fragte Lara.

Ost plapperte los, flehte unverständlich um Gnade, und sein dünner Hals wand sich in der Öffnung des Jochs.

Der Wächter lachte. »Beim Anblick des weißen Urt flossen ihm die Worte nur so von den Lippen!«

»Wer hat dir das Gold gegeben, du Schlange?« fragte die Tatrix. »Von wem sind die Briefe mit den Anweisungen?«

»Ich weiß es nicht, geliebte Tatrix«, flehte Ost. »Die Briefe und das Gold wurden mir von einem behelmten Krieger gebracht.«

»Vor die Urts mit ihm!« fauchte Dorna die Stolze.

Ost begann am ganzen Leibe zu zittern und um Gnade zu flehen. Thorn versetzte ihm einen Tritt, um ihn zum Schweigen zu bringen.

»Was weißt du sonst noch von der Verschwörung gegen den Thron?« fragte Lara.

»Nichts, geliebte Tatrix«, wimmerte er.

»Also gut«, sagte Lara und wandte ihre schimmernde Maske dem Gardisten zu, der Ost zu Boden gestoßen hatte, »bring ihn in die Verliese zu den Urts.«

»Nein, nein, nein!« flehte Ost. »Ich weiß mehr, mehr!«

Die silbern maskierten Frauen beugten sich vor. Nur die Tatrix und Dorna blieben reglos sitzen. Obwohl der Saal kühl war, bemerkte ich, daß Thorn, Offizier Tharnas, das Wasser auf der Stirn stand. Er ballte die Fauste.

»Was weißt du sonst noch?« fragte die Tatrix.

Ost sah sich um, die Augen traten ihm vor Entsetzen aus dem Kopf.

»Kennst du den Krieger, der dir die Briefe und das Gold gebracht hat?«

»Ihn kenne ich nicht.«

»Laß mich dieses Verhör beenden!« sagte Thorn und zog sein Schwert.

»Machen wir seinem Leben sofort ein Ende!«

»Nein«, sagte Lara. »Was weißt du sonst noch, Schlange?«

»Ich weiß, daß der Anführer der Verschwörung in Tharna einen hohen Rang bekleidet — eine Person, die die Silbermaske trägt, eine Frau.«

»Unmöglich!« schrie Lara und sprang auf. »Niemand, der die Silbermaske trägt, könnte Tharna untreu werden!«

»Und doch ist es wahr«, schnüffelte Ost.

»Wer ist die Verräterin?« fragte Lara.

»Ich kenne ihren Namen nicht.«

Thorn lachte.

»Aber«, sagte Ost hoffnungsvoll, »ich habe einmal mit ihr gesprochen und würde vielleicht ihre Stimme wiedererkennen, wenn ich am Leben bliebe.«

Thorn lachte wieder. »Er versucht sich nur das Leben zu erkaufen.«

»Was meinst du, Dorna die Stolze?« wandte sich Lara an die Zweite Herrscherin in Tharna.

Doch Dorna blieb seltsam stumm. Sie antwortete nicht, sondern hob ihre behandschuhte Hand und vollführte eine heftige Abwärtsbewegung, als warf sie eine Klinge.

»Gnade, große Dorna!« kreischte Ost.

Dorna wiederholte die Bewegung.

Aber Lara hatte die Hände ausgestreckt, die Handflächen nach oben, und sie hob sie leicht an, eine anmutige Geste, die Gnade verhiess.

»Danke, geliebte Tatrix«, wimmerte Ost, dem die Tränen über das Gesicht liefen. »Vielen Dank!«

»Sage mir, Schlange!« sagte Lara, »hat der Krieger dir die Münzen gestohlen?«

»Nein, nein«, sagte Ost schluchzend.

»Hast du sie ihm gegeben?«

»Ja, ja!«

»Und er hat sie genommen?« fragte sie.

»Das stimmt.«

»Du hast mir die Münzen aufgedrängt und bist davongelaufen«, sagte ich. »Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als sie zu nehmen.«

»Er hat die Münzen angenommen«, murmelte Ost und starrte mich hämisch an. Er schien entschlossen zu sein, mich an dem Schicksal teilhaben zu lassen, das auf ihn wartete.

»Ich hatte keine andere Wahl«, sagte ich ruhig.

Ost sah mich böse an.

»Wenn ich ein Verschwörer wäre«, sagte ich, »wenn ich mit diesem Mann unter einer Decke steckte, warum sollte er mich des Diebstahls anklagen, warum sollte er mich verhaften lassen?«

Ost erbleichte. Sein Verstand sprang von Einfall zu Einfall, doch sein Mund bewegte sich nur stumm, unkontrolliert.

Thorn ergriff das Wort: »Ost wußte, daß er im Verdacht stand, an einer Verschwörung gegen Lara beteiligt zu sein.«

Ost sah ihn verwirrt an.

»So mußte er den Eindruck erwecken, als habe nicht er das Geld diesem Krieger — oder Attentäter, je nach dem — gegeben«, sagte Thorn. »Er behauptete also, es sei ihm gestohlen worden. Auf diese Weise stand er völlig unschuldig da und konnte zugleich den Mann vernichten, der um seine Komplicenschaft wußte.«

»Das stimmt!« rief Ost dankbar, nur zu bereit, nach diesem Strohalm zu greifen, der ihm von dem mächtigen Thorn hingehalten wurde.

»Wie kommt es, daß Ost dir die Münzen gab, Krieger?« fragte die Tatrix.

»Ost hat sie mir gegeben ... als Geschenk«, entgegnete ich.

Thorn warf den Kopf in den Nacken und lachte.

»In seinem ganzen Leben hat Ost noch nichts verschenkt!« dröhnte er, wischte sich den Mund und versuchte wieder ernst zu werden.

Auch Ost kicherte.

Doch die Maske der Tatrix schimmerte auf ihn herab, und die leisen Laute erstickten ihm im dünnen Hals. Die Tatrix erhob sich von ihrem Thron und deutete auf den Verschwörer. Mit eisiger Stimme wandte sie sich an den Wächter, der ihn in den Saal gebracht hatte. »In die Bergwerke mit ihm!« sagte sie.

»Nein, geliebte Tatrix, nein!« flehte Ost. Das Entsetzen schien wie eine eingesperrte Katze hinter seinen Augen zu hocken, und er begann unter seinem Joch wie ein krankes Tier zu zittern. Verächtlich hoben die Wächter ihn an und zerrten die stolpernde und wimmernde Gestalt aus dem Raum. Ich ahnte, daß eine Verbannung in die Bergwerke einem Todesurteil gleichkam.

»Du bist grausam«, sagte ich zu der Tatrix.

»Eine Tatrix muß grausam sein«, sagte Dorna.

»Das«, sagte ich, »möchte ich gern aus dem Munde der Tatrix Hören.« Dorna erstarrte.

Nach kurzem Schweigen ergriff die Tatrix, die nun wieder Platz genommen hatte, das Wort. Ihre Stimme war ruhig. »Manchmal«, sagte sie, »ist es nicht einfach, die Erste Frau Tharnas zu sein.«

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet.

Ich fragte mich, was für eine Frau hinter der goldenen Maske stecken mochte. Was für eine Frau war die Herrscherin von Tharna? Einen Augenblick verspürte ich Mitleid mit dem goldenen Wesen, vor dessen Thron ich kniete.

»Was dich angeht«, sagte Lara, und ihre Maske glitzerte, »so gibst du zu, Ost die Münzen nicht gestohlen zu haben, und mit diesem Geständnis bestätigst du zugleich, daß er sie dir gegeben hat.«

»Er drückte sie mir in die Hand«, sagte ich, »und lief davon.« Ich blickte zur Tatrix auf. »Ich bin nach Tharna gekommen, um einen Tarn zu kaufen. Ich hatte kein Geld. Mit Osts Geld hätte ich ein Tier erwerben und meine Reise fortsetzen Können. Hatte ich sie fortwerfen sollen?«

»Mit diesen Münzen«, sagte Lara und hielt den kleinen Beutel in die Höhe, »sollte mein Tod erkauft werden.«

»So wenig Münzen?« fragte ich skeptisch.

»Offensichtlich war der Rest der Summe nach vollbrachter Tat fällig«, sagte sie.

»Die Münzen waren ein Geschenk«, erwiderte ich. »Das dachte ich jedenfalls.«

»Ich glaube dir nicht.«

Ich schwieg.

»Welche Gesamtsumme hat dir Ost geboten?« fragte sie.

»Ich weigerte mich, auf seine Pläne einzugehen«, sagte ich.

»Welche Summe hat dir Ost insgesamt geboten?« wiederholte die Tatrix.

»Er sprach von einem Tarn, tausend goldenen Tarnmünzen und Vorräten für eine längere Reise.«

»Goldene Tarnmünzen sind selten in Tharna«, sagte die Tatrix.

»Anscheinend ist jemand bereit, sich meinen Tod etwas kosten zu lassen.« »Nicht deinen Tod«, sagte ich.

»Was dann?«

»Deine Entführung.«

Die Tatrix erstarrte plötzlich und begann am ganzen Körper zu zittern. Sie sprang auf und schien vor Wut außer sich.

Sie kam die Stufen des Throns herab und stand zitternd vor mir. »Gib mir die Peitsche!« fauchte sie. Der Folterknecht kniete zitternd vor ihr und reichte ihr das Gewünschte. Sie lies die Peitsche in der Luft knallen.

»So«, sagte sie zu mir, und ihre Hände krampften sich um den Peitschengriff. »Du wolltest mich also vor dir auf dem roten Teppich liegen sehen, mit den gelben Schnüren gebunden, wie?«

Ich verstand nicht, was sie meinte.

»Du wolltest mich in Sklavenrock und Kragen sehen?« zischte sie.

Die Frauen hinter den Silbermasken gerieten in Bewegung und begannen ärgerliche Rufe auszustoßen.

»Ich bin eine Frau Tharnas!« kreischte sie. »Die Erste Frau in Tharna! Die Erste!«

Außer sich vor Wut begann sie nach mir zu schlagen. »Hier der Kuß der Peitsche für dich!« schrie sie. Immer wieder schlug sie zu, so kräftig sie konnte, doch es gelang mir, auf den Knien zu bleiben.

Der Saal begann um mich zu verschwimmen, mein Körper, durch das Gewicht des Jochs belastet und nun auch in das Feuer der Peitsche gehüllt, zuckte in unkontrollierbarer Qual. Als sich die Tatrix verausgabt hatte, brachte ich etwas fertig, was mir heute noch unverständlich ist. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen und stellte mich auf, blutüberströmt, gebeugt von der Last des silbernen Jochs — und ich schaute auf sie herab.

Sie wandte sich um und floh auf ihren Thron. Sie sah mich erst wieder an, als sie ihren Sitz erreicht hatte.

Mit herrischer Geste deutete sie auf mich. Ihr goldener Handschuh war nun schweißdurchtränkt und dunkel von meinem Blut.

»Er soll bei den Schaukämpfen von Tharna Verwendung finden!« sagte sie.

Man hatte mir eine Kapuze übergestreift und mich unter der Last meines Jochs durch die Straßen getrieben. Endlich war ich in ein Gebäude gekommen, wo ich eine lange, schräge Rampe hinabgehen mußte, gefolgt von endlosen, feuchten Gängen. Als mir die Haube endlich abgenommen wurde, fand ich mich in einem Verlies wieder.

Ich wurde an die Wand gekettet.

Der Raum wurde durch eine kleine Tharlarionlampe erleuchtet. Ich hatte keine Vorstellung, wie tief das Verlies unter der Erde lag. Fußboden und Wände bestanden aus schwarzem Gestein. Es war feucht. Hier und dort lag Stroh auf dem Boden. Ich vermochte mit Mühe ein kleines Wassergefäß zu erreichen. Eine Schale mit Nahrung lag neben meinem Fuß.

Erschöpft, schmerzerfüllt, so lag ich auf den Steinen und schlief. Wie lange dieser Schlaf dauerte, weiß ich nicht. Als ich erwachte, tat mir jeder Muskel im Körper weh, ein matter, ziehender Schmerz. Ich versuchte mich zu bewegen, und sofort begannen mir meine Wunden das Leben unerträglich zu machen.

Trotz des Jochs richtete ich mich auf, schlug die Beine unter und schüttelte den Kopf. In der kleinen Schale lag ein halber Brotlaib. Mit dem Joch gab es keine Möglichkeit, an das Brot heranzukommen. Ich konnte auf dem Bauch an die Schale herankriechen, und wenn mein Hunger noch schlimmer würde, blieb mir auch nichts anderes übrig. Der Gedanke ärgerte mich. Das Joch diente nicht nur dazu, einen Gefangenen an der Flucht zu hindern, sondern es sollte ihn auch erniedrigen, ihn einem Tier gleichsetzen.

»Ich möchte dir helfen«, sagte eine Mädchenstimme.

Ich drehte mich um, und das Trägheitsmoment des Jochs ließ mich fast das Gleichgewicht verlieren. Zwei schmale Hände griffen nach der silbernen Last, kämpften einen Augenblick damit und brachten es wieder in die richtige Lage, so daß ich aufrecht hocken blieb.

Ich schaute das Mädchen an. Sie mochte unscheinbar sein, doch ich fand sie attraktiv. Sie strahlte eine menschliche Wärme aus, die ich in Tharna nicht erwartet hätte. Ihre dunklen Augen musterten mich besorgt. Ihr Haar, das eine rötlichbraune Farbe hatte, war hinter ihrem Kopf zusammengebunden.

Als sie meinen Blick bemerkte, senkte sie scheu die Augen. Sie trug ein schlichtes braunes Kleid, das wie ein Poncho um ihren Körper geschlungen und an ihrer Hüfte von einem Kettchen zusammengehalten wurde.

»Ja«, sagte sie beschämt. »Ich trage den Sklavenrock.«

»Du bist schön«, sagte ich.

Sie sah mich verwirrt und dankbar an.

Stumm griff sie nach dem Brot in der Schale und hielt es mir an den Mund. Heißhungrig biß ich zu, schluckte den Bissen hinunter und aß weiter.

Ich sah, daß ihr Hals von einem grauen Metallkragen umschlossen war. Vermutlich hieß das, daß sie eine tharnaische Staatssklavin war.

Sie griff in das Wasserbecken, schöpfte zunächst die Wasseroberfläche ab, um den grünen Schleim zu beseitigen, und hob dann in ihren gewölbten Händen das kühle Naß an meine gesprungenen Lippen.

»Danke«, sagte ich.

Sie lächelte. »Einer Sklavin dankt man nicht.«

»Ich dachte, in Tharna sind die Frauen frei«, sagte ich und deutete auf ihren grauen Halsring.

»Ich werde nicht in Tharna gehalten«, sagte sie. »Ich werde aus der Stadt gebracht — zu den großen Anbaugebieten, wo ich den Feldsklaven Wasser bringen muß.«

»Was hast du verbrochen?« fragte ich.

»Ich habe Tharna verraten«, sagte sie.

»Du warst in eine Verschwörung gegen den Thron verwickelt?«

»Nein«, sagte das Mädchen. »Ich habe Gefühle für einen Mann empfunden.«

Ich war sprachlos.

»Es gab eine Zeit, da ich die Silbermaske trug, Krieger«, sagte sie. »Nun bin ich nur noch eine Entwürdigte, denn ich habe mich von der Liebe hinreißen lassen.«

»Das ist doch kein Verbrechen«, sagte ich.

Das Mädchen lachte fröhlich auf. Ich liebe diese überraschende, frohe Musik eines Mädchenlachens, das einen Mann so erfreuen kann, das auf ihn einzuwirken vermag wie ein Glas Ka-la-na-Wein.

Plötzlich wurde mir das Joch sehr leicht.

»Erzähl mir von ihm«, sagte ich, »aber sage mir zuerst deinen Namen.«

»Ich bin Linna aus Tharna«, sagte sie. »Und wie heißt du?«

»Tarl«, sagte ich.

»Aus welcher Stadt?«

»Aus keiner Stadt.«

»Ah!« sagte das Mädchen lächelnd und fragte nicht weiter. Sie

dachte jetzt bestimmt, daß sie ihre Zelle mit einem Geächteten teilte. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und schaute mich fröhlich an.

»Er war nicht mal aus unserer Stadt«, sagte sie.

Ich stieß einen Pfiff aus. Das konnte nach goreanischen Bräuchen ein schwerwiegendes Verbrechen sein.

»Und noch schlimmer«, sagte sie lachend und klatschte in die Hände.

»Er gehört der Kaste der Sänger an.«

Es hätte schlimmer sein Können, dachte ich. Obwohl die Kaste der Sänger und Dichter nicht sehr hoch angesehen wurde, hatte sie mehr Prestige als zum Beispiel die Kaste der Topfmacher oder Sattelmacher, mit denen sie manchmal verglichen wurde. Auf Gor wird der Sänger oder Dichter als Handwerker angesehen, der denkwürdige Sprüche macht, so wie etwa der Topfmacher einen guten Krug oder der Sattelmacher einen guten Reitsattel zu fertigen versteht. Er spielt seine Rolle in der Gesellschaftsstruktur dieser Welt, feiert Kämpfe und geschichtliche Ereignisse, besingt Helden und Städte, doch es wird auch von ihm erwartet, daß er über das Leben singt, von der Liebe und den Freuden des Lebens, und es gehört im übrigen zu seinen Aufgaben, die Goreaner von Zeit zu Zeit an die Einsamkeit und den Tod zu erinnern, damit sie nicht vergessen, daß sie Menschen sind.

Dem Sänger wurden ungewöhnliche Fähigkeiten zugeschrieben, wie auch dem Tarnzüchter und dem Holzträger. Dichtern begegnete man dagegen mit einer gewissen Skepsis, und man nahm sie manchmal nicht für voll, aber es war noch niemandem eingefallen, daß sie etwa einen göttlichen Wahnsinn in sich hatten oder von den Göttern inspiriert wurden.

Die Sänger waren auf Gor sehr beliebt. Den Angehörigen dieser Kaste ging es nicht sonderlich gut, doch im großen und ganzen wurden sie für eine fröhliche Gruppe von Männern gehalten. »Eine Handvoll Brot für ein Lied« — das war die übliche goreanische Einladung gegenüber den Mitgliedern dieser Kaste, und eine solche Einladung mochte von den Lippen eines Bauern oder eines Ubar kommen — der Dichter war stolz darauf, daß er an beiden Orten dasselbe "Lied singen würde, in der Hütte des Bauern ebenso wie in den großen Sälen des Ubar, obwohl er hier nur eine Brotkrume, dort aber eine Goldmünze gewinnen konnte, ein Lohn, der nur zu oft auf eine schöne Frau verschwendet wurde, die ihm schließlich doch nur seine Lieder ließ.

Die Dichter hatten es auf Gor also nicht gerade leicht, doch hungern mußten sie nicht. Einige hatten sich sogar von Stadt zu Stadt gesungen, wobei ihre Armut der beste Schutz gegen Geächtete ge-

wesen war. Neun Städte berichteten noch heute von dem Manne, der vor vielen Jahrhunderten die Stadt Ko-ro-ba die Türme des Morgens genannt hatte.

»Gar nicht so übel, die Kaste der Sänger«, sagte ich zu Linna.

»Natürlich nicht«, erwiderte sie. »Aber ihre Mitglieder gelten in Tharna als Geächtete.«

»Oh«, sagte ich.

»Trotzdem«, sagte sie und schaute mich fröhlich an, »dieser Mann, Andreas aus der Wüstenstadt Tor, kam in unsere Stadt geschlichen. Auf der Suche nach einem Lied, wie er sagte.« Sie lachte. »Aber in Wirklichkeit wollte er bestimmt nur hinter die Silbermasken unserer Frauen schauen.« Entzückt klatschte sie in die Hände. »Und ich war es, der ihn anhielt und beschuldigte. Ich sah die Lyra unter seinem grauen Umhang und erkannte ihn als Sänger. In meiner Silbermaske folgte ich ihm und vergewisserte mich, daß er länger als zehn Stunden in der Stadt gewesen war.«

»Was hat es damit auf sich?« fragte ich, denn diese Bemerkung war mir schon einmal aufgefallen.

»Es bedeutet, daß man in Tharna willkommen geheißen wird«, sagte das Mädchen, »mit anderen Worten: man wird in die großen Anbaugelände geschickt, um dort als Feldsklave den Boden Tharnas zu kultivieren, ein Sklave bis zum Tode.«

»Warum werden Fremde nicht davor gewarnt«, fragte ich, »wenn sie die Stadt betreten?«

»Das wäre doch unsinnig, oder?« fragte das Mädchen lachend. »Wie könnten wir dann die Reihen unserer Feldsklaven auffüllen?«

»Ich verstehe«, sagte ich und begriff nun zum erstenmal die Gründe der tharnaischen Gastfreundschaft.

»Als eine Frau, die die Silbermaske trug«, fuhr das Mädchen fort, »war es meine Pflicht, diesen Mann den Behörden zu melden. Und doch war ich neugierig, denn ich hatte noch keinen Mann kennengelernt, der nicht aus Tharna stammte. Ich verfolgte ihn, bis wir allein waren, und dann rief ich ihn an, informierte ihn über das Schicksal, das auf ihn wartete.«

»Und was tat er?« fragte ich.

Scheu senkte sie den Kopf. »Er zog mir die Silbermaske vom Gesicht und küßte mich«, sagte sie leise. »Ich konnte nicht einmal um Hilfe rufen.«

Ich lächelte.

»Ich hatte noch nie in den Armen eines Mannes gelegen«, sagte

sie, »denn die Männer Tharnas dürfen uns Frauen nicht berühren.«

Ich sah sie ratlos an.

»Die Kaste der Ärzte«, sagte sie, »ist für diese Dinge zuständig — unter der Leitung des Hohen Rates von Tharna.«

»Ich verstehe.«

»Und doch«, fuhr sie fort, »obwohl ich die Silbermaske getragen und mich für eine Frau Tharnas gehalten hatte, war es mir ganz und gar nicht unangenehm, als er mich in die Arme nahm.« Sie schaute mich ein wenig traurig an. »Da erkannte ich, daß ich nicht besser war als er, nicht besser als ein Tier, daß ich nur ein Sklavendasein verdient hatte.«

»Das meinst du doch nicht ernst?«

»Doch«, erwiderte sie, »aber es ist mir egal, denn ich trage lieber den Sklavenrock und habe die Erinnerung an seinen Kuß, als daß ich mein Leben hinter der Silbermaske zu Ende leben würde.« Ihre Schultern begannen zu zucken. Ich wünschte, ich hatte sie in die Arme nehmen und trösten können. »Ich bin eine Entwürdigte«, fuhr sie fort, »eine Verräterin der hohen Prinzipien Tharnas.«

»Was ist aus dem Mann geworden?«

»Ich versteckte ihn«, sagte sie, »und schmuggelte ihn aus der Stadt.« Sie seufzte. »Er rang mir das Versprechen ab, ihm zu Folgen, aber ich wußte, daß ich das nicht einhalten konnte.«

»Was hast du getan?«

»Als er in Sicherheit war«, sagte sie, »tat ich meine Pflicht. Ich trat vor den Hohen Rat von Tharna und legte ein Geständnis ab. Es wurde entschieden, daß ich meine Silbermaske verlieren, das Sklavenkleid anziehen und den Kragen bekommen sollte. Und dann sollte ich in die Anbaugelände geschickt werden, um dort den Feldsklaven Wasser zu bringen.«

Sie begann zu weinen.

»Du hattest dich dem Hohen Rat nicht stellen dürfen.«

»Warum?« fragte sie. »War ich denn nicht schuldig?«

»Nein«, sagte ich entschieden.

»Ist denn die Liebe kein Verbrechen?«

»Nur in Tharna.«

»Du bist seltsam«, sagte sie lachend, »wie Andreas aus Tor.«

»Was ist mit Andreas? Wenn du nicht zu ihm kommst, wird er dich dann nicht suchen und wieder in die Stadt kommen?«

»Nein«, sagte sie. »Er wird denken, daß ich ihn nicht mehr liebe.« Sie senkte den Kopf. »Er wird weiterziehen und sich eine andere Frau suchen — eine, die lieblicher ist als ein Mädchen aus Tharna.«

»Das glaubst du doch wohl selbst nicht!«

»Doch«, sagte sie. »Und er kommt bestimmt nicht in die Stadt. Er weiß, daß er sofort verhaftet und womöglich in die Bergwerke geschickt würde.«

»Du glaubst also, er habe Angst, in die Stadt zu kommen?« fragte ich.

»Ja, er ist kein Narr.«

»Was?« rief eine fröhliche junge Stimme. »Was weiß ein Mädchen wie du von Narren, von der Kaste der Sänger, von uns Dichtern?«

Linna sprang auf.

Durch die Tür stolperte eine gejochte Gestalt, die von zwei Speerschaften vorwärtsgestoßen wurde. Sie torkelte durch das Verlies, ehe Sie mit dem Joch gegen die Wand polterte und zum Stehen kam. Es gelang dem Mann, das Joch herumzudrehen und sich an der Wand zu Boden gleiten zu lassen.

Er war ein ungepflegter, stämmiger junger Bursche mit fröhlichen blauen Augen und einem wilden Haarschopf, der mich an das Fell eines schwarzen Larl erinnerte. Er saß dort im Stroh und blickte mit fröhlichem, freiem Lächeln zu uns auf. Er reckte den Hals im Joch und bewegte die Finger.

»Also, Linna«, sagte er. »Ich bin gekommen, dich zu entführen.«

»Andreas!« rief sie und stürzte zu ihm.

-13-

Die Sonne stach mir in die Augen. Der weiße, duftige Sand, der mit Glimmer durchsetzt war, brannte mir unter den Füßen. Ich kniff die Augen zusammen, blinzelte und versuchte den Schmerz des grellen Lichts herabzumindern. Schon spürte ich, wie sich die Sonnenhitze in mein silbernes Joch bohrte.

Mein Rücken bekam die Schäfte mehrerer Speere zu spüren, als ich weitergetrieben wurde, wobei ich bis zu den Knöcheln im heißen Sand versank. Links und rechts von mir erlitten andere Gefangene ein Ähnliches Schicksal; sie wurden wie Tiere vorangetrieben. Einige jammerten, andere fluchten, manche blieben stumm. Zu diesen gehörte Andreas aus der Wüstenstadt Tor, der zu meiner Linken ging. Endlich hörte die Qual der Speere auf.

»Kniet vor der Tatrix von Tharna!« befahl eine klare Stimme, die durch eine Art Schallrohr zu uns sprach.

Ich hörte Andreas' Stimme neben mir. »Seltsam«, sagte er, »gewöhnlich nimmt die Tatrix nicht an den Schauspielen von Tharna teil.«

Ich fragte mich, ob ich der Grund sei, daß die Tatrix heute gekommen war.

»Kniet vor der Tatrix von Tharna!« wiederholte die Stimme.

Die anderen Gefangenen gehorchten. Nur Andreas und ich blieben stehen.

»Warum kniest du nicht nieder?« fragte ich.

»Glaubst du, daß nur Krieger Mut haben?«

Plötzlich erhielt er einen brutalen Speerhieb in den Rücken, und stöhnend sank er zu Boden. Auch mich traf der Speerschaft mehrere Male, hämmerte mir in den Rücken und gegen die Schultern, doch ich blieb stehen. Irgend etwas gab mir die Kraft, das Gewicht des Jochs und die Wucht der Hiebe auszuhalten und wie ein Ochse zu verharren. Mit lautem Knall wickelte sich die Peitsche plötzlich um meine Beine. Die Haut brannte wie von roten Flammen getroffen. Die Füße wurden mir unter dem Körper fortgerissen, und ich fiel schwer in den Sand.

Ich sah mich um.

Wie ich schon erwartet hatte, befanden wir uns im Sand einer großen Arena.

Sie war oval und hatte einen langen Durchmesser von etwa Hundert Metern. Der Sand war von vier Meter hohen Mauern umschlossen. Die Mauern grenzten Tribünen ein, die in hellen Farben gehalten waren, golden, purpurn, rot, orange, gelb und blau.

Die Oberfläche der Arena, der gepflegte weiße Sand, trug zu dem farbenfrohen Bild bei. Über bestimmten Teilen der Tribünen, die zu allen Seiten aufragten, hingen riesige gestreifte Stoffbahnen aus roter und gelber Seide, die sich im Winde bauschten.

Es hatte den Anschein, als würden all die herrlichen Farben Gors, die den Gebäuden Tharnas vorenthalten wurden, an diesem Ort der Schauspiele um so reichlicher zur Schau gestellt.

In den Tribünen, von den Bahnen beschattet, sah ich Hunderte von Silbermasken. Die hochmütigen Frauen Tharnas, die gelassen auf ihren Banken saßen, auf bunten Seidenkissen, und die nun gespannt auf den Beginn der Spiele warteten.

Ich bemerkte auch das Grau von Männern auf den Tribünen. Bei einigen handelte es sich um bewaffnete Krieger, die vielleicht postiert waren, um auf Ordnung zu achten, doch viele mußten gewöhnliche tharnaische Bürger sein. Einige schienen sich zu unterhalten, schlossen vielleicht sogar Wetten ab, doch die meisten saßen

starr auf ihren Steinbanken, ernst und stumm in ihren grauen Tuniken, und was hinter ihren Stirnen verging, war nicht zu Ahnen. Linna hatte Andreas und mir im Verlies erzählt, daß ein tharnaischer Mann die Schauspiele seiner Stadt mindestens viermal im Jahr besuchen müsse, und daß er, falls er die nötigen Besuche nicht zusammenbekam, selbst in die Arena gejagt werde.

Ungeduldige Rufe wurden auf den Tribünen laut, schrille Frauenstimmen, die so gar nicht zu der Ruhe der Silbermasken paßten. Alle Augen waren auf den Teil der Tribünen gerichtet, vor dem wir knieten, eine Abteilung, die mit Gold ausgeschlagen war.

Ich hob den Blick über die Mauer und sah dort in ihren goldenen Roben die Frau, die allein berechtigt war, eine goldene Maske zu tragen, die Erste Frau Tharnas — Lara, die Tatrix.

Sie erhob sich von ihrem goldenen Thron und streckte den Arm aus. Sie trug einen goldenen Handschuh, an dem ein kleines goldenes Tuch flatterte.

Es wurde still in der Runde.

Zu meiner Verblüffung begannen die Männer Tharnas, die neben mir in der Arena knieten, Männer, die von ihrer Stadt ausgestoßen worden waren, ein seltsames Lied zu singen. Andreas und ich konnten, da wir nicht aus Tharna stammten, den Text nicht mitsingen. Ich mochte behaupten, daß er ebenso überrascht war wie ich.

*Obwohl wir nur niedere Tiere sind
Die nur Eurer Bequemlichkeit leben,
Nur zu Eurem Vergnügen sterben,
Beten wir die Masken Tharnas an.
Heil den Masken Tharnas!
Heil der Tatrix unserer Stadt!*

Das goldene Tuch flatterte in den Sand der Arena, und die Tatrix setzte sich und lehnte sich bequem in die Kissen ihres Throns zurück.

Die Stimme sagte durch das Schallrohr: »Mögen die Schauspiele von Tharna beginnen!«

Begeisterte Ausrufe und schrille Schreie begrüßten diese Ankündigung, doch blieb mir keine Zeit zum Zuhören, denn ich wurde grob hochgerissen.

»Zuerst«, sagte die Stimme, »findet der Ochsenkampf statt.«

Es standen etwa vierzig Gefangene in der Arena. In wenigen Sekunden hatten uns die Wächter zu Vierergruppen auseinandergetrieben und verbanden unsere Joche mit Ketten. Mit Peitschen trieben sie uns dann zu einigen großen Granitblöcken von denen jeder

eine Tonne wiegen mochte. An den Seiten der Felsblöcke waren schwere Eisenringe befestigt. Mit Ketten wurde jede Gruppe an einem solchen Block festgemacht.

Nun wurde uns die Richtung angegeben. Das Rennen begann und endete vor der goldenen Mauer, hinter der die goldschimmernde Tatrix von Tharna saß. Jedes Gespann hatte seinen Fahrer, der eine Peitsche bei sich trug und während des Rennens auf dem Felsblock saß. Mühsam zerrten wir die schweren Blöcke vor die goldene Mauer. Das Silberjoch, das in der Hitze glühte, brannte mir am Hals und auf den Schultern.

Als wir so vor der Mauer standen, hörte ich das Gelächter der Tatrix, und mir wurde vor Wut schwarz vor den Augen.

Unser Fahrer war der Mann mit den ledernen Armreifen, der mich aus den Urt-Verliesen in den Thronsaal der Tatrix gebracht hatte. Er kam heran und überprüfte jeden von uns, sah nach den Ketten. Als er mein Joch und meine Kette betastete, sagte er: »Dorna die Stolz hat hundert goldene Tarnmünzen auf diesen Block gesetzt. Du mußt dafür sorgen, daß er nicht verliert.«

»Und wenn er doch verliert?« fragte ich.

»Dann werdet ihr alle in Tharlarionöl gekocht!« sagte er lachend.

Die Hand der Tatrix hob sich gelassen einige Zentimeter von der Armstütze ihres Thronsessels, und das Rennen begann.

Unser Felsblock verlor das Rennen nicht.

Mit schmerzenden Muskeln, in aller Hast, immer wieder getroffen von den Peitschenhieben unseres Fahrers, legten wir uns ins Geschirr. Bald verfluchten wir den bunten Sand der Arena, der sich vor dem Block aufhäufte, als wir den Felsen Meter um Meter über die Strecke zogen.

Doch wir schafften es, die Zone vor der goldenen Mauer als erste zu erreichen. Als wir von den Ketten befreit wurden, mußten wir feststellen, daß wir einen Mann mitgezerrt hatten, der im Geschirr gestorben war.

Erschöpft ließen wir uns in den Sand sinken.

»Der Kampf der Ochsen!« rief eine der Silbermasken, und ihr Schrei wurde von anderen Frauen aufgenommen, bis schließlich die ganze Arena widerhallte: »Der Kampf der Ochsen!« riefen die Frauen Tharnas. Wieder wurden wir auf die Beine gezerrt, und zu meinem Entsetzen wurden unsere Joche mit stählernen Spitzen versehen, die fast vierzig Zentimeter lang und nagelspitz waren.

Andreas, dessen Joch ähnlich ausgestattet wurde, wandte sich an mich.

»Wir müssen uns vielleicht verabschieden, Krieger«, sagte er. »Ich hoffe nur, daß wir nicht gegeneinander kämpfen müssen.«

»Ich würde dich nicht töten«, sagte ich.

Er sah mich seltsam an.

»Ich dich auch nicht«, erwiderte er nach kurzem Schweigen, »aber wenn wir gegeneinander ausgelost werden und nicht kämpfen, werden wir beide getötet.«

»Dann sei es«, sagte ich.

Andreas lächelte mich an. »So sei es, Krieger!«

In unseren Jochen sahen wir einander an, in dem Bewußtsein, daß wir hier im Sand der tharnaischen Arena einen neuen Freund gefunden hatten.

Mein Gegner war nicht Andreas, sondern ein gedrungener, kräftiger Mann mit kurzgeschorenem gelbem Haar, Kron aus Tharna, aus der Kaste der Metallarbeiter. Seine Augen waren blau wie Stahl. Ein Ohr war ihm halb abgerissen worden.

»Ich habe die Schauspiele von Tharna schon dreimal überlebt«, sagte er, als wir uns gegenüberstanden.

Ich musterte ihn eingehend. Er war bestimmt ein gefährlicher Gegner.

Der Mann mit den Armreifen umkreiste uns mit seiner Peitsche und wandte den Blick nicht vom Thron der Tatrix. Wenn sich der goldene Handschuh wieder erhob, konnte der fürchterliche Kampf beginnen.

»Seien wir menschlich«, sagte ich zu meinem Gegner. »Weigern wir uns, dieses sinnlose Spiel mitzumachen. Ich habe keine Lust, dich zum Vergnügen dieser Frauen hinter den Silbermasken umzubringen.«

Der blonde Mann starrte mich an, als hatte er meine Worte nicht gehört. Er schien mich nicht zu begreifen. Dann vermeinte ich zu sehen, wie meine Worte zu ihm durchdrangen, wie tief in ihm etwas angesprochen wurde, das er vor langer Zeit begraben hatte. In seine hellblauen Augen trat ein seltsamer Schimmer, der sofort wieder verschwand.

»Wir würden beide umgebracht«, sagte er.

»Ja«, sagte ich.

»Fremder«, sagte er. »Ich will die Schauspiele von Tharna noch einmal überlegen — wenigstens noch dieses Mal.«

»Na gut«, sagte ich und machte mich bereit.

Die Hand der Tatrix schien in der Luft zu schweben. Ich sah sie nicht, denn ich nahm den Blick nicht mehr von meinem Gegner.

»Beginnt«, sagte der Mann mit den Armreifen.

Und so begannen Kron und ich einander zu umkreisen, leicht vorgebeugt, um die Spitzen an unserem Joch gut einzusetzen.

Einmal, zweimal ging er zum Angriff über, hielt sich jedoch im letzten Augenblick zurück, um zu sehen, ob er mich aus meiner Reserve locken und aus dem Gleichgewicht bringen könne, wenn ich mich seinem Artgriff entgegenstemmte.

Vorsichtig bewegten wir uns hin und her, machten von Zeit zu Zeit Scheinvorstoße mit den schweren Jochen. Auf den Tribünen wurde es unruhig. Der Mann mit den Armbändern ließ seine Peitsche knallen.

»Blut soll fließen!« sagte er.

Plötzlich fuhr Krons Fuß durch den weißen Sand, in dem der Glimmer zuckte, und staubte eine breite Bahn bunter Partikel in die Höhe. Wie ein silberner Regen rieselten die Sandkörner auf mich zu, überraschten mich, blendeten mich.

Ich ließ mich sofort auf die Knie fallen, und die vorstoßenden Spitzen Krons gingen über mir ins Leere. Im gleichen Augenblick bäumte ich mich unter seinem Körper auf, nahm ihn auf die Schulter, schleuderte ihn nach hinten in den Sand.

Ich hörte den schweren Aufprall, hörte Krons ängstlichen Ausruf, sein wütendes Schnauben. Ich konnte mich nicht umwenden und ihn angreifen, weil ich mir einen Fehlschlag nicht erlauben durfte.

Wild schüttelte ich den Kopf; meine Hände, hilflos im Joch gefesselt, versuchten vergeblich meine Augen zu erreichen, um die blendenden, brennenden Sandkörner unter den Lidern fortzuwischen. Durch die Dunkelheit, in meinem heftig hin und her schwingenden Joch hörte ich die wilden Schreie der Menge.

Geblendet hörte ich, wie sich Kron langsam aufrichtete, wie er das schwere Joch in die Höhe wuchtete. Ich hörte seinen kurzen Atem, die heftigen Atemstöße, die mich an ein Tier erinnerten. Ich hörte seine kurzen, schnellen Schritte im Sand, die ihn zur Attacke in meine Nähe trugen.

Ich brachte mein Joch in die Schräge, lies es zwischen seine Spitzen gleiten, wehrte den Aufprall ab. Es gab ein Geräusch, als stießen zwei Ambosse zusammen.

Ich versuchte, seine Hände zu erreichen, doch er hielt die Fäuste geballt und neigte sie von mir fort, soweit das in der Enge des Jochs möglich war. Meine Hand umklammerte seine abgeknickte Faust und glitt ab, vermochte in all dem Schweiß nicht fest genug zuzupacken.

Ein zweitesmal und ein drittesmal griff er an, und jedesmal gelang es mir, den Vorstoß abzublocken und der Wucht des gewichtigen Jochs zu widerstehen und den gefährlichen Spitzen zu entge-

hen. Einmal klappte das Manöver nicht ganz, und eine Stahlspitze fuhr mir an der Flanke entlang und hinterließ eine blutige Kerbe.

Die Menschenmenge auf den Tribünen tobte.

Plötzlich schaffte ich es, meine Hände unter sein Joch zu heben.

Es war heiß von der Sonne, und meine Handflächen begannen sofort zu schmerzen. Kron war ein schwerer, doch kleiner Mann, und ich hob sein Joch mit dem meinen in die Höhe — zur Verblüffung der Zuschauermenge, die plötzlich verstummt war.

Kron fluchte, als er den Boden unter den Füßen verlor. Er wand sich in seinem Joch hin und her, begann zu zappeln und nach mir zu treten, doch unter Aufbietung aller Kräfte schleppte ich ihn zur goldenen Mauer und schleuderte ihn dagegen. Die Erschütterung war zuviel für den Mann, der in seinem Joch gefesselt war; wäre er weniger kräftig gewesen, hätte sie bestimmt seinen Tod bedeutet.

Kron hing schlaff in seinem Joch. Er war bewußtlos. Langsam drückte das Gewicht der silbernen Fessel seinen schlaffen Körper an der Wand hinab, bis er seitlich im Sand lag. Schweiß und Tränen hatten meine Augen inzwischen von dem schlimmsten Sand befreit, so daß ich wieder einigermaßen sehen konnte.

Ich schaute zur schimmernden Maske der Tatrix auf. Neben ihr machte ich die Silbermaske Dornas der Stolzen aus.

»Töte ihn«, sagte Dorna und deutete auf den Bewußtlosen Kron.

Ich ließ meinen Blick über die Tribünen wandern.

Überall sah ich Silbermasken und hörte das schrille Kommando: »Töte ihn!« Auf allen Seiten wurde die mitleidslose Geste vollführt, die ausgestreckte rechte Hand, mit der Handfläche nach Innen, die grausam zuckende Fallbewegung. Die Frauen in den Silbermasken waren aufgesprungen, und ihre schrillen Schreie drangen wie Messerspitzen auf mich ein, die Luft schien von der Vibration ihres Willens erfüllt zu sein: »Töte ihn!«

Ich wandte mich um und wanderte langsam in die Mitte der Arena.

Knöcheltief stand ich dort im Sand, von Schweiß und Sandkörnern bedeckt, mein Rücken blutig von den Peitschenhieben des

Felsenrennens, an der Seite durch Krons Jochstachel verletzt. Ich rührte mich nicht.

Die Wut der Zuschauer kannte keine Grenzen.

Allein und stumm stand ich in der Mitte der Arena, scheinbar geistesabwesend, scheinbar taub, und die unzähligen Frauen hinter den Silbermasken begriffen, daß hier jemand ihren Willen abgeschüttelt hatte, daß jenes Wesen, das dort im Sand unter ihnen

stand, entschlossen war, ihnen den Spaß zu verderben. Aufspringend, kreischend, die silbrigen Fauste schüttelnd, so schrien sie keifend ihre Empörung heraus. Die schrille Wut dieser maskierten Wesen schien keine Grenzen zu kennen, schien an Hysterie, an Wahnsinn zu grenzen. Ruhig wartete ich in der Mitte der Arena auf die Krieger.

Der erste Mann, der mich erreichte, war der Peitschenschwinger. Sein Gesicht war wutverzerrt »Sleen!« schrie er. »Du hast die Schauspiele von Tharna verdorben!«

Zwei Krieger entfernten hastig die Spitzen von meinem Joch und zerrten mich zur goldenen Mauer.

Wieder stand ich unter der goldenen Maske der Tatrix.

Ich fragte mich, ob ich einen schnellen Tod erleiden würde.

Es wurde still in der Kampfbahn. Eine seltsame Spannung lag in der Luft, als nun alle auf die Worte der Tatrix warteten. Die goldene Maske und der Umhang schimmerten über mir. Ihre Worte waren klar und deutlich.

»Entfernt sein Joch!« sagte sie.

Ich glaubte nicht richtig zu hören.

Hatte ich die Freiheit gewonnen? Ging es bei den Schauspielen von Tharna um diesen Preis? Oder hatte die wilde, stolze Tatrix die Grausamkeit der Spiele erkannt? Hatte in dieser kalten, schimmernden Goldrobe plötzlich ein Herz geschlagen, hatte es sich gezeigt, daß diese Frau doch des Mitleids fähig war? Oder hatte der Schrei nach Gerechtigkeit in ihr die Oberhand gewonnen, das Gefühl, daß ich unschuldig war und in Ehren aus Tharna geleitet werden mußte?

Dankbarkeit erfüllte mein Herz. »Danke, Tatrix«, sagte ich.

Sie lachte. ».. . damit er dem Tarn als Mahlzeit dienen kann!« sagte sie.

-14-

Das Joch wurde mir abgenommen.

Die anderen Gefangenen wurden mit Peitschenhieben aus der Arena getrieben. Sie kehrten in ihre Verliese zurück oder wurden in die Bergwerke geschickt.

Andreas aus Tor hatte versucht, an meiner Seite zu bleiben und mein Schicksal zu teilen, doch man schlug ihn bewußtlos und schleifte ihn aus der Arena.

Die Zuschauer schienen auf das nun bevorstehende Schauspiel

besonders gespannt zu sein. Unruhig regten sich die Silbermasken unter den hin und her schwankenden Stoffbahnen. Man rückte die Seidenkissen zurück, nahm geistesabwesend Süßigkeiten und andere Knabbereien zu sich, die von graugekleideten Gestalten gereicht wurden. In die Stille ertönten Rufe nach dem Tarn und gelegentliche Spötteleien, die gegen mich gerichtet waren.

Vielleicht waren die Schauspiele von Tharna noch nicht verdorben; vielleicht stand das Beste überhaupt noch bevor? Gewiß bot mein Tod durch den Schnabel und die Krallen eines Tarns einen schonen Ausgleich für den eben entgangenen Todeskampf, schenkte den unstillbaren Silbermasken Tharnas die ersehnte Nahrung, einen Ausgleich für die erlittene Enttäuschung, für die Mißachtung ihres Willens, für den Trotz, den sie sich hatten gefallen lassen müssen! Obwohl ich spürte, daß ich nun sterben sollte, gefiel mir die Todesart nicht schlecht. So schrecklich den Silbermasken Tharnas das Schauspiel erscheinen mochte — sie wußten nicht, das ich einst Tarnkämpfer gewesen war und den Tarnvogel kannte, seine Macht und Wildheit; das ich ihn auf meine Art liebte und als Krieger den Tod durch einen Tarn nicht für unehrenhaft hielt.

Grimmig lächelte ich vor mich hin.

Mir ging es wie den meisten anderen Mitgliedern meiner Kaste — mehr als die monströsen Tarns, jene fleischfressenden Riesenfalken Gors, fürchtete ich Wesen wie die winzige Ost, ein kleines, bösesartiges Reptil, orangefarben, wenige Zentimeter lang, das in der Sandale eines Mannes lauern und ohne Provokation oder Vorwarnung zustoßen mochte. Die winzigen Nadelzähne der Ost waren nur das Vorspiel eines qualvollen Kampfes, der in jedem Falle zum Tode führte. Unter Kriegern galt der Biß einer Ost als eines der grausamsten Tore zur Stadt des Staubes; der Biß eines Tarn und seine scharfen Krallen waren diesem Tod bei weitem vorzuziehen.

Nun war ich nicht mehr gefesselt.

Ich war frei und konnte im Sand herumwandern. Die einzigen Gefängnismauern waren nur noch die Abgrenzungen dieser Arena. Ich genoß die neue Freiheit, das Fehlen des Jochs, obwohl ich wußte, daß sie mir nur gewahrt wurde, um das kommende Schauspiel noch Schöner zu machen. Ich sollte die Flucht ergreifen, ich sollte schreien und zappeln können, ich sollte mich im Sand verstecken — Dinge, an denen die Silbermasken Tharnas ihren Spaß haben wurden.

Ich bewegte Hände und Schultern, spannte die Muskeln auf mei-

nem Rücken. Meine Tunika war längst zerrissen, und ich entfernte die nutzlosen Fetzen bis zu meinem Gürtel. Mein Körper freute sich der neugewonnenen Freiheit.

Langsam wanderte ich zum Fuße der goldenen Mauer, wo das goldene Tuch der Tatrix lag, dessen Herabflattern den Beginn der Spiele gekennzeichnet hatte.

Ich nahm es auf.

»Behalte es als Geschenk«, sagte eine hochmütige Stimme von oben. Ich hob den Kopf und schaute auf die schimmernde Goldmaske der Tatrix.

»Etwas, das dich immer an die Tatrix von Tharna erinnern soll«, sagte die Stimme hinter der goldenen Maske amüsiert.

Ich grinste die goldene Maske an, nahm das Tuch in die rechte Hand und wischte mir damit langsam Schweiß und Sand aus dem Gesicht.

Ober mir stieß die Herrscherin einen Wutschrei aus.

Ich hängte mir das Tuch um die Schultern und kehrte in die Mitte der Arena zurück.

Kaum war ich dort angekommen, als auch schon ein Teil der Wand zurückgerollt und ein Portal enthüllt wurde, das fast so hoch war wie die Wand und etwa fünf Meter breit. Durch dieses Portal kamen zwei lange Reihen gejoychter Sklaven, die unter den Peitschenhieben zahlreicher Aufseher eine große Holzplattform auf riesigen Holzrädern herausrollten. Ich wartete ab.

Freudige Rufe von den Rängen begrüßten dieses Schauspiel, die Silbermasken gerieten in Bewegung.

Langsam wurde die quietschende Plattform in den Sand herausgezogen, von den stampfenden Sklaven gezogen, die wie Ochsen angeschirrt waren, und nach und nach sah ich den Tarn erscheinen — ein riesiges schwarzes Tier, dessen Kopf verhüllt, dessen Schnabel zugeschnürt war. Mit einem Bein war er an einer schweren Silberstange festgekettet. Das Tier konnte nicht fliegen, doch es konnte sich bewegen und dabei die silberne Last mit sich herumschleppen. Auch dieser Tarn trug sein Joch.

Die Plattform kam näher, und zum Erstaunen der Menge ging ich ihr entgegen.

Das Herz schlug mir bis zum Halse.

Ich betrachtete den Tarn.

Die Zeichnung der Federn war mir nicht unbekannt. Ich untersuchte das schwarzschimmernde Gefieder, den monströsen gelben

Schnabel, der grausam zugeschnürt worden war. Ich verfolgte das Schnappen der riesigen Flügel, die durch die Luft piffen und die Sklaven ringsum in den Sand warfen, als die Federn wie ein Hurrikan über sie dahinfuhren. Das riesige Tier hob den Kopf. Es roch die Freiheit, begann heftiger mit den Flügeln zu schlagen, Natürlich würde es nicht zu fliegen versuchen, solange sein Kopf verhüllt war; auch bezweifelte ich, daß der Vogel die riesige Silberstange in die Luft heben konnte. Wenn es sich wirklich um den Vogel handelte, den ich zu erkennen glaubte, würde er nicht sinnlos gegen die entwürdigende Last ankämpfen, würde keinem das Schauspiel seiner Hilflosigkeit bieten. Ich weiß, daß sich das seltsam anhört, doch ich glaube, daß manche Tiere Stolz kennen, und wenn das wirklich stimmte, gehörte dieses Monstrum auf jeden Fall dazu.

»Zurück!« schrie einer der Sklaventreiber.

Ich riß ihm die Peitsche aus der Hand und stieß ihn mit dem Arm zur Seite. Er stolperte und stürzte in den Sand. Verächtlich warf ich die Peitsche hinter ihm her.

Ich stand nun neben der Plattform. Ich wollte den Ring sehen, den der Vogel trug. Befriedigt stellte ich fest, daß seine Krallen stahlbewehrt waren. Es handelte sich um einen Kriegstarn, ein Tier, das wegen seiner Ausdauer, wegen seines Wagemuts ausgewählt worden war, das speziell im Luftkampf geschult war. Meine Nase atmete den wilden, starken Duft des Tarns ein, der manche anwidert, für den Tarnkämpfer jedoch das reinste Ambrosia ist.

Als ich neben dem Vogel stand, war ich glücklich, obwohl ich wußte, daß mich das Tier töten sollte. Ich hatte fast das Gefühl, als wäre ich endlich nach Ko-ro-ba zurückgekehrt, als hatte ich in dieser feindlichen grauen Stadt endlich etwas gefunden, das mir Bekannt war, das mir gehörte, das die Türme des Morgens mit mir geteilt hatte. Ich ergriff den Ring des Vogels und — stellte fest, daß der Name seiner Heimatstadt ausgefeilt worden war, wie ich es erwartet hatte.

»Dieser Vogel«, sagte ich zu einem der Sklaven, »kommt aus Ko-ro-ba.« Der Sklave erschauerte unter seinem Joch, als er den Namen der Stadt hörte. Er wandte sich von mir ab und ließ sich hastig abführen, begierig, in den Schutz der Verliese zurückzukehren.

Obwohl es den meisten Zuschauern seltsam vorkommen mußte, daß der Tarn ungewöhnlich ruhig war spürte ich, daß das Tier vor Erregung zitterte. Mir ging es nicht anders. Ich spürte die Unsicherheit des Tarns. Der Vogel hatte den Kopf gehoben, schien in

die Dunkelheit zu lauschen, die ihn unter seiner Haube umgab. Ich fragte mich, ob er meinen Geruch wahrgenommen hatte. Im nächsten Augenblick wandte sich der gelbe Schnabel fragend in meine Richtung. Der Mann mit den ledernen Armbändern, der mich in den letzten Stunden so oft ausgepeitscht hatte, kam mit erhobener Peitsche näher.

»Verschwinde hier!« rief er.

Ich starrte ihn an. »Ich bin kein gejochter Sklave mehr!« sagte ich. »Du stehst vor einem Krieger!«

Seine Faust krampfte sich um die Peitsche.

Ich lachte ihm ins Gesicht. »Wenn du mich schlägst, bringe ich dich um.«

»Ich habe keine Angst vor dir«, sagte er mit bleichem Gesicht und wich zurück. Der Arm mit der Peitsche senkte sich.

Wieder lachte ich.

»Du bist sowieso bald tot«, sagte er stammelnd. »Schon hundert Tarnreiter haben den Vogel besteigen wollen, und kaum einer hat es überlebt. Die Tatrix hat bestimmt, daß der Vogel nur noch bei den Schauspielen einzusetzen ist.«

»Nimm ihm die Haube ab!« sagte ich. »Macht das Tier frei!«

Der Mann sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Gewiß, mein Eifer kam auch mir ein wenig überraschend. Speerbewaffnete Krieger eilten herbei, drängten mich zurück. Ich stand in einiger Entfernung von der Plattform im Sand und sah zu, wie das Tier freigemacht wurde.

Es war totenstill auf den Tribünen.

Ich überlegte, was hinter der goldenen Maske Laras, der Tatrix von Tharna, vorgehen mochte. Und ich fragte mich, ob der Vogel mich erkennen würde.

Ein schlanker Sklave wurde von einem anderen Sklaven in die Höhe gehoben und begann mit schnellen Bewegungen die Schnüre zu lockern, die den Schnabel umspannten und die Haube an Ort und Stelle hielten. Hastig sprang er dann zu Boden.

Der Tarn öffnete den Schnabel, und die gelockerten Schnüre platzten auf. Mit herrischer Kopfbewegung tönte der markerschütternde Kriegsschrei des Tarn. Die schwarzen Nackenfedern richteten sich auf, und der Wind schien jede Feder einzeln zu umspielen.

Es war ein herrlicher Anblick.

Ich wußte, daß ich hier eines der gefährlichen Raubtiere Gors vor mir hatte — doch ich fand es herrlich anzuschauen.

»Ja! Ubar des Himmels!« rief ich und streckte die Arme aus.

»Kennst du mich nicht mehr? Ich bin Tarl aus Ko-ro-ba!« Ich wußte nicht, welche Wirkung dieser Ruf auf die Zuschauer haben mochte, denn ich hatte sie vergessen. Ich konzentrierte mich auf den Riesentarn, als wäre er ein Krieger, ein Mitglied meiner Kaste. »Wenigstens hast du keine Angst vor dem Namen meiner Stadt.« Alle Gefahren mißachtend trat ich an die Seite des Vogels. Ich sprang auf die schwere Holzplattform, auf der er saß. Ich warf meine Arme um seinen Hals und begann zu weinen. Fragend berührte mich der große Schnabel. Natürlich kannte ein solches Tier keine Gefühle, doch kam es mir vor, als musterten mich die großen runden Augen mit einem Ausdruck, der mich seltsam verwunderte.

Erinnerte es sich etwa an die Abenteuer, die wir gemeinsam bestanden hatten, an das Klirren der Waffen im Himmelskampf? Erinnerte er sich an den Vosk, der wie ein Silberband unter uns lag, an die zerklüfteten Voltai-Berge; erinnerte er sich an Thentis, an die Lichter der Stadt Ar, in der gerade das große Pflanzenfest gefeiert wurde? Nein, wahrscheinlich teilte der Vogel diese Erinnerungen nicht, die mir soviel bedeuteten.

Sanft schob der Riesentarn seinen Schnabel unter meinen Arm.

Ich wußte, daß die tharnaischen Krieger nun zwei Wesen töten mußten, denn der Tarn würde mich verteidigen.

Ich hob den Kopf, starrte zu den Tribünen hinüber. Der Vogel schüttelte das Bein, mit dem er an der großen Silberstange festgemacht war.

Ich kniete nieder und untersuchte die Last. Die Stange war nicht angeschmiedet, da sie im Tarnkäfig abgenommen wurde, damit der Vogel auf der Stange hocken und sich frei bewegen konnte. Zum Glück war auch kein Schloß angebracht, sondern nur ein schwerer Bolzen, der ein eckiges Ende hatte — ein Bolzen von etwa fünf Zentimeter Durchmesser.

Meine Hände zerrten an dem Bolzen, der sich jedoch nicht von der Stelle rührte. Offensichtlich war er mit einer Zange festgemacht. Ich griff fester zu, versuchte ihn herauszudrehen. Doch es tat sich nichts. Ich kämpfte damit, begann zu fluchen. Eine innere Stimme flehte, daß sich der Bolzen doch bewegen möge. Doch nichts geschah.

Ich wurde mir nun des Tumults auf den Tribünen bewußt. Die Frauen schrien durcheinander — ungeduldig, verwirrt. Die Silbermasken Tharnas wurden nicht nur ein weiteres Mal um ihr Schauspiel betrogen, sie waren auch verwirrt und ratlos. Sie hatten sehr schnell gemerkt, daß der Tarn aus irgendeinem unverständlichen Grunde keine Lust hatte, mich anzugreifen, und wie immer meine

Chancen aussehen mochten — es wurde jedenfalls sehr schnell klar, daß ich den Vogel freisetzen wollte.

Die Stimme der Tatrix drang an mein Ohr: »Tötet ihn!« schrie sie. Ich hörte auch die Stimme Dornas der Stolzen, die die Krieger zur Eile antrieb. Bald würden uns die Speerträger Tharnas gefährlich werden. Schon zwei oder drei Krieger waren über die Mauern der Tribünen gesprungen und kamen näher. Die große Tür, durch die der Tarn herausgezogen worden war, öffnete sich ebenfalls, und ein Trupp Krieger eilte in die Arena.

Meine Hände krampften sich noch fester um das Ende des Bolzen, der nun mit meinem Blut befleckt war. Ich spürte die Muskeln in meinen Armen und in meinem Rücken, die sich gegen das störrische Metall stemmten. Ein Speer bohrte sich dröhnend in das Holz der Plattform. Ich war in Schweiß gebadet. Ein zweiter Speer vibrierte im Holz, er war näher als der erste. Es kam mir vor, als zerrte mir das Metall mein Fleisch von den Händen, bräche mir die Fingerknochen. Ein dritter Speer streifte mein Bein. Der Tarn schob seinen Kopf über mich und stieß einen durchdringenden Wutschrei aus, der allen Zuschauern und Kriegern in die Glieder fahren mußte. Die Speerträger schienen erstarrt zu sein und wichen zurück, als wäre der riesige Vogel längst frei.

»Narren!« schrie der Mann mit der Peitsche. »Der Tarn ist angekettet! Greift an! Tötet sie beide!«

In diesem Augenblick gab der Bolzen nach, ratschte aus der Öffnung, loste die Kette mit der Silberstange von dem Beinreif.

Als ob er verstünde, das er nun frei war, schüttelte der Tarn das verhaßte Metall von seinem Bein, hob den Schnabel zum Himmel und stieß einen Schrei aus, der in ganz Tharna zu Hören sein mußte, ein Schrei, wie er vielleicht nur im Thentisgebirge oder in den Voltai-Bergen zu hören ist, der Schrei des siegreichen wilden Tarns, der die ganze Erde als sein Jagdrevier beansprucht, mit allem, was darauf kreucht und fleucht.

Eine Sekunde lang hatte ich das beschämende Gefühl, daß der Vogel sofort davonfliegen würde, aber obwohl das Metall ihn nicht mehr hemmte, obwohl er frei war, obwohl die Speerträger wieder zum Angriff übergingen, rührte er sich nicht von der Stelle.

Ich sprang auf seinen Rücken und klammerte mich an den Federn seines Halses fest. Was hatte ich jetzt für einen Tarnsattel und das breite purpurne Band gegeben, das den Krieger im Sattel festhält!

Kaum spürte er mein Gewicht auf dem Rücken, als der Tarn erneut aufschrie, mit einer Explosion seiner weiten Flügel in die Luft

sprang und in schwindelnden Kreisen sofort an Höhe gewann. Einige Speere fielen in langsamen Parabeln unter uns zurück, stürzten wieder in den bunten Sand der Arena. Wutschreie wurden laut, als die Silbermasken Tharnas begriffen, daß ihnen die Beute entglitt, daß die Schauspiele ein böses Ende nahmen.

Ich hatte keine Möglichkeit, den Tarn nach meinem Willen zu lenken. Gewöhnlich wird der Vogel durch Zügel gesteuert. Ein Band wird ihm um den Hals gelegt, von dem sechs Zügel ausgehen, die in regelmäßigen Abständen rings um seinen Hals an diesem Band befestigt sind. Sie enden am Sattelring, der mit der Sitzfläche fest verbunden ist. Durch einen Zug an diesen Zügeln läßt sich der Vogel steuern. Ich hatte nun weder Sattel noch Zügel, ich hatte nicht einmal einen Tarnstab, ohne den sich ein Tarnkämpfer seinem wilden Reittier kaum nähern konnte. In dieser Beziehung machte ich mir jedoch keine Sorgen, da ich den Tarnstab sowieso nur selten eingesetzt hatte. Zu Anfang hatte ich ihn kaum benutzt, weil ich befürchtete, daß seine Wirkung zu schnell nachlassen konnte; schließlich hatte ich ihn überhaupt nicht mehr eingesetzt und ihn nur bei mir geführt, damit ich mich Notfalls gegen den Vogel verteidigen konnte. Ja, es war bekannt, daß Tarns bei großem Hunger ihren eigenen Herrn überfielen — mit der gleichen Raubtierhaftigkeit, mit der sie sich etwa der gelben Antilope, dem Tabuk, ihrer Lieblingsbeute, oder dem bössartigen, behäbigen Bosk widmen, einem wilden Ochsentier der goreanischen Ebenen. Ich meinte auch, daß der Tarnstab das Verhältnis zwischen Reiter und Tarn nur verschlechtern konnte.

Ich sah die Türme Tharnas und das schimmernde Oval der Arena unter den Flügeln des Tarns kleiner werden. Mich erfüllte Etwas von dem erhabenen Gefühl, das ich bei meinem ersten Tarnflug — mit diesem Tier — empfunden hatte. Jenseits von Tharna und seinem düsteren Umfeld sah ich die grünen Felder Gors, Haine aus gelben Ka-la-na-Bäumen, die schimmernde Oberfläche eines kleinen Sees und darüber den hellblauen lockenden Himmel. »Ich bin frei!« rief ich.

Doch als ich diesen Ruf ausstieß, wußte ich auch, daß das nicht stimmte, und mir brannte die Scham auf den Wangen, denn wie konnte ich frei sein, wenn andere Menschen in dieser Frauenstadt weiter in Gefangenschaft leben mußten?

Da war zum einen das Mädchen, die freundliche Linna, die mir geholfen hatte, deren kastanienbraunes Haar mit grober Schnur verknotet war und die den grauen Kragen einer tharnaischen Staatssklavin trug. Da war Andreas aus Tor, aus der Kaste der

Sänger, jung, mutig, voller Leben — ein Mann, der eher sterben als mich umbringen wollte, in die Bergwerke Tharnas verbannt. Und unzählige andere, unter dem Joch oder frei, gefesselt und ungefesselt, in den Bergwerken und in den großen Anbaugebieten, in der Stadt selbst. Und sie alle litten unter der Macht Tharnas und ihrer Gesetze, sie wurden erdrückt von den Traditionen der Stadt und empfanden es vielleicht als schönsten Augenblick im Leben, wenn sie am Ende eines arbeitsamen Tages eine kleine Schale Kal-da erhielten.

»Tabuk!« rief ich dem gefiederten Riesen zu. »Tabuk!«

Der Tabuk ist eine goreanische Antilopenart, die sehr häufig anzutreffen ist, ein kleines, anmutiges Tier, das in den Ka-la-na-Dickichten des Planeten lebt und sich manchmal mutig auf die Wiesen vorwagt, um dort nach Salz und Beeren zu suchen. Es ist zugleich eines der Lieblingsoffer des Tarn.

Der Tarnkrieger benutzt den Ruf: »Tabuk!« auf langen Flügen, wenn die Zeit kostbar ist und er dem Vogel die Jagd gestatten will, ohne selbst abzustiegen. Wenn er in den Feldern unten einen Tabuk oder irgendein anderes Tier ausmacht, schreit er: »Tabuk!« Das ist das Zeichen für den Tarn, auf die Jagd zu gehen. Er schlägt zu, verzehrt seine Beute und setzt seinen Flug fort — und die ganze Zeit über bleibt der Tarnreiter im Sattel. Ich hatte diesen Ruf noch nie zuvor gebraucht, doch mein Tarn war sicher von den Tarnzüchtern Ko-ro-bas entsprechend abgerichtet. Vielleicht reagierte er auf das alte Kommando. Ich selbst hatte den Vogel stets allein jagen lassen. Es war gut, wenn das Tier ab und zu ausruhen konnte, außerdem hatte ich keine große Lust, dabei zu sein, wenn ein Tarn seine Beute verzehrt.

Der große schwarze Tarn begann zu meiner Freude sofort im Kreise zu schweben, als sei er mir erst gestern von den Tarnzüchtern überlassen worden. Er war wirklich ein Tarn aller Tarns, ein Ubar der Lüfte!

Ich hatte mich für einen verzweiferten Plan entschieden, der mir sehr schlechte Chancen bot. Meine einzige Hoffnung war der Tarn, der das Glück für mich beeinflussen konnte. Die böartigen Augen schimmerten, huschten über den Boden, Kopf und Schnabel waren vorgestreckt, die Flügel rührten sich kaum, während er in großen Kreisen über den Türmen Tharnas dahinstrich und dabei immer mehr an Höhe verlor.

Jetzt passierten wir die tharnaische Arena, in der noch immer die Menschen durcheinanderliefen. Die Tribünen waren noch voller

Menschen, die darauf warteten, daß die goldene Tatrix den Ort des Geschehens als erste verließ.

Inmitten der Menge erblickte ich tief unter mir die goldene Kleidung der Tatrix.

»Tabuk!« rief ich. »Tabuk!«

Das große Raubtier schwang sich am Himmel herum, wendete geschickt im Flug. Es verhielt, die Sonne im Rücken. Seine stahlbewehrten Krallen fielen wie Haken herab; reglos schien er in der Luft zu beben; und dann hoben sich die Flügel in die Hohe, hüllten mich fast völlig ein, rührten sich nicht mehr.

Der Fall war so sanft und lautlos wie der Sturz eines Felsens, wie das Öffnen einer Hand. Ich klammerte mich verzweifelt fest. Der Magen rutschte mir bis in den Hals. Die Tribünen, die mit Roben und Masken angefüllt waren, schienen mir entgegentzürzen.

Schrille Entsetzensschreie wurden laut unter uns. Die Silbermasken, wehende schimmernde Roben, die Frauen Tharnas, die noch vor wenigen Sekunden wütend protestiert hatten, flohen nun in panischem Entsetzen, liefen um ihr Leben, trampelten einander nieder, versuchten sich gegenseitig zurückzuhalten, die anderen zurückzuziehen, stiegen über Bänke, warfen sich sogar über die Wand in den Sand der Arena.

In wenigen Sekunden, die für die Tatrix von Tharna zu den schrecklichsten ihres Lebens gehören mußten, stand sie allein vor ihrem Thron, von allen verlassen. Sie stand inmitten der verstreuten Kissen und Schalen mit Süßigkeiten und blickte auf. Ein wilder Schrei ertönte hinter der ausdruckslosen goldenen Maske. Die goldenen Arme ihrer Robe, die goldgeschützten Hände, warfen sich über ihr Gesicht. Die Augen, die ich in diesem Sekundenbruchteil hinter der Maske sah, waren hysterisch vor Angst.

Der Tarn fand sein Ziel.

Die stahlbewehrten Klauen schlossen sich wie gewaltige Haken um den Körper der kreischenden Tatrix. Einen Augenblick lang verhielt mein Tier, reglos, Kopf und Schnabel ausgestreckt, mit flatternden Flügeln, die Beute in den Klauen, und stieß den markerschütternden Eroberungsschrei des Tarns aus, ein Schrei des Sieges und der Herausforderung.

In den riesigen Krallen gefangen, vermochte sich die Tatrix nicht zu wehren. Sie zitterte unkontrolliert wie ein anmutiger gefangener Tabuk, der darauf wartete, in das Nest des Tarns gebracht zu werden.

Die Tatrix konnte auch nicht mehr schreien.

Die Flügel des Riesenvogels entfesselten einen Sturm, und der

Tarn erhob sich in die Luft, vor allen Zuschauern, stieg über die Tribünen auf, über die Arena, über die Türme und Mauern Tharnas und raste zum Horizont davon. Der goldschimmernde Körper der Tatrix baumelte in seinen Klauen.

-15-

Der Tabuk-Schrei ist das einzige Wort, auf das ein Tarn eindeutig reagiert. Alle anderen Anweisungen werden ihm über die Tarnzügel und mit dem Tarnstab gegeben. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich den Vogel nicht darauf abgerichtet hatte, auch auf Wortkommandos zu hören. Da ich nun ohne Zügel und Sattel war, wäre mir eine solche Ausbildung sehr willkommen gewesen.

Da kam mir eine Idee. Als ich Talena von Ar nach Ko-ro-ba brachte, hatte ich sie unterwegs in die Geheimnisse der Tarnzügel eingeweiht und ihr die Feinheiten dieser Kunst gezeigt.

Jedesmal, wenn eine Kurskorrektur erforderlich war, hatte ich ihr in dem pfeifenden Wind die einzelnen Zügel zugerufen: »Erster Zügel! Sechster Zügel!« und so weiter, und dann hatte sie an dem jeweiligen Zügel gezogen. Das war die einzige Verbindung zwischen der menschlichen Stimme und der Position der Zügel an seinem Halsband, die mein Tarn kannte. Der Vogel hatte sich natürlich in so kurzer Zeit unmöglich daran gewöhnen können, was auch gar nicht in meiner Absicht gelegen hatte; ich hatte ja nur mit Talena gesprochen. Doch selbst wenn sich der Vogel die Kommandos in so kurzer Zeit gemerkt hatte, war es doch nicht denkbar, daß er sie noch wußte, denn das lag immerhin über sechs Jahre zurück.

»Sechster Zügel!« rief ich.

Der große Vogel scherte nach links aus und begann leicht zu steigen.

»Zweiter Zügel!« rief ich, woraufhin das Tier nun nach rechts abbog und seinen Aufstieg fortsetzte.

»Vierter Zügel!« brüllte ich, und der Vogel begann zur Erde zurückzufallen, machte Anstalten zu landen.

»Erster Zügel!« rief ich lachend, vor Freude fast außer mir, und der gefiederte Gigant, der Titan von Gor, begann gehorsam an Höhe zu gewinnen.

Ich schwieg, und der Vogel beendete den Steigflug, schlug gleichmäßig seine Flügel an, kam nun schnell voran. Ich sah unter mir

die Landschaft vorbeihuschen, und ich sah Tharna am Horizont verschwinden.

Impulsiv warf ich meinem Vogel die Arme um den Hals und drückte ihn liebevoll. Unbeirrbar trugen uns die Flügel weiter, das Tier kümmerte sich nicht um mich. Ich lachte und versetzte dem Tarn zwei Klapsen auf den Hals. Natürlich war er nur ein Tier dieser Welt, doch ich mochte es sehr.

Es möge mir verziehen sein, wenn ich sage, daß ich in diesem Augenblick glücklich war — etwas, das unter den Umständen gar nicht sein durfte. Doch ich empfand wie ein Tarnkämpfer, und ein Tarnkämpfer wird mich verstehen. Ich kenne kaum ein Gefühl, das so herrlich, so gottähnlich ist wie der Flug mit einem Tarn.

Und ich war ein Tarnkämpfer, ich gehörte zu den Männern, die den Sattel eines wilden Raubtiers jederzeit dem Thron eines Ubar vorzogen. Hat man erst einmal einen Tarn besessen, so heißt es, kommt man nicht mehr ohne die Riesenvögel aus. Und diese Weisheit scheint zu stimmen. Man lebt in dem Gefühl, den Tarn beherrschen zu müssen oder selbst verschlungen zu werden. Man weiß, daß er völlig frei und böse ist. Ein Tarnreiter weiß, daß sich sein Tier jederzeit gegen ihn wenden kann. Und doch kennt er kein anderes Leben. Er steigt immer wieder auf den Vogel, steigt freudigen Herzens in den Sattel, zieht am ersten Zügel und wird mit einem Kampfschrei von seinem Monstrum in die Luft gerissen. Die herrlichen, einsamen Momente hoch über der Erde, dem Wind preisgegeben, er und der Vogel vereint, frei — das stellt er über alles Gold der Welt, über die zahllosen Zylinder Ars. Nichts kommt diesem Gefühl gleich. Man kann sich also vorstellen, wie mir zumute war. Unter dem Vogel ertönte plötzlich ein lautes, bebendes Stöhnen, ein hilfloser Laut.

Ich verwünschte mich, daß ich so gedankenlos gewesen war. Über der Freude an meinem Flug hatte ich unsere Beute völlig vergessen. Wie entsetzlich mußte ihr diese Reise bisher erschienen sein — sie, die von den Krallen umfaßt war, viele hundert Meter über den tharnaischen Ebenen, ohne zu wissen, ob sie nicht jeden Augenblick losgelassen oder auf irgendeinen Berg getragen wurde, um von dem monströsen Schnabel und den entsetzlichen Krallen in Stücke gerissen zu werden! Ich sah mich um und hielt nach Verfolgern Ausschau. Die konnten nicht ausbleiben; Ich mußte mit Fußtruppen und Tarnkämpfern rechnen. Tharna unterhielt keine große Tarn-Kavallerie, doch die

Stadt würde mindestens eine Kompanie in die Luft bringen, um die Tatrix zu retten und zu rächen. Die Männer Tharnas, die von Geburt an dazu erzogen sind, sich als minderwertig und unterlegen anzusehen und die bestenfalls Lasttiere abgeben, sind keine sehr guten Tarnkämpfer. Und doch gab es Tarnreiter in Tharna, gute Tarnreiter, denn der Name dieser Stadt genoß Respekt unter den kriegserfahrenen goreanischen Städten. Ihre Tarnkämpfer mochten Söldner sein oder Männer wie Thorn, Offizier Tharnas, die sich trotz ihrer Erziehung das Selbstbewußtsein und ein Minimum an Kastenstolz bewahrt hatten.

Doch ich suchte den Himmel vergeblich ab. Es war noch keiner von den winzigen Flecken zu erkennen, die mir anzeigten, daß andere Tarns gestartet waren. Der Himmel war blau und leer. Längst hatte der letzte Tarnkämpfer der Stadt in der Luft sein müssen — doch ich sah nichts. Erneut stöhnte meine goldene Gefangene auf.

In vierzig Pasang Entfernung machte ich einige Felsspitzen aus, die sich in einer großen Ebene voller Talenderblumen erhoben. Nach etwa zehn Minuten hatte ich die Felsformationen erreicht.

»Vierter Zügel!« rief ich.

Der gewaltige Vogel verhielt im Flug, bremste mit den Flügeln ab und senkte sich anmutig auf eine der Erhebungen, eine hohe Felskante, von der man viele Pasang weit ins Land schauen konnte, ein Ort, der nur einem Tarn zugänglich war.

Ich sprang vom Rücken des Ungeheuers und eilte an die Seite der Tatrix, um sie zu beschützen, falls der Tarn seinen Hunger sofort stillen wollte. Ich zerrte die zusammengekrümmten Krallen von ihrem Körper, redete dem Tarn dabei zu und schob seine Beine zur Seite. Der Vogel schien verwirrt zu sein. Hatte ich ihn nicht mit dem Tabuk-schrei angefeuert? Durfte er die Beute, die er geschlagen hatte, nun nicht auffressen? Was sollte das?

Ich schob den Tarn zurück, so weit es mir möglich war, und umfing die Tatrix mit den Armen. Vorsichtig richtete ich sie auf und lehnte sie an die Felswand, vom Abgrund fort. Der Felsenvorsprung, auf dem wir uns befanden, war etwa sechs Meter breit und ebenso lang, eine Stelle, wie sie sich der Tarn gern zum Nesterbau aussucht.

Ich stellte mich zwischen die Tatrix und den geflügelten Fleischfresser und rief: »Tabuk!« Der Vogel schritt auf das Mädchen zu, das sich auf die Knie erhob und sich furchtsam an die unnachgiebige Felswand drückte.

»Tabuk!« rief ich noch einmal, nahm den großen Schnabel des Vogels in die Hände und drehte ihn zur Seite, zum Abgrund hin.

Der Vogel schien zu Zögern. Mit einer fast zärtlichen Bewegung stupste er mir dann seinen Schnabel gegen den Körper. »Tabuk«, wiederholte ich leise.

Mit einem letzten Blick auf die Tatrix wandte sich der Vogel ab und trat an den Rand des Abgrundes. Mit einem kurzen Aufzucken seiner riesigen Flügel sprang er dann ins Nichts, und sein gewaltiger Schatten verschwand. Ich wandte mich an die Tatrix. »Bist du verletzt?« fragte ich. Manchmal schlägt ein Tarn so kräftig zu, daß das Rückgrat seines Beutetiers gebrochen wird. Das war ein Risiko, auf das ich mich klaren Geistes eingelassen hatte, war mir doch keine andere Wahl geblieben. Mit der Tatrix als Geisel war ich in der Lage, mit Tharna zu verhandeln. Wahrscheinlich konnte ich nichts an den harten Gesetzen der Stadt ändern, doch ich hoffte die Freiheit Linnas und Andreas' zu erwirken und vielleicht etwas für die armen Burschen zu tun, die ich in der Arena kennengelernt hatte. Das war sicher kein zu hoher Preis für die Rückgabe der goldenen Tatrix.

Die Tatrix richtete sich langsam auf.

Es war eigentlich Sitte, daß eine weibliche Gefangene vor ihrem Herrn und Meister niederkniete, doch sie war immerhin eine Tatrix, so daß ich auf dieser Einzelheit nicht bestand. Ihre Hände, die noch immer die goldenen Handschuhe trugen, fuhren an ihre goldene Maske, als befürchtete sie, daß der metallene Schutz nicht mehr an Ort und Stelle war. Erst dann machten sich die Hände daran, die zerrissenen Gewänder glattzustreichen und zurechtzurücken. Ich lächelte. Der Stoff war von den scharfen Vogelkrallen zerrissen und vom Wind weiter zerfetzt worden. Hochmütig zog sie ihre Robe enger, bedeckte ihre Blöße so gut es ging. Trotz der Maske, die metallisch glitzerte wie immer, kam ich zu dem Schluß, daß die Tatrix vielleicht eine schöne Frau war.

»Nein«, sagte sie stolz, »ich bin unverletzt.« Das war die Antwort, die ich erwartet hatte, obwohl sie hier und da bestimmt Prellungen und Schnitte erlitten hatte und sicherlich auch Schmerzen ausstehen mußte.

»Du hast Schmerzen«, sagte ich, »aber hauptsächlich ist dir kalt, weil dein Kreislauf unterbrochen ist.« Ich musterte sie. »Später wird es noch mehr weh tun.«

Die Maske starrte mich ausdruckslos an.

»Auch ich«, fuhr ich fort, »hing einmal in den Klauen eines Tarn.«
»Warum hat dich der Tarn in der Arena nicht umgebracht?« fragte sie.
»Weil er mein Tarn ist«, sagte ich knapp. Was konnte ich ihr auch anderes sagen? Daß er mich nicht umgebracht hatte, war mir angesichts der Natur dieser Vogel fast so unvorstellbar wie ihr. Hätte ich es nicht besser gewußt, hätte ich vermuten müssen, daß er fast so etwas wie Zuneigung für mich empfand.

Die Tatrix sah sich um und musterte den Himmel. »Wann kommt er zurück?« flüsterte sie. Ich wußte, daß mein Riesenvogel ihr sicherlich einen gehörigen Schrecken einjagte; wenn sie auch sonst eine furchtlose Frau war — vor dem Tarn empfand sie Angst.

»Bald«, sagte ich. »Hoffen wir, daß er dort unten etwas zu fressen findet.«

Die Tatrix erschauerte.

»Wenn er keine Beute findet«, sagte sie, »kehrt er wütend und hungrig zurück

»Sicher«, sagte ich.

»Dann versucht er vielleicht, sich an uns schadlos zu halten ...«

»Vielleicht.«

Endlich kamen die Worte, langsam, stockend. »Wenn er kein Tier geschlagen hat«, sagte sie, »wirfst du mich dann dem Tarn zum Fressen vor?«

»Ja«, sagte ich.

Mit einem Angstschrei fiel sie vor mir auf die Knie und streckte flehend die Arme aus. Lara, Tatrix von Tharna, lag mir zu Füßen, unterwarf sich meinem Willen.

»Wenn du dich nicht benimmst«, fügte ich hinzu.

Wütend richtete sie sich auf. »Du hast mich getäuscht!« rief sie. »Du hast mich dazu gebracht, die Haltung einer Gefangenen einzunehmen!« Ich lächelte.

Ihre Faust schlug nach mir aus. Ich umfaßte ihr Handgelenk und hielt es fest. Ich bemerkte, daß die Augen hinter der Maske blau waren. Ich ließ es zu, daß sie sich losmachte. Sie rannte zur Felsmauer und lehnte sich mit dem Gesicht dagegen.

»Amüsiere ich dich?« fragte sie.

»Es tut mir leid.«

»Ich bin deine Gefangene, nicht wahr?« fragte sie herausfordernd.

»Ja.«

»Was willst du mit mir tun?« fragte sie, ohne sich von der Felswand abzuwenden.

»Ich werde dich für einen Sattel und Waffen verkaufen.« Ich hielt es für gut, das Selbstbewußtsein der Tatrix zu erschüttern, um meine Verhandlungsposition noch zu stärken.

Sie begann vor Wut und Angst zu zittern. Wild fuhr sie herum und hielt mir die geballten Fauste vor das Gesicht. »Niemals!« schrie sie. »Ich tue, was mir gefällt.«

Wutzitternd sah mich die Tatrix an. Ich vermochte kaum den Haß zu verstehen, der sich hinter der gleichgültigen goldenen Maske zeigte. Schließlich sprach sie weiter. Ihre Worte waren wie Säuretropfen.

»Du machst Witze«, sagte sie.

»Nimm die Maske ab, damit ich sehen kann, was du mir auf dem Sklavenmarkt in Ar einbringst.«

»Nein!« rief sie, und ihre Hände betasteten die goldene Maske.

»Ich glaube fast, daß mir allein die Maske einen guten Schild und einen Speer einbringt. Vielleicht ist das sogar zu tief gegriffen.«

Die Tatrix lachte bitter. »Du könntest einen Tarn damit kaufen«, sagte sie.

Ich merkte, daß sie nicht wußte, ob ich es ernst meinte. Sie glaubte nicht, daß ich so etwas tatsächlich tun würde. Für meine Pläne war es jedoch wichtig, daß sie sich in Gefahr glaubte, daß sie meinte, ich würde es tatsächlich wagen, sie in ein Sklavenkleid zu hüllen und ihr den Kragen umzulegen.

Sie lachte, wollte meine Reaktion herausfordern. Vorsichtig hob sie den zerrissenen Saum ihrer Robe.

»Schau«, sagte sie in spöttischer Verzweiflung. »In diesem Aufzug bringe ich dir bestimmt nicht viel ein.« »Das stimmt«, sagte ich. Sie lachte.

»Ohne die Kleider bringst du mehr«, fügte ich hinzu. Diese nüchterne Antwort fuhr ihr in die Glieder. Ich merkte, daß sie sich ihrer Position nicht mehr sicher war. Sie beschloß, ihre Trumpfkarte auszuspielen. Sie richtete sich auf, reckte herablassend die Schultern, hob den Kopf und sagte mit eiskalter Stimme: »Du würdest es nicht wagen, mich zu verkaufen.« »Warum nicht?«

»Weil ich die Tatrix von Tharna bin!« Und mit diesen Worten

warf sie den Kopf in den Nacken und zog das zerfetzte Goldgewand enger um ihren schmalen Körper.

Ich nahm einen kleinen Felsbrocken auf und warf ihn in die Tiefe. Ich sah zu, wie er langsam in den Abgrund segelte. Ich beobachtete die Wolken, die über den dunkler werdenden Himmel huschten, und lauschte auf den Wind, der zwischen den einsamen Felsspitzen piff. Dann wandte ich mich an die Tatrix.

»Das kann den Preis, den ich für dich bekomme, nur in die Höhe treiben.«

Die Tatrix sah mich betäubt an. Ihr Hochmut verflog.

Mit schwacher Stimme fragte sie: »Würdest du ... würdest du mich wirklich als Sklavin verkaufen?«

Ich blickte sie wortlos an.

Sie hob die Hände an die Maske. »Würde mir die Maske fortgenommen?«

»Und deine Gewänder.«

Sie fuhr zurück.

»Du wirst ein ganz gewöhnliches Sklavenmädchen sein, nicht besser und nicht schlechter als alle anderen.«

Die Worte fielen ihr sichtlich schwer: »Würde ich auf dem Markt zur Schau gestellt?«

»Natürlich«, sagte ich.

«... unbekleidet?«

»Vielleicht darfst du eine Sklavenfessel tragen«, schnappte ich.

Sie sah aus, als würde sie im nächsten Augenblick das Bewußtsein verlieren.

»Nur ein Narr«, sagte ich, »würde eine Sklavin im Umhang kaufen.«

»Nein . . . nein . . .«, sagte sie.

»So ist es üblich.«

Sie war vor mir zurückgewichen, und nun stieß ihr Rücken gegen den harten Granit der Felswand. Sie drehte den Kopf hin und her. Obwohl sich auf der starren Maske keine Regung zeigte, verrieten ihre Haltung und ihre Bewegungen die Verzweiflung, von der sie ergriffen war.

»Du würdest mir so etwas antun?« fragte sie mit erschrecktem Flüstern.

»Heute in zwei Tagen«, sagte ich, »stehst du nackt auf dem Block in Ar und wirst an den Meistbietenden verkauft.«

»Nein, nein, nein«, wimmerte sie, und ihr gequälter Körper versagte ihr den Dienst. Sie sank hilflos gegen die Felswand und begann zu weinen.

Das war mehr, als ich erhofft hatte, und ich mußte dem Drang widerstehen, zu ihr zu eilen und sie zu trösten, ihr zu sagen, daß ich ihr nicht weh tun wollte, daß sie bei mir in Sicherheit war. Aber ich dachte an Linna und Andreas und die armen Sklaven bei den Schauspielen und unterdrückte die Regung. Ich zwang mich, an die Tatrix und ihre Grausamkeit zu denken, und ich fragte mich, ob ich sie nicht tatsächlich nach Ar bringen und auf dem Sklavenmarkt losschlagen sollte. Gewiß konnte sie in den Tanzgarten eines reichen Tarnkämpfers weniger Schaden anrichten als auf dem tharnaischen Thron.

»Krieger«, sagte sie und hob betäubt den Kopf. »Muß deine Rache so schrecklich sein?«

Ich lächelte vor mich hin. Das klang schon besser. Vielleicht war die Tatrix nun zum Verhandeln bereit. »Du hast mich sehr ungerecht behandelt«, sagte ich grimmig.

»Aber du bist doch nur ein Mann«, sagte sie, »nur ein Tier.«

»Auch ich bin ein Mensch.«

»Gib mir meine Freiheit«, flehte sie.

»Du hast mich in ein Joch gesteckt«, sagte ich. »Du hast mich auspeitschen lassen. Du hast mich zu den Schauspielen in die Arena geschickt. Du hattest mich dem Tarn zum Fraße vorgeworfen.« Ich lachte. »Und du jammerst jetzt um deine Freiheit?«

»Ich zahle dir tausendmal mehr, als ich dir auf dem Sklavenmarkt in Ar bringen würde«, sagte sie schwach.

»Tausendmal der Preis, den du auf dem Sklavenmarkt in Ar bringen würdest«, sagte ich, »das würde nicht ausreichen, um meine Rachegefühle zu stillen. Nein, du mußt als Sklavin verkauft werden!« Sie begann zu Stöhnen.

Jetzt hielt ich die Zeit für gekommen. »Und«, fügte ich hinzu, »du bist nicht nur mit mir so umgesprungen, sondern hast auch meine Freunde in die Sklaverei geschickt.«

Die Tatrix richtete sich auf. »Ich lasse sie frei!« sagte sie eifrig.

»Kannst du die Gesetze Tharnas ändern?« fragte ich.

»Leider kann ich das nicht, aber ich kann deine Freunde befreien. Und ich werde es tun! Meine Freiheit für die ihre.«

Ich tat, als überlegte ich mir den Vorschlag.

Sie sprang auf. Krieger, denk an deine Ehre!« Ihre Stimme gewann neues Leben. »Ware deiner Rache gedient, wenn deine Freunde weiter in Sklaverei leben müßten?«

»Nein!« sagte ich ärgerlich, doch innerlich sehr erfreut, »denn ich bin ein Krieger!«

In ihrer Stimme schwang Triumph. »Dann, Krieger, mußt du mit mir eine Vereinbarung treffen.«

»Nicht mit dir!« antwortete ich und versuchte mich niedergeschlagen zu geben.

»Doch!« lachte sie. »Meine Freiheit gegen die ihre!«

»Das genügt nicht«, knurrte ich.

»Was dann?« fragte sie.

»Befreie alle Sklaven, die bei den Schauspielen Tharnas beteiligt waren!«

Die Tatrix sah mich verwirrt an.

»Alle«, rief ich, »oder du kommst auf den Sklavenmarkt in Ar!«

Sie senkte den Kopf. »Gut, Krieger«, sagte sie. »Ich befreie sie alle.«

»Kann ich dir vertrauen?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie, ohne mich anzusehen, »du hast das Wort der Tatrix von Tharna.«

Ich fragte mich, ob ich ihr trauen konnte, und machte mir klar, daß mir keine andere Möglichkeit blieb.

»Meine Freunde«, sagte ich, »sind Linna aus Tharna und Andreas aus Tor.«

Die Tatrix sah mich an. »Aber«, sagte sie ungläubig, »die beiden haben Gefühle füreinander empfunden.«

»Trotzdem sind sie freizulassen!«

»Sie ist eine Entwürdigte«, entgegnete die Tatrix, »und er gehört einer Kaste an, die in Tharna verboten ist.«

»Laß sie frei!«

»Gut denn, ich werde sie freilassen.«

»Und ich brauche Waffen und einen Tarnsattel«, sagte ich.

»Gewahrt.«

In diesem Augenblick huschte der Schatten des Tarn über unseren Felsgrat. Mit gewaltigem Flügelschlag landete das Ungeheuer neben uns. In seinen Klauen hielt es ein großes Fleischstück, das noch blutig war. Der Tarn ließ das Stück vor mir fallen.

Ich bewegte mich nicht.

Ich hatte keine Lust, dem Tarn das Beutestück streitig zu machen. Aber er kümmerte sich nicht um das Fleisch. Ich erriet, daß er bereits unten auf der Ebene gefressen hatte. Eine kurze Untersuchung seines Schnabels bestätigte diese Vermutung. Und es gab kein Nest hier oben, keinen weiblichen Tarn und keine kreischende Brut junger Tarns.

Der große Schnabel schob mir das Fleisch hin. Es war ein Geschenk.

Ich tätschelte den Vogel und sagte: »Danke, Ubar des Himmels!«
Ich bückte mich und begann mit Händen und Zähnen ein Stück aus dem Fleisch herauszureißen. Ich sah, daß sich die Tatrix schauernd abwandte, als ich mich an meine blutige Mahlzeit machte, doch ich war ausgehungert, und Tischgewohnheiten waren mir gleichgültig. Ich bot dem Mädchen ein Stück Fleisch an, doch sie wehrte ab und sah mich an, als ob sie sich gleich übergeben müßte. Während ich mich mit dem Geschenk des Tarn Beschäftigte, trat die Tatrix an den Rand unseres Felsvorsprungs und starrte auf die Wiesen, die voller Talenderblumen waren. Es war ein herrlicher Anblick, und der zarte Duft drang sogar bis in unsere Höhen. Sie zog ihr Gewand enger um den Körper und beobachtete die Blumen, die sich wie ein gelbes Meer wellenförmig im Wind bewegten. Eine einsame Gestalt, verloren, niedergeschlagen.
»Talender«, sagte sie leise vor sich hin. Ich hockte neben dem Fleisch, kauend. »Was weiß eine tharnaische Frau von der Talenderblume?« fragte ich spöttisch. Sie schwieg und wandte sich ab.
Als ich fertig war, sagte sie: »Bring mich nun zur Verhandlungssäule.
»Was ist denn das?« fragte ich.
»Es ist eine Säule an der Grenze Tharnas. Dort tauscht Tharna mit seinen Feinden Gefangene aus oder verhandelt.« Sie fugte hinzu: »Du wirst dort Leute aus Tharna antreffen, die auf dich warten.«
»Warten?« fragte ich.
»Natürlich«, sagte sie hochmütig. »Hast du dich nicht gewundert, daß es überhaupt keine Verfolgung gegeben hat? Wer wäre so verrückt, die Tatrix aus Tharna zu entführen, wenn er nicht für sie das Gold für ein Dutzend Ubars bekommen könnte?« Ich starrte sie an.
»Ich befürchtete«, sagte sie mit gesenktem Blick, »daß du solch ein Narr sein könntest.« In ihrer Stimme schien ein Unterton mitzuschwingen, den ich nicht verstand.
»Nein«, lachte ich, »zurück nach Tharna mit dir!« Noch immer trug ich das goldene Tuch um den Hals, das in der Arena den Beginn der Schauspiele angezeigt hatte und das ich an mich genommen hatte, um mir Sand und Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Nun nahm ich es ab.
»Dreh dich um«, sagte ich zu der Tatrix, »und lege die Hände hinter dem Rücken zusammen.«

Mit erhobenem Kopf gehorchte sie. Ich zog ihr die goldenen Handschuhe aus und steckte sie in meinen Gürtel. Mit dem Tuch fesselte ich sodann ihre Handgelenke.

Ich warf die Tatrix mühelos auf den Rücken des Tarn und sprang hinter ihr auf. Mit einem Arm umfaßte ich meine Gefangene, krallte mich mit dem anderen in den Halsfedern des Tarns fest, rief: »Erster Zügel!«, und das Tier sprang von dem schmalen Felsenvorsprung ins Leere und begann sofort an Höhe zu gewinnen.

-16-

Eingewiesen von der Tatrix, sahen wir nach kaum dreißig Minuten die tharnaische Verhandlungssäule vor uns. Sie stand etwa hundert Pasang von der Stadt entfernt, in nordwestlicher Richtung, eine einsame weiße Marmorsäule, hundert Meter hoch und dreißig Meter im Durchmesser. Ihre Spitze war nur auf dem Rücken eines Tarns zu erreichen.

Es war kein schlechter Ort für den Austausch von Gefangenen; er war geradezu ideal, weil keine der Parteien einen Hinterhalt zu befürchten brauchte. Niemand kam vom Boden aus zur Säulenspitze, und Tarns mußten schon von weitem zu erkennen sein.

Ich beobachtete die Landschaft ringsum. Niemand schien hier zu leben. Auf der Säule standen drei Tarns und ebenso viele Krieger, dazu eine Frau, die eine tharnaische Silbermaske trug. Als ich die Säule überflog, setzte einer der Krieger seinen Helm ab und gab mir das Zeichen zur Landung. Ich erkannte Thorn, Offizier von Tharna. Ich bemerkte, daß er und seine Begleiter bewaffnet waren.

»Ist es üblich«, fragte ich die Tatrix, »daß auf der Verhandlungssäule Waffen getragen werden?«

»Du brauchst keinen Verrat zu befürchten«, sagte die Tatrix.

Ich überlegte, ob ich den Tarn wenden und mein Vorhaben aufgeben sollte.

»Du kannst mir vertrauen«, sagte sie.

»Woher soll ich das wissen?« fragte ich herausfordernd.

»Weil ich die Tatrix von Tharna bin.«

»Vierter Zügel!« rief ich dem Vogel zu und gab ihm damit das Zeichen zur Landung. Doch der Tarn schien mich nicht zu verstehen. »Vierter Zügel!« wiederholte ich lauter. Aus irgendeinem Grund stellte sich das Tier störrisch an. »Vierter Zügel!« brüllte ich.

Der Riesenvogel landete auf der Marmorsäule, und seine stahlbewehrten Klauen fuhren klirrend über den Stein.

Ich stieg nicht ab und stärkte meinen Griff um die Tatrix.

Der Tarn war sehr nervös. Ich versuchte ihn zu beruhigen, indem ich leise auf ihn einsprach und ihm den Hals tätschelte.

Die Frau in der Silbermaske kam näher. »Heil unserer geliebten Tatrix!« sagte sie. Es war Dorna die Stolze.

»Nicht näherkommen!« sagte ich scharf.

Dorna blieb stehen, etwa fünf Meter vor Thorn und den beiden Kriegern, die sich noch nicht von der Stelle gerührt hatten.

Die Tatrix erwiderte die Begrüßung Dornas mit hochmütigem Nicken.

»Tharna gehört dir, Krieger!« rief Dorna die Stolze, »wenn du nur unsere edle Tatrix freigibst! Die Stadt ist in Trauer! Ich fürchte, es wird keine Freude mehr in Tharna herrschen, ehe sie nicht wieder auf ihrem goldenen Thron sitzt.«

Ich lachte.

Dorna erstarrte. »Was sind deine Bedingungen, Krieger?« fragte sie.

»Ein Sattel und Waffen«, antwortete ich, »und die Freiheit für Linna aus Tharna, Andreas aus Tor und all jene, die heute nachmittag bei den Schauspielen von Tharna gekämpft haben.«

Ein kurzes Schweigen trat ein.

»Ist das alles?« fragte Dorna ratlos.

»Ja«, sagte ich.

Hinter ihr begann Thorn zu lachen.

Dorna warf einen Blick auf die Tatrix. »Ich werde diesem Preis das Gewicht von fünf Tarns in Gold hinzufügen, dazu ein Zimmer voller Silber und Helme mit Juwelen!«

»Die Liebe zu deiner Tatrix ist groß«, sagte ich.

»So ist es, Krieger!« sagte Dorna.

»Und du bist außerordentlich großzügig«, fügte ich hinzu.

Die Tatrix bewegte sich unruhig in meinem Arm.

»Weniger wäre eine Beleidigung für unsere geliebte Tatrix.«

Ich freute mich über das Angebot, denn obwohl ich im Sardargebirge solche Reichtümer kaum gebrauchen konnte, waren sie bei Linna und Andreas und den armen Sklaven Tharnas bestimmt in den besten Händen.

Die Tatrix Lara richtete sich auf. »Ich finde diese Bedingungen unbefriedigend«, sagte sie. »Gib ihm zusätzlich zu seinen Forderungen das Gewicht von zehn Tarns in Gold, zwei Zimmer mit Silber und hundert Helme voller Juwelen.«

Dorna die Stolze verbeugte sich anmutig. »Ja, Krieger, für unsere Tatrix würden wir dir sogar die Steine unserer Mauern geben.«

»Nimmst du die Bedingungen an?« fragte die Tatrix herablassend, wie ich vermeinte.

»Ja«, sagte ich und ahnte den Hieb, der Dorna der Stolzen mit dieser Einmischung versetzt wurde.

»Dann laß mich frei«, befahl sie.

»Ja«, sagte ich.

Ich glitt vom Rücken meines Tarns, die Tatrix in den Armen. Ich stellte sie auf die Füße — dort auf der windumspielten Säule an der Grenze Tharnas — und bückte mich, um ihr die goldenen Fesseln abzunehmen. Kaum waren ihre Handgelenke frei, als sie auch schon wieder jeder Zoll die königliche Tatrix Tharnas war.

Ich fragte mich, ob dies das Mädchen sein konnte, das soeben ein unangenehmes Abenteuer überstanden hatte, dessen Kleider zerfetzt worden waren, dessen Körper noch immer schmerzen mußte.

Mit herrischer Bewegung deutete sie auf die goldenen Handschuhe, die in meinem Gürtel steckten. Ich reichte sie ihr, und sie zog sie langsam an. Dabei nahm sie nicht den Blick von mir.

Ich begann unruhig zu werden.

Sie wandte sich um und ging majestätisch auf Dorna und die Krieger zu. Als sie zwischen ihnen stand, drehte sie sich um, deutete mit dem Finger auf mich und sagte: »Ergreift ihn!«

Thorn und die Krieger sprangen vor, und im nächsten Augenblick war ich von ihren Waffen umringt.

»Verräterin!« brüllte ich.

Fröhlich sagte die Tatrix: »Du Narr! Weißt du denn nicht, daß man mit Tieren keine Pakte schließen kann, daß man mit einem Ungeheuer nicht schachern kann!«

»Du hast mir dein Wort gegeben!« brüllte ich.

Die Tatrix richtete sich auf. »Du bist doch nur ein Mann«, sagte sie.

»Bringen wir ihn um«, sagte Thorn.

»Nein«, sagte die Tatrix hochmütig. »Das wäre viel zu einfach.«

Glitzernd schaute mich die Maske an, spiegelte das Licht der untergehenden Sonne. Mehr denn je schien eine seltsame Wildheit, eine verborgene Grausamkeit in dem Ausdruck des Maskengesichts zu liegen. »Fesselt ihn«, sagte sie, »und schickt ihn in die Bergwerke Tharnas.«

Hinter mir schrie mein Tarn plötzlich auf und begann mit den Flügeln zu schlagen.

Thorn und die Krieger fuhren herum, und ich benutzte die Gelegenheit, um zwischen ihren Waffen hindurchzuspringen, Thorn und einen Krieger zu ergreifen, sie zusammenzudrücken und mit rasselnden Waffen auf den Marmorboden der Säule heranzuziehen. Die Tatrix und Dorna schrien auf.

Der dritte Krieger stürzte sich mit dem Schwert auf mich, und ich wich seinem Schlag aus, ergriff seine Schwerthand, drehte sie herum, hob sie hoch über meinen linken Arm und vollführte eine ruckhafte Bewegung nach unten. Wimmernd sank er zu Boden.

Thorn war wieder auf den Füßen und sprang von hinten auf mich los, gefolgt von dem anderen Krieger. Ich wehrte mich nach besten Kräften. Sie fluchten hilflos, als ich sie über meine Schultern zog und plötzlich vornüber zu Boden warf. In diesem Augenblick sprangen Dorna und die Tatrix vor und stachen mir mit scharfen Gegenständen, vielleicht Nadeln, in den Rücken und in meinen Arm.

Ich lachte über die Absurdität, doch dann wurde mir schwarz vor Augen, die Säule begann zu kreiseln, und ich stürzte hin. Meine Muskeln gehorchten mir nicht mehr.

»Fesselt ihn«, sagte die Tatrix.

Während sich die Welt langsam unter mir drehte, fühlte ich, wie mir Arme und Beine, die weich und widerstandslos geworden waren, brutal in Ketten gelegt wurden.

Das fröhliche, siegreiche Lachen der Tatrix klang mir in den Ohren.

Ich hörte Dorna die Stolz sagen: »Tötet den Tarn.«

»Er ist fort«, sagte der unverletzte Krieger.

Ohne daß ich die Gewalt über meine Muskeln zurückgewann, wurden meine Augen wieder klar; nach und nach konnte ich sehen, erblickte die Säule, den Himmel und meine Gegner in aller Deutlichkeit.

In der Ferne machte ich einen winzigen Fleck aus. Das mußte mein Tarn sein. Als er mich in der Gewalt meiner Gegner sah, war er offenbar sofort fortgeflogen. Nun genoß er wieder die Freiheit, begann ein Leben, das ihn ohne Sattel und Zügel, ohne silberne Fußlast zum Ubar des Himmels machte. Sein Verschwinden stimmte mich traurig, doch zugleich war ich froh, das er entkommen war. Besser das, als wenn er von dem Speer eines Kriegers getötet worden wäre.

Thorn packte meine Handfesseln und zerrte mich über den Mar-

morboden zu einem der drei wartenden Tarns. Ich war hilflos. Meine Arme und Beine waren so schlaff, als wäre mir jeder Nerv einzeln durchgeschnitten worden.

Ich wurde an den Fußring eines Tarns gekettet.

Die Tatrix hatte offenbar das Interesse an mir verloren, denn sie wandte sich an Dorna und Thorn.

Der Krieger, dessen Arm ich gebrochen hatte, kniete auf dem marmornen Fußboden, umklammerte seinen verletzten Arm und stöhnte. Sein Kamerad stand neben mir zwischen den Tarns. Vielleicht sollte er mich beobachten, vielleicht auch die nervösen Riesenvögel beruhigen. Hochmütig wandte sich die Tatrix an Dorna und Thorn. »Warum«, fragte sie, »sind nur so wenige Soldaten hier?«

»Wir sind genug«, sagte Thorn.

Die Tatrix schaute über die Ebene in Richtung Stadt. »Inzwischen wird die Prozession fröhlicher Bürger losgezogen sein«, sagte sie.

Dorna die Stolze und Thorn, Offizier von Tharna, schwiegen.

Die Tatrix kam majestätisch zu mir herüber und starrte zu mir herab.

»Krieger«, sagte sie, »wenn du lange genug auf dieser Säule bliebest, könntest du die Prozessionen sehen, die mich in Tharna willkommen heißen werden.«

Die Stimme Dornas der Stolzen wehte herüber. »Ich glaube nicht, geliebte Tatrix.«

Die Tatrix wandte sich verwirrt um. »Warum nicht?« fragte sie.

»Weil«, antwortete Dorna, und ich spürte, daß sie hinter ihrer Silbermaske lächelte, »du nicht nach Tharna zurückkehrst.«

Die Tatrix starrte sie verständnislos an.

Der unverletzte Krieger war nun in den Sattel des Tarns gestiegen, an dessen Fuß ich festgekettet war. Er zog am ersten Zügel, und das Ungeheuer flog los. Ruckartig wurde ich in die Höhe gezerrt, und im schmerzhaften Griff meiner Fesseln baumelte ich Unter dem fliegenden Vogel. Ich sah die weiße Säule unter mir Verschwinden, sah die Gestalten darauf, zwei Krieger, eine Frau in einer Silbermaske und die goldene Tatrix von Tharna.

Der Raum war lang und niedrig, sehr schmal, vielleicht anderthalb Meter hoch und breit, und etwa dreißig Meter lang. Eine kleine, stinkende Tharlarionlampe brannte an jedem Ende. Wie viele solche Verliese es in den zahlreichen Bergwerken unter der Erde Tharnas gab, wußte ich nicht. Die lange Reihe der aneinandergefesselten Sklaven bückte sich und kroch in den langen Raum. Als er mit seinen unglücklichen Bewohnern gefüllt war, schloß sich eine Eisentür, die ein kleines Beobachtungsfenster hatte. Ich hörte das zuschnappen von vier Riegeln. Es war feucht. Hier und dort standen Wasserpfützen. Die Wände waren naß; an einigen Stellen tropfte Wasser von der Decke. Die Belüftung erfolgte durch einige runde Öffnungen, die etwa drei Zentimeter im Durchmesser maßen. Eine größere Öffnung, vielleicht sechzig Zentimeter im Durchmesser, war in der Mitte des großen Raumes sichtbar.

Andreas aus Tor, der neben mir angekettet war, deutete darauf. »Durch dieses Loch«, sagte er, »wird der Raum überflutet.«

Ich nickte und lehnte mich gegen die feuchte Wand. Ich fragte mich, wie oft in der tharnaischen Geschichte solche Verliese schon überflutet worden waren, wie viele arme Teufel in den unterirdischen Fallen umgekommen waren. Und ich wunderte mich nicht mehr über die vorzügliche Disziplin in den tharnaischen Bergwerken. Ich hatte erfahren müssen, daß erst vor einem Monat in einem nahegelegenen Bergwerk ein einzelner Gefangener Unruhe gestiftet hatte. Daraufhin hatte der Bergwerksverwalter entschieden, das gesamte Bergwerk unter Wasser zu setzen. So überraschte es mich nicht, daß die Gefangenen jede Möglichkeit des Widerstands für sinnlos ansahen, ihn sogar entsetzt unterbanden, wenn einer der Mitgefangenen unruhig wurde.

Andreas sagte: »Wer das Leben über hat, der mußte sich hier ganz wohl fühlen.«

»Soviel ist sicher.«

Er steckte mir eine Zwiebel und ein Stück Brot zu. »Hier, iß«, sagte er.

»Danke«, erwiderte ich und begann zu kauen.

»Du wirst es lernen, dich wie die anderen nach dem Brot zu drängeln.«

Ehe wir in die Zelle gestoßen worden waren, hatten wir im Vorraum zu essen bekommen. Zwei Wärter hatten Brot und Zwiebeln in einen Eßtrog an der Wand geschüttet, und die Gefangenen hat-

ten sich wie Tiere darauf gestürzt, hatten fluchend versucht, sich gegenseitig wegzudrängen, hatten hamstern und kämpfen wollen. Angewidert hatte ich mich aus dem Getümmel herausgehalten, obwohl ich an meiner Kette mitgezerrt worden war. Aber Andreas hatte recht: Eines Tages mußte ich mitkämpfen, denn ich wollte nicht sterben, und ich konnte nicht immer von Andreas' Ration mitzehren.

Ich lächelte und fragte mich, warum mir und meinen Mitgefangenen soviel am Leben lag. Weshalb wählten wir das Leben? Vielleicht ist diese Frage unsinnig, aber damals in den Bergwerken kam sie mir nicht so vor.

»Wir müssen einen Fluchtplan schmieden«, sagte ich zu Andreas. »Still, du Narr!« zischte eine entsetzte Stimme aus einiger Entfernung.

Es war Ost aus Tharna, der mit Andreas und mir in die Bergwerke geschickt worden war.

Er haßte mich. Aus irgendeinem Grunde gab er mir die Schuld an seinem Schicksal. Heute hatte er zum wiederholten Male das Erz auseinandergetreten, das ich auf Händen und Knien aus dem schmalen Bergwerksvortrieben herausgebrochen hatte. Und zweimal hatte er das von mir gebrochene Erz gestohlen und es in Seinen eigenen Beutel gesteckt, den wir Sklaven bei der Arbeit um den Hals trugen. Der Peitschensklave hatte mich daraufhin gestraft, weil ich nicht meinen Teil zur täglichen Ablieferungsmenge der Kettengemeinschaft beitrug, zu der ich gehörte.

Wenn die Ablieferungsmenge nicht erreicht wurde, erhielten die Sklaven am Abend nichts zu essen. Wenn sie ihr Minimum drei Tage hintereinander nicht schafften, wurden sie in die lange Zelle gepeitscht, die Tür wurde verriegelt und der Raum überflutet. Viele Sklaven sahen mich unwillig an. Vielleicht weil ihre Ablieferungsmenge gesteigert worden war, als ich zu ihnen kam. Auch ich nahm an, daß das mehr als ein Zufall war.

»Ich verrate dich!« zischte Ost, »wenn du eine Flucht planst!« Im Halbdämmer der beiden kleinen Tharlarionlampen sah ich, wie der gedrungene Mann neben Ost wortlos seine Armketten um den dünnen Hals des Mannes legte. Ost versuchte sich mit schwachen Bewegungen zu befreien. Seine Augen traten hervor. »Du wirst niemand verraten«, sagte eine Stimme, die ich sofort erkannte. Sie gehörte dem muskelstarken Kron aus Tharna, aus der Kaste der Metallarbeiter. Gegen ihn hatte ich in der tharnaischen Arena gekämpft, und ich hatte sein Leben geschont. Die Kette ruckte. Ost begann krampfhaft zu zittern.

»Laß ihn am Leben«, sagte ich zu Kron.

»Wie du willst, Krieger«, sagte Kron und ließ Ost fallen, zerrte seine Kette über dessen Gesicht. Ost lag erschöpft auf dem nassen Boden, die Hände an der Kehle, und er keuchte und schnappte nach Luft.

»Du scheinst einen Freund gewonnen zu haben«, sagte Andreas.

Mit lautem Kettenrasseln und einer heftigen Bewegung seiner breiten Schultern machte es sich Kron auf dem Boden bequem. Nach wenigen Sekunden verriet sein ruhiges Atmen, daß er eingeschlafen war.

»Wo ist Linna?« fragte ich Andreas.

Seine Stimme war traurig, was selten geschah. »In einem der großen Anbaugelände Tharnas«, sagte er. »Ich habe ihr nicht helfen können.«

»Wir haben uns selbst nicht helfen können«, sagte ich.

Es wurde wenig gesprochen in der Zelle, denn die Männer hatten sich wenig zu sagen. Außerdem waren sie erschöpft von der anstrengenden Arbeit des Tages. Ich lehnte mit dem Rücken an der feuchten Mauer und lauschte auf die Geräusche ihres Schlafes.

Ich war noch fern vom Sardargebirge, fern von den Priesterkönigen dieser Welt. Ich hatte weder meiner Stadt, noch der geliebten Talena, noch meinen Freunden oder meinem Vater helfen können. Keine zwei Steine durften je wieder zusammenkommen. Dieser Rätselspruch der Priesterkönige, der Ausdruck ihres grausamen, unverständlichen Willens, ließ sich noch nicht lösen. Ihr Geheimnis war sicher, und ich würde früher oder später in diesen schwarzen Stollen sterben.

Tharna hatte etwa hundert Bergwerke, in denen verschiedene Kettengemeinschaften von Sklaven an der Arbeit sind. Die Stollen dieser Bergwerke ziehen sich endlos durch die reichen Erzlager, auf denen die Vorrangstellung der Stadt basiert. In den meisten Vortriebstollen kann kein Mann aufrecht stehen. Nur wenige sind abgestützt. Bei der Arbeit kriecht der Sklave auf Händen und Knien voran, die zuerst bluten, dann aber eine dicke Hornhaut entwickeln. Um seinen Hals hängt ein Leinenbeutel, in dem er seine Erzstücke sammelt und zur Waage bringt. Das Eisen wird mit einer kleinen Spitzhacke aus dem Felsgestein gebrochen. Winzige Lampen spenden ein schwaches Licht.

Der Arbeitstag ist fünfzehn goreanische Stunden (Ahns) lang, die im Hinblick auf die etwas andere Umlaufgeschwindigkeit Gors um die Sonne etwa achtzehn irdischen Stunden entsprechen. Die Sklaven kommen nie an die Oberfläche. Wenn sie einmal in der

kalten Schwärze der Bergwerke untergetaucht sind, sehen sie die Sonne niemals wieder. Eine einzige Abwechslung gibt es in ihrem traurigen Dasein: einmal im Jahr, zum Geburtstag der Tatrix, erhalten sie einen kleinen Kuchen aus Honig und Sesamkernen und einen kleinen Krug mit Kal-da. Ein Mann in meiner Kettengemeinschaft, ein zahnloses Skelett, brüstete sich damit, daß er schon dreimal Kal-da getrunken hatte. Die meisten andern halten nicht so lange durch. Die Lebenserwartung eines Bergwerkssklaven liegt gewöhnlich zwischen sechs Monaten und einem Jahr.

Unwillkürlich starrte ich zu dem großen runden Loch in der Decke unserer langen, schmalen Zelle auf.

Am nächsten Morgen — die Tageszeit ließ sich nur von den lauten Flüchen der Peitschensklaven und am Klirren der Ketten ablesen — krochen meine Mitgefangenen und ich aus der Zelle und erreichten wieder den breiten, rechteckigen Raum dahinter.

Der Essenstrog war schon gefüllt.

Die Sklaven drängten sich zum Brot, wurden jedoch mit Peitschenhieben zurückgetrieben. Noch war der Befehl nicht gefallen, der ihnen den Weg freigab.

Der Peitschensklave, ein gewöhnlicher tharnaischer Sklave, der unsere Kettengemeinschaft beaufsichtigen mußte, fand seine Arbeit sehr angenehm. Obwohl auch er das Tageslicht nicht wiedersehen würde, hatte er immerhin die Peitsche und war der Ubar dieser unterirdischen Schreckenswelt.

Die Sklaven spannten die Muskeln an, ihre Augen richteten sich auf den Trog. Die Peitsche wurde angehoben. Ihr Herabzucken war das Signal, daß die Sklaven zum Trog drängen durften.

Vergnügen stand in den Augen des Peitschensklaven, als er diesen qualvollen Augenblick der Ruhe genoß, den sein angehobener Arm auslöste. Er genoß die gierigen Blicke der zerfetzten, hungrigen Sklaven. Die Peitsche knallte. »Essen!« brüllte er.

Die Sklaven sprangen vor.

»Nein!« schrie ich.

Einige stolperten und stürzten hin, prallten kettenklirrend auf den Boden, zogen andere mit. Doch die meisten blieben stehen, vermochten ihr Gleichgewicht zu halten. Wie ein Mann richtete die zerlumpfte, verdreckte Sklavengruppe die Augen auf mich.

»Eßt!« brüllte der Peitschensklave und knallte zum zweitenmal.

»Nein«, sagte ich!

Die Männer waren unentschlossen.

Ost versuchte sich zum Trog vorzudrängen; da er jedoch an Kron gefesselt war, kam er nicht voran. Ost hatte ebensogut an einen Baumstamm gekettet sein Können.

Der Peitschensklave kam auf mich zu. Siebenmal traf mich die Peitsche, ohne daß ich zusammenzuckte.

Dann sagte ich: »Schlag mich nicht noch einmal.«

Er wich mit erhobenem Arm zurück und ließ die Peitsche sinken. Er hatte begriffen, daß sein Leben in Gefahr war. Welcher Trost konnte es ihm sein, wenn das ganze Bergwerk überflutet wurde und er zuvor als erster gestorben war — von meiner Hand?

Ich wandte mich an die Männer. »Ihr seid keine Tiere«, sagte ich, »ihr seid Menschen.«

Ich machte eine einladende Handbewegung und führte zum Trog.

»Ost«, sagte ich, »wird das Brot verteilen.«

Ost steckte die Hände in das Brot und stopfte sich einen großen Brocken in den Mund.

Krons Handkette traf ihn an der Seite des Gesichts, und das Brot flog ihm aus dem Mund.

»Verteile das Brot!« sagte Kron.

»Wir haben dich ausgewählt«, sagte Andreas aus Tor, »weil du für deine Ehrlichkeit bekannt bist.«

Zu meiner Verblüffung begannen die angeketteten Sklaven zu lachen.

Während uns der Peitschensklave angstvoll beobachtete, verteilte Ost mit grimmiger Miene das armselige Frühstück im Essenstrog.

Das letzte Brotstückchen brach ich in zwei Teile, nahm eine Hälfte und gab Ost den Rest. »Und nun iß«, sagte ich.

Wütend wanderte sein Blick hin und her, während er in das Brot biß und hastig zu kauen begann. »Dafür werden wir alle überflutet«, sagte er.

Andreas aus Tor schaltete sich ein: »Was mich angeht, so wäre es mir eine Ehre, in der Gegenwart unseres teuren Ost zu sterben.«

Und wieder lachten die Männer, und ich glaubte auch auf Osts Lippen ein Lächeln wahrzunehmen.

Der Peitschensklave sah untätig zu, während wir den langen Gang zum Vortrieb zurücklegten. Verwundert beobachtete er uns; denn einer der Männer aus der Kaste der Bauern hatte ein Pfluglied zu summen begonnen, und nacheinander fielen die anderen ein.

Die Ablieferungsmenge schafften wir an diesem Tage mühelos — und auch am nächsten.

Von Zeit zu Zeit breiteten sich Neuigkeiten durch die Bergwerke aus. Sie wurden von den Sklaven gebracht, die die Essenströge füllten. Diese Sklaven waren besser dran als wir, denn sie hatten Zugang zum Zentralschacht. Jedes der hundert Bergwerke Tharnas hatte einen Zugang zu diesem Schacht. Er unterschied sich sehr von den viel engeren Erzschächten, die in jedem Bergwerk anders ausfielen. Diese waren schmale Öffnungen, in denen die Plattformen der Hebevorrichtungen gerade einen normalen Erzsack aufnehmen konnten. Durch den Zentralschacht wurden die tharnaischen Bergwerke mit Vorräten versorgt, nicht nur mit Lebensmitteln, sondern nach Bedarf auch mit Leinenstoff, Werkzeugen und Ketten. Das Trinkwasser stammte aus den natürlichen Quellen jedes Bergwerks. Ich und meine Mitgefangenen waren durch den Zentralschacht in diese Unterwelt gekommen. Nur tote Sklaven legten den umgekehrten Weg zurück. Ausgehend von den Sklaven, die die Flaschenzüge der Versorgungsfahrstühle des Zentralschachtes bedienten, von anderen Sklaven weitererzählt — so hatte sich die Nachricht ausgebreitet, bis sie schließlich auch unser Bergwerk erreichte, welches auf der tiefsten Sohle des Riesenschachtes lag.

Es gab eine neue Tatrix in Tharna.

»Wer ist die neue Tatrix?« fragte ich.

»Dorna die Stolz«, sagte der Sklave, der Zwiebeln, Rettiche, Kartoffeln und Brot in den Essenstrog schüttete.

»Was ist aus Lara geworden?« fragte ich.

Er lachte. »Du hast keine Ahnung!« rief er aus.

»Es dauert lange, bis Neuigkeiten zu uns dringen«, sagte ich.

»Sie wurde entführt!«

»Was?« rief ich.

»Ja«, sagte er. »Von einem Tarnkämpfer, wie es sich herausstellte.«

»Und wie hieß der Mann«, fragte ich.

»Tarl«, entgegnete er und flüsterte: »Tarl aus — Ko-ro-ba.«

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

»Er ist ein Geächteter«, fuhr der Mann fort, »der die Schauspiele Tharnas überlebte.«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Da war ein Tarn mit einer Silberstange, der ihn fressen sollte. Doch er befreite den Tarn —« der Sklave klatschte sich auf die

Schenkel — »bestieg das Tier und entführte die Tatrix wie einen Tabuk!« Sein Gelächter hallte in dem engen Raum wider, und die anderen Sklaven fielen begeistert ein. Ich begann zu verstehen, mit welchen Augen die Tatrix von den Sklaven gesehen wurde. Ich lachte nicht.

»Was ist mit der Verhandlungssäule?« fragte ich. »Wurde denn die Tatrix nicht unverletzt dort zurückgegeben und freigelassen?«

»Das hatten alle angenommen«, sagte der Sklave. »Aber dem Tarnkämpfer lag offenbar an ihr mehr als an allen Reichtümern Tharnas.«

»Was für ein Mann!« rief einer der Sklaven. »Vielleicht war sie sehr schön«, sagte ein zweiter Mann. »Sie wurde nicht zurückgegeben?« fragte ich den Sklaven am Trog.

»Nein«, sagte er. »Zwei bedeutende Leute in Tharna, Dorna die Stolz und Thorn, ein Offizier, flogen zur Säule, aber die Tatrix wurde nicht zurückgebracht. Daraufhin wurden die Gebirge ringsum abgesucht — doch man fand nur die zerrissenen Gewänder und ihre Goldmaske.« Der Sklave setzte sich auf den Trogrand. »Und jetzt trägt Dorna die Maske.«

»Was ist wohl aus Lara geworden?« fragte ich.

Der Sklave lachte. »Nun«, sagte er, »wir wissen, daß sie ihre Goldgewänder nicht mehr trägt.«

»Zweifellos hat sie passendere Dinge erhalten.«

»Ja!« Der Sklave klatschte sich auf das Knie. »Stellt euch vor! Lara, die Tatrix von Tharna, im Tanzkleid einer Sklavin!«

Meine Kettengemeinschaft lachte — alle außer mir und Andreas aus Tor, der mich fragend ansah. Ich lächelte ihn an und zuckte die Achseln. Die Antwort auf seine unausgesprochene Frage wußte ich nicht.

Nach und nach versuchte ich meinen Mitsklaven das Selbstvertrauen wiederzugeben. Der erste Schritt war die einfache Essenszeremonie.

Dann ermutigte ich sie, mehr miteinander zu sprechen, sich beim Namen und bei der Heimatstadt zu nennen, und obwohl die Männer aus den verschiedensten Gebieten Gors kamen, teilten sie dieselbe Kette und denselben Essenstrog und akzeptierten einander.

Wenn ein Mann krank wurde, sorgten die anderen dafür, daß sein Erzsack immer voll war. Wenn ein Mann geschlagen wurde, reichten die anderen Wasser von Hand zu Hand, damit seine Wunden gebadet werden konnten und er zu Trinken hatte. Und mit der

Zeit kannten wir uns alle, die wir an die große Kette gefesselt waren. Wir waren keine finsternen, anonymen Gestalten mehr, die in der Feuchtigkeit des Bergwerks dahinvegetierten. Schließlich hatte nur noch Ost Angst wegen dieser Veränderung, denn er befürchtete ständig die Überflutung unserer Schlafkammer.

Unsere Kettengemeinschaft leistete gute Arbeit, und die Ablieferungsmenge wurde jeden Tag erreicht, und als sie vergrößert wurde, bereitete uns auch das keine Schwierigkeiten. Manchmal summten die Männer bei der Arbeit sogar vor sich hin, ein Summen, das in den engen Tunneln verstärkt wurde. Die Peitschensklaven begriffen den seltsamen Wandel nicht und begannen sich vor uns zu fürchten. Die Nachricht von unserer neuen Eßmethode war von den Essensklaven auch in die anderen Bergwerke getragen worden. Und sie berichteten von den sonstigen seltsamen Dingen, die sich in dem Bergwerk tief unten am Zentralschacht ereigneten, von den Männern, die sich gegenseitig halfen und die auch die Zeit und den Willen aufbrachten, eine Melodie zu singen.

Mit der Zeit erfuhr ich von den Essensklaven, daß diese Revolution sich heimlich wie der Pfortenschlag eines Larl von Bergwerk zu Bergwerk ausbreitete. Bald mußte ich feststellen, daß die Sklaven, die uns das Essen brachten, den Mund nicht mehr aufbekamen, und vermutete, daß sie einen Schweigebefehl bekommen hatten. Doch an ihren Gesichtern war abzulesen, daß die ansteckende Seuche der Selbstachtung und des Selbstvertrauens in den Bergwerken unter Tharnas Ländern nicht mehr auf zuhalten war. Hier im Dunkel der Bergwerke, in der Heimat der niedrigsten und würdelosesten Wesen von ganz Tharna konnten sich die Männer wieder ins Gesicht sehen.

Ich wußte, daß die Zeit gekommen war.

Als wir an diesem Abend in die lange Zelle gebracht wurden und die Riegel einrasteten, wandte ich mich an die Männer.

»Wer von euch möchte gern frei sein?« fragte ich.

»Ich«, sagte Andreas aus Tor.

»Und ich«, knurrte Kron aus Tharna.

»Und ich!« riefen andere Stimmen.

Nur Ost hielt sich zurück. »Solche Worte sind verboten«, wimmerte er.

»Ich habe einen Plan«, sagte ich, »aber er erfordert Mut, und vielleicht kommen wir alle dabei um.«

»Es gibt keinen Ausweg aus den Bergwerken«, sagte Ost schrill.

»Führe uns, Krieger!« sagte Andreas.

»Zuerst«, sagte ich, »müssen wir dafür sorgen, daß die Zelle überflutet wird.«

Ost kreischte entsetzt auf, und Krons gewaltige Faust schloß sich um seinen Hals und brachte ihn zum Schweigen. Ost wand sich in seinen Händen. »Halt den Mund, Schlange!« sagte der stämmige Mann und ließ Ost fallen. Der dürre Mann kauerte sich zitternd an die Felswand. Sein Schrei hatte mir gesagt, was ich wissen wollte. Ich war nun sicher, wie ich die Überflutung der Zelle bewerkstelligen konnte.

»Morgen abend«, sagte ich einfach und sah Ost an, »morgen nacht machen wir unseren Ausbruchversuch.«

Wie ich es erwartet hatte, stieß Ost am nächsten Tag ein kleiner Unfall zu. Er schien sich mit seiner Spitzhacke am Fuß verletzt zu haben und flehte den Peitschensklaven so inständig an, daß dieser ihn von der Kette losmachte, ihm einen Kragen um den Hals legte und den Humpelnden abführte. Das war eine durchaus unübliche Behandlung, doch es mußte ihm klar sein, daß Ost allein mit ihm sprechen wollte, daß er ihm etwas Wichtiges mitzuteilen hatte.

»Du hättest ihn umbringen sollen«, sagte Kron aus Tharna.

»Nein«, entgegnete ich.

Der stämmige Mann sah mich fragend an und zuckte die Achseln.

An diesem Abend waren die Sklaven, die uns das Essen brachten, von einem Dutzend Krieger begleitet. Auch wurde Ost nicht zurückgebracht.

»Sein Fuß muß gepflegt werden«, sagte der Peitschensklave und drängte uns in unsere Zelle.

Als die Eisentür geschlossen war und die Riegel zuscharrten, hörte ich ihn Lachen.

Die Männer waren unruhig.

»Du weißt, daß unsere Zelle heute nacht überflutet wird« sagte Andreas aus Tor.

»Ja«, entgegnete ich, und er starrte mich ungläubig an.

Ich wandte mich an den Mann am anderen Ende der Kammer. »Reich uns die Lampe herüber!«

Ich nahm das Licht und trat, begleitet von einigen anderen Sklaven, unter das große, sechzig Zentimeter breite Wasserloch, durch das sich die Flut auf uns ergießen würde. Das Licht enthüllte mir in etwa zwei Metern Höhe ein Eisengitter. Irgendwo oben ertönte ein Knirschen.

»Hebt mich hoch!« rief ich, und Andreas und ein zweiter Sklave stellten sich unter mich, hoben mich auf ihre Schultern weiter in

den Schacht, dessen Felswände glatt und schleimig waren. Meine Hunger glitten ab.

Mit den angeketteten Händen vermochte ich das Gitter nicht zu erreichen. Ich fluchte.

Dann schienen Andreas und der andere Sklave unter mir zu wachsen. Andere Gefangene knieten unter ihnen, hoben sie weiter an. Meine gefesselten Hände ergriffen das Gitter.

»Ich hab's!« rief ich. »Und jetzt zieht mich runter!«

Andreas und der Sklave fielen zurück, und ich spürte den Ruck der Fesseln, die von meinen Handgelenken und den ihren führten. »Zieht!« brüllte ich, und die hundert Sklaven in unserer langen Zelle begannen an den Ketten zu zerren. Meine Hände begannen zu bluten, das Blut tropfte mir ins hochgereckte Gesicht, doch ich ließ nicht los.

» Zieht!«

Ein dünner Wasserstreifen lief an einer Seite des Schachtes herab.

Das Wasser kam!

»Zieht!« brüllte ich wieder.

Plötzlich gab das Gitter nach, und ich stürzte damit inmitten rasselnder Ketten zu Boden.

Der Wasserstrom war breiter geworden.

»Der erste an der Kette!« rief ich.

Klirrend erschien ein kleiner strohblonder Mann vor mir.

»Du mußt dort hinaufklettern«, sagte ich.

»Aber wie?«

»Stemme dich mit dem Rücken gegen die Schachtwand«, sagte ich.

»Gebrauche deine Füße.«

»Das schaffe ich nie!«

»Du schaffst es«, sagte ich.

Ich und sein Nebenmann nahmen ihn und hoben ihn in die Öffnung. Wir hörten, wie er sich keuchend im Schacht abmühte, hörten das Scharren seiner Füße, das hohle Klirren seiner Kette, als er sich zentimeterweise hocharbeitete.

»Ich rutsche ab!« brüllte er und stürzte uns weinend vor die Füße.

»Noch einmal!« sagte ich.

»Ich schaffe es nicht!« weinte er hysterisch.

Ich packte ihn bei den Schultern und begann ihn zu schütteln. »Du bist ein Mann aus Tharna!« sagte ich. »Zeige uns, was ein solcher Mann vermag!«

Das war eine Herausforderung, wie sie die tharnaischen Männer selten genug zu Hören bekamen.

Wieder hoben wir ihn in den Schacht.

Ich schob den zweiten an der Kette unter ihn, und ließ auch gleich den dritten nachfolgen. Das Wasser schäumte nun durch die Öffnung; in etwa faustdickem Strahl rauschte es herab. Unsere Zelle war schon knöcheltief überflutet.

Dann hatte der erste Mann an der Kette endlich Tritt gefaßt und begann zu steigen, der zweite folgte ihm nach, gestützt von dem dritten Mann, der nun auf dem Rücken des vierten balancierte, und so verschwanden immer mehr Männer im Tunnel.

Einmal rutschte der zweite aus, riß den ersten zurück und brachte auch den dritten aus der Bahn, doch inzwischen waren so viele Männer in dem Schacht, daß nichts mehr passieren konnte. Der erste setzte seinen Anstieg fort.

Das Wasser stand schon sechzig Zentimeter tief in der Zelle und kam der Decke gefährlich nahe, als ich Andreas in den Tunnel folgte. Der nächste war Kron. Was war mit den armen Kerlen Hinter uns?

Ich blickte in dem langen Schacht aufwärts, an der langen Reihe der kletternden Sklaven entlang. »Beeilt euch!« rief ich.

Der Wasserstrom schien uns nach unten drücken zu wollen, schien uns weiter zu behindern. Er war wie ein Wasserfall.

»Beeilung! Schnell! Schnell!« ertönte ein heiserer Schrei unter uns.

Der erste Mann unserer Kette hatte nun die Quelle des Wassers erreicht, einen zweiten Tunnel. Wir hörten ein plötzliches Rauschen. Er rief angstvoll: »Es kommt, eine Riesenflut!«

»Stemmt euch gegen die Wand!« rief ich in den Schacht. »Zerzt die letzten hoch! Es müssen alle aus der Zelle heraus!«

Doch meine letzten Worte gingen in einem unvorstellbaren

Wasserschwall unter, der meinen Körper wie eine Riesenfaust traf und mir den letzten Atem raubte. Die Flut toste den Schacht hinab, hämmerte auf die Männer ein. Einige verloren den Halt, und Körper verklemmten sich im Schacht. Man konnte nichts sehen, vermochte nicht zu atmen oder sich zu bewegen.

Urplötzlich war die Flut vorüber. Über uns mußte der Mann an der Wasserregulierung die Geduld verloren haben; vielleicht war der Schwall auch als eine Geste der Gnade gedacht, um den Überlebenden so schnell wie möglich den Garaus zu machen.

Als ich wieder atmen konnte, schüttelte ich mir das nasse Haar

aus dem Gesicht. Ich starrte in die feuchte Schwarze hinauf und brüllte:
»Weiterklettern!«

Nach zwei oder drei Minuten hatte ich den waagerechten Stollen erreicht, durch den das Wasser in den Schacht geleitet worden war. Ich erreichte die anderen Sklaven an der Kette. Sie waren durchnäßt wie ich und zitterten — doch sie lebten. Ich nahm den ersten Mann bei den Schultern. »Gut gemacht«, sagte ich.

»Ich bin aus Tharna«, erwiderte er stolz.

Endlich war auch der letzte Mann unserer Kettengemeinschaft im waagerechten Tunnel, obwohl die letzten vier hochgezerrt werden mußten. Sie gaben kein Lebenszeichen mehr. Wie lange sie unter Wasser gewesen waren, wußten wir nicht.

Wir beschäftigten uns mit ihnen, beugten uns in der Dunkelheit über sie — ich und drei Männer aus Port Kar, die in solchen Dingen Bescheid wußten. Die anderen Sklaven warteten geduldig ab. Kein einziger klagte, keiner trieb uns zur Eile an. Endlich regten sich die leblosen Körper, Lungen begannen wieder zu arbeiten, Sogen die feuchte, kühle Luft des Bergwerks ein.

Der Mann, den ich gerettet hatte, hob den Arm und berührte meine Schulter.

»Wir gehören derselben Kette an«, sagte ich.

Es war ein Satz, der sich in den Bergwerken eingebürgert hatte.

»Kommt!« sagte ich zu den Männern.

In Doppelreihen krochen wir den horizontalen Tunnel entlang.

-19-

»Nein! Nein!« hatte Ost geschrien.

Wir hatten ihn an der Vorrichtung gefunden, die den Wasservorrat in das Sklavenverlies rauschen ließ, das über siebzig Meter unter uns lag. Er trug die Kleidung eines Peitschensklaven — die Belohnung für seinen Verrat. Er warf die Peitsche fort und versuchte zu fliehen, mit wirbelnden Beinen wie ein Urt, doch in welche Richtung er sich auch wandte — er war von einer Kette ausgezehrter, aufgebrachter Männer umgeben, und als sich der Kreis schloß, warf sich Ost bebend auf die Knie.

»Tut ihm nichts!« sagte ich.

Doch Krons breite Hand hatte sich bereits um den Hals des Verräters gelegt.

»Das ist Sache der tharnaischen Männer«, sagte er. Seine stahl-

blauen Augen suchten die unnachgiebigen Gesichter der angeketteten Sklaven ab.

Auch Osts Augen irrten von Gesicht zu Gesicht, flehend, doch er fand kein Mitleid bei den Männern, die ihn anstarrten, als wäre er aus Stein.

»Gehört Ost unserer Kette an?« fragte Kron. »Nein!« rief ein Dutzend Stimmen. »Er gehört der Kette nicht an.«

»Doch!« rief Ost. »Ich gehöre der Kette an.« Er starrte in die Gesichter seiner Mitgefangenen. »Nehmt mich mit! Befreit mich!«

»Solche Worte sind strafbar«, sagte einer der Männer.

Ost begann zu zittern.

»Fesselt ihn und laßt ihn hier zurück«, sagte ich.

»Ja! Ja!« wimmerte Ost und warf sich Kron zu Füßen.

Andreas aus Tor schaltete sich ein. »Tut, was Tarl aus Ko-ro-ba sagt. Befleckt unsere Kette nicht mit dem Blut dieser Schlange.«

»Gut denn«, sagte Kron unnatürlich ruhig. »Beflecken wir unsere Kette nicht.«

»Oh, vielen Dank«, sagte Ost und schnüffelte vor Erleichterung, und sein Gesicht zeigte schon wieder den verkniffenen, schlaunen Ausdruck, den ich so gut kannte.

Doch Kron schaute auf ihn herab, und Ost wurde bleich.

»Du bekommst eine bessere Chance, als du uns gelassen hast«, sagte der stiernackige Mann aus Tharna.

Ost kreischte entsetzt auf.

Ich versuchte vorzuspringen, doch die Männer der Kette standen starr. So konnte ich dem Verräter nicht zu Hilfe kommen.

Er versuchte in meine Richtung zu kriechen, streckte mir die Hände entgegen. Ich hob die Arme, doch Kron packte ihn und zog ihn zurück.

Der kleine Mann wurde von Sklave zu Sklave geworfen, den langen, horizontalen Tunnel entlang, bis der letzte Mann ihn mit dem Kopf nach unten den engen schwarzen Schacht hinabstieß, durch den wir aufgestiegen waren. Wir hörten, wie sein Körper einige Male die Tunnelwände berührte, hörten seinen Entsetzensschrei, der langsam verhallte und schließlich in einem leisen Klatschen unterging.

So eine Nacht hatte es in den Bergwerken Tharnas noch nicht gegeben. Ich führte meine Kettengemeinschaft in einer Doppelreihe hinter mir. Wir eilten durch die Schächte wie ein Ausbruch glühender

Lava aus dem Inneren des Planeten. Nur mit Erzstücken und Spitzhacken bewaffnet, mit denen wir das Metall aus den Wänden kratzten, stürmten wir die Quartiere von Peitschensklaven und Wächtern, denen kaum Zeit blieb, zu den Waffen zu greifen. Wer bei den heftigen Kämpfen nicht getötet wurde, die sich zumeist in der Schwärze der Tunnel abspielten, erhielt Beinfesseln angelegt und wurde in Vorratzzellen eingeschlossen, wobei die Männer meiner Kettengemeinschaft mit ihren ehemaligen Unterdrückern nicht gerade sanft umgingen.

Wir fanden nach kurzer Zeit Hämmer, die uns von den Ketten befreiten, und einer nach dem anderen marschierten wir an dem mächtigen Amboß vorbei, wo Kron aus Tharna, Mitglied der Kaste der Metallarbeiter, die Metallringe mit geschicktem Schlag von unseren Handgelenken entfernte.

»Zum Zentralschacht!« rief ich und hob ein Schwert, das ich einem Wächter abgenommen hatte.

Ein Sklave, der uns die Nahrung zugetragen hatte, zeigte uns begeistert den Weg.

Endlich standen wir an dem riesigen Schacht.

Unsere Abbaustrecke lag vielleicht dreihundert Meter unter der Erdoberfläche. Wir sahen die gewaltigen Ketten, die in der Schachtmitte hingen und die durch die kleinen Lampen an den Eingängen anderer Abbaustrecken über uns erhellt wurden. Und ganz weit oben machten wir sogar den Widerschein des Mondlichts aus. Die Männer drängten sich am Fuße des Schachtes, der nur wenige Zentimeter unter der Öffnung unseres Stollens lag.

Sie starrten nach oben.

Der Mann, der sich gerühmt hatte, in den Bergwerken dreimal Kal-da getrunken zu haben, brach in Tränen aus, als er einen der drei goreanischen Monde erblickte.

Ich schickte mehrere Männer los, die an den Ketten bis ganz nach oben klettern sollten.

»Ihr müßt die Ketten verteidigen. Sie dürfen nicht gekappt werden«, sagte ich.

Von Wut und Hoffnung beflügelt, begannen die Männer zu klettern.

Zu meiner Freude machte niemand den Vorschlag, daß wir ihnen folgen sollten, niemand bat, Das wir fliehen sollten, ehe Alarm gegeben werden konnte.

Nein! Wir kletterten zur zweiten Sohle empor!

Wie erschreckend es für die Wächter und Peitschensklaven sein mußte, uns so plötzlich ohne Ketten anzutreffen, eine unwidersteh-

liche Woge des Hasses und der Wut, die über sie hereinbrach! Würfel, Kartenspiele und Trinkkrüge polterten zu Boden, als Peitschensklaven und Wächter die Klagen verzweifelter Sklaven an die Kehlen gelegt bekamen, Männer, die der Hauch der Freiheit trunken gemacht hatte und die entschlossen waren, ihre Leidensgenossen zu befreien.

Eine Zelle nach der anderen wurde geöffnet, die armen Sklaven wurden freigelassen, und Wächter und Peitschensklaven, die sich vor Entsetzen nicht zu wehren wußten, nahmen ihre Stelle ein.

Eine Abbaustrecke nach der anderen wurde befreit, und die neu hinzukommenden Sklaven schlossen sich uns an und drangen in die darüberliegenden Sohlen vor, um ihre Mitsklaven zu befreien. Dies geschah wie nach einem vorher festgelegten Plan — dabei war es eine spontane Aktion, eine Tat von Männern, die ihr Selbstvertrauen zurückgewonnen hatten.

Ich war der letzte Sklave, der die Bergwerke verließ. Ich kletterte an einer der dicken Ketten zu dem riesigen Windenhaus über dem Schacht empor und fand mich inmitten Hunderter von jubelnden Männern, die von der Last ihrer Ketten befreit waren, deren Hände Waffen schwenkten, und wenn es sich nur um ein Felsstück oder ein paar Handschellen handelte. Die jubelnden Gestalten, von denen viele gekrümmt und ausgezehrt waren, begrüßten mich im Schein der drei goreanischen Monde. Sie riefen meinen Namen und den Namen meiner Stadt, ohne Angst davor zu empfinden. Ich stand am Rande des großen Schachtes und spürte den kühlen Nachtwind auf dem Gesicht.

Ich war glücklich.

Und stolz.

Ich sah den großen Schieber, durch den sich sämtliche Schächte überfluten ließen, und ich sah, daß er geschlossen war.

Ich war stolz, daß meine Sklaven diesen Schieber verteidigt hatten, denn ringsum lagen die Körper toter Soldaten, die ihn hatten erreichen wollen; aber noch mehr bewegte mich die Erkenntnis, daß die Sklaven nun den Schieber geschlossen gelassen hatten, obwohl sie wußten, daß unten in den engen Schächten und Zellen ihre Todfeinde und Unterdrücker lagen. Ich konnte mir das Entsetzen dieser armen Wesen vorstellen, die gefesselt auf das ferne Wasserrauschen in den Tunneln warteten. Doch dieses Geräusch würde ausbleiben.

Ich fragte mich, ob sie verstanden, daß eine solche Tat eines wirklich freien Menschen unwürdig war und daß die Männer, die in dieser windigen, kalten Nacht gesiegt hatten, die in der Dunkel-

heit der Tunnel und Schächte wie Larls gekämpft hatten, die nicht an die eigene Sicherheit, sondern an die Freiheit ihrer Mitgefangenen gedacht hatten — daß diese Männer wirklich frei waren.

Ich sprang auf die Kettenwinde und hob die Arme. Die Schwärze des Zentralschachtes gähnte unter mir.

Stille trat ein.

»Männer von Tharna«, rief ich, »und aus den anderen goreanischen Städten! Ihr seid frei!«

Ein großer Jubelschrei begrüßte diese Ankündigung.

»Die Nachricht von unseren Taten wird schon zum Palast der Tatrix getragen«, fuhr ich fort.

»Soll sie doch zittern!« rief Kron aus Tharna mit grollender Stimme.

»Überlege doch, Kron aus Tharna«, rief ich zurück, »bald werden die Tarnkämpfer von den Mauern Tharnas aufsteigen, und die Infanterie wird sich gegen uns stellen.«

Besorgtes Murmeln wurde in den Reihen laut.

»Sprich, Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte Kron und gebrauchte den Namen meiner Stadt wie jeden anderen Stadtnamen.

»Wir haben weder die Waffen noch die Ausbildung noch die Tiere, um uns gegen die tharnaischen Soldaten durchzusetzen«, sagte ich. »Wir würden vernichtet, zertreten wie Ratten. Deshalb müssen wir uns in die Wälder und Berge zurückziehen, müssen uns in kleine und kleinste Gruppen aufteilen. Wir müssen von den Früchten des Landes leben. Alle Soldaten und Gardisten Tharnas werden uns suchen, alle verfügbaren Kräfte werden zu unserer Verfolgung abkommandiert! Man wird uns verfolgen. Lanzenreiter auf den großen Tharlarions werden uns aufspießen. Die Pfeile der fliegenden Tarnkämpfer werden uns treffen!«

»Aber wir werden in Freiheit sterben!« rief Andreas aus Tor, und sein Schrei wurde von unzähligen Stimmen aufgenommen.

»Und das muß für andere ebenso gelten!« rief ich. »Ihr müßt euch bei Tag verstecken und während der Nacht weiterziehen. Ihr müßt euren Verfolgern ausweichen. Ihr müßt die Freiheit zu den anderen tragen!«

»Verlangst du von uns, daß wir Krieger werden?« rief eine Stimme.

»Ja!« schrie ich, und solche Worte waren auf Gor noch nie gesprochen worden. »In dieser Sache müßt ihr Krieger werden, ob ihr nun aus der Kaste der Bauern oder Dichter oder Metallarbeiter oder Sattelmacher stammt, Krieger!«

»Das werden wir!« sagte Kron aus Tharna und schwang den ge-

waldigen Hammer, mit dem er unsere Handfesseln abgeschlagen hatte.

»Ist dies der Wille der Priesterkönige?« fragte eine Stimme.

»Wenn es der Wille der Priesterkönige ist«, sagte ich, »soll es geschehen!« Und dann hob ich wieder die Hände. Ich stand auf der großen Winde über dem Schacht, vom Wind umzaust, die Monde Gors standen über mir, und ich rief: »Und wenn es nicht der Wille der Priesterkönige ist, soll es trotzdem geschehen!«

»Es soll geschehen«, sagte die Stimme Krons.

»Es soll geschehen«, sagten die Männer. zuerst nur vereinzelt, dann gemeinsam und schließlich im Chor, im mächtigen Rhythmus, und ich wußte, daß sich auf dieser Welt noch niemand so geäußert hatte. Und es wollte mir seltsam erscheinen, daß diese Rebellion, dieser Wille, das nach der eigenen Auffassung Rechte zu tun, ungeachtet des Willens der Priesterkönige, nicht von den stolzen Kriegern Gors ausging, auch nicht von den Schriftgelehrten oder Hausbauern oder Ärzten oder sonstigen hohen Kasten in den zahlreichen goreanischen Städten, sondern hier von den niedrigsten und verachtetsten Männern dieser Welt, den elenden Sklaven aus den Bergwerken von Tharna.

Ich blieb stehen und sah dem Abzug der Sklaven zu. Stumm wie Schatten wanderten sie davon, ihrem Leben als Geächtete entgegen, ihrem Geschick außerhalb jeglicher Gesetze und Traditionen ihrer Heimatstädte.

Der goreanische Abschiedsgruß kam mir in den Sinn: »Ich wünsche dir alles Gute.«

Kron blieb am Schacht stehen. Ich ging auf der Querstrebe der Winde entlang und sprang neben ihm zu Boden.

Der stämmige Mann stand mit gespreizten Beinen in der Dunkelheit. Er hielt den mächtigen Hammer wie eine Lanze. Ich sah, daß sein Haar lang und verfilzt war, und seine stahlblauen Augen schienen weicher, als ich sie in Erinnerung hatte.

»Ich wünsche dir alle Gute, Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte er.

»Ich dir auch, Kron aus Tharna«, erwiderte ich.

»Wir gehören derselben Kette an«, sagte er.

»Ja.«

Dann wandte er sich ab und verschwand mit schnellen Schritten zwischen den Schatten.

Nun stand nur noch Andreas aus Tor an meiner Seite.

Er strich sich die gewaltige Haarmähne aus der Stirn und grinste mich an. »Nun«, sagte er, »ich habe die Bergwerke Tharnas aus-

probiert, jetzt werd ich's wohl mal in den großen Anbaugebieten versuchen.«

»Viel Glück«, sagte ich.

Ich hoffte wirklich, daß er sein Mädchen finden würde, Linna aus Tharna.

»Und was hast du vor?« fragte Andreas leichthin.

»Ich habe mit den Priesterkönigen abzurechnen«, sagte ich.

»Ah!« entgegnete Andreas und schwieg.

Wir sahen uns an.

»Ich begleite dich«, sagte er schließlich.

Ich lächelte. Andreas wußte so gut wie ich, daß es aus dem Sardargebirge keine Rückkehr gab.

»Nein«, sagte ich. »Ich glaube nicht, daß du in den Bergen viele Lieder finden wurdest.«

»Ein Dichter«, erwiderte er, »sucht seine Lieder überall.«

»Es tut mir leid, aber ich kann es nicht zulassen, daß du mich begleitest.«

Andreas legte mir die Hände auf die Schultern. »Hör zu, du einfältiger Krieger. Meine Freunde sind mir wichtiger als meine Lieder.«

Ich versuchte ihm scherzhaft zu antworten, gab mich skeptisch.

»Gehörst du wirklich der Kaste der Dichter an?«

»Niemals mehr als in diesem Augenblick«, sagte Andreas, »denn wie könnten mir meine Lieder wichtiger sein als Dinge, die darin besungen werden?«

Ich war glücklich über diese Worte, denn ich wußte, daß der junge Andreas seinen Arm oder Jahre seines Lebens für ein richtiges Lied gegeben hätte.

»Linna braucht dich«, sagte ich. »Du mußt sie suchen.«

Unentschlossen stand Andreas aus der Kaste der Dichter vor mir.

Gequält blickte er mich an.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich, »... Dichter.«

Er nickte. »Ich wünsche dir alles Gute — Krieger.«

Vielleicht wunderten wir uns beide, daß zwischen Angehörigen derart verschiedener Kasten Freundschaftsbande bestehen konnten, aber vielleicht wußten wir auch, ohne es auszusprechen, daß in den Herzen der Männer Waffen und Lieder nie weit voneinander entfernt sind.

Andreas hatte sich zum Gehen gewandt, doch nun zögerte er und sagte:

»Die Priesterkönige erwarten dich.« »Natürlich«, sagte ich.

Andreas hob die Hand. »Tal«, sagte er traurig.

Ich wunderte mich. »Tal« ist auf Gor ein Wort der Begrüßung.

»Tal«, sagte auch ich und hob den Arm.

Vielleicht wollte er mich noch einmal willkommen heißen, vielleicht glaubte er, daß er keine Gelegenheit mehr dazu haben würde.

Andreas hatte sich umgedreht und war verschwunden.

Ich mußte meine Reise zum Sardargebirge beginnen.

Wie Andreas gesagt hatte — ich wurde erwartet. Ich wußte, daß auf Gor wenig geschah, was nicht im Sardargebirge bekannt war. Die Macht und das Wissen der Priesterkönige überstieg das Verständnis der gewöhnlichen Sterblichen dieser Welt, der Menschen im Schatten der Berge, wie gesagt wurde.

Es heißt, daß wir so weit über den Amöben stehen, wie die Priesterkönige uns voraus sind, daß die höchsten und fortschrittlichsten Geistesflüge, derer wir fähig sind, im Vergleich zu den Gedankengängen der Priesterkönige nur wie die chemische Reaktion eines einzelligen Organismus erscheinen. Ich stellte mir ein solches Wesen vor, das mit seinen Pseudopodien blindlings nach einem Nahrungsbrocken langte, ein Organismus, der in seiner Welt zufrieden lebte — ein Nichts in den Augen eines höhergestellten Wesens.

Ich hatte die Macht der Priesterkönige kennengelernt — vor Jahren in den Bergen New Hampshires, als sie die Nadel meines Kompasses durcheinanderbrachten, dann auch im Tal von Ko-ro-ba, wo eine Stadt vernichtet worden war, so beiläufig, als sei jemand in einen Ameisenhaufen getreten.

Ja, ich wußte, daß die Macht der Priesterkönige — die sogar stärker sein sollte als der Zug der Schwerkraft — Städte in Schutt und Asche legen, ganze Bevölkerungen zerstreuen, Freunde trennen, Liebende einander entfremden, Tod bringen konnte. Und von den anderen Menschen auf Gor wußte ich, daß ihre Macht Entsetzen hervorrief, daß sie unwiderstehlich war.

Ich mußte an den Mann denken, der mir in den Roben eines Wissenden erschienen war und mir die Botschaft der Priesterkönige gebracht hatte — vor Monaten auf der einsamen Landstraße nach Ko-ro-ba. Und seine Worte klangen mir in den Ohren: »Wirf dich in dein Schwert, Tarl aus Ko-ro-ba!«

Aber ich wußte damals wie heute, daß ich das nicht fertigbrachte, daß ich vielmehr in das Sardargebirge zu den Priesterkönigen vordringen wollte.

Ich würde sie finden.

Irgendwo in den schroffen Klippen, die selbst einem wilden Tarn nicht zugänglich waren, warteten sie auf mich, die Götter einer grausamen Welt.

-20-

In der Hand hielt ich ein Schwert, das ich einem der Bergwerkswächter abgenommen hatte. Es war meine einzige Waffe. Ehe ich meine lange Reise antrat, erschien es mir ratsam, meine Bewaffnung zu vervollständigen. Die Soldaten, die oben am Schacht gegen die Sklaven gekämpft hatten, waren tot oder geflohen. Und die Toten waren aller Kleidung und Waffen beraubt — Ausrüstungsgegenstände, die die zerlumpten, unbewaffneten Sklaven dringend benötigten.

Ich wußte, daß ich nicht sehr viel Zeit hatte, denn die rächenden Tarnkämpfer Tharnas mußten bald vor den drei Monden erscheinen. Ich untersuchte die niedrigen Holzgebäude, die rings um den Zentralschacht standen. Fast alle waren aufgebrochen und ihr Inhalt mitgenommen oder herausgeworfen. In den, Waffenkammern war keine Klinge, kein Speer mehr zu sehen, und die Vorratsräume waren bis auf den letzten Krümel geleert.

Im Büro des Bergwerksverwalters, des Mannes, der einmal ein ganzes Bergwerk hatte überfluten lassen, fand ich einen nackten Leichnam. Doch ich hatte den Mann schon einmal gesehen, als ich von dem Soldaten in seine Obhut gegeben wurde. Er war der Bergwerksverwalter persönlich. Der korpulente, grausame Mann war nun bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

An der Wand hing eine leere Schwertscheide. Ich hoffte, daß der Mann noch Zeit gehabt hatte, nach seiner Waffe zu greifen, ehe ihn die Sklaven anfielen, denn obwohl mir der Haß auf ihn nicht schwerfiel, wollte ich ihm doch nicht wünschen, unbewaffnet gestorben zu sein. In dem Getümmel, bei dem schwachen Schimmer der Tharlarionlampen hatten die Sklaven die Schwertscheide wahrscheinlich übersehen oder nicht gewollt. Das Schwert war natürlich verschwunden. Ich nahm die Scheide von der Wand und beschloß, sie mitzunehmen.

Im ersten Schein der Morgendämmerung, der durch das staubige Fenster hereindrang, stellte ich fest, daß die Scheide mit sechs Edel-

steinen besetzt war. Smaragde. Vielleicht nicht sonderlich kostbar, aber auf jeden Fall des Mitnehmens wert.

Ich steckte meine Waffe in die leere Scheide, warf mir den Schwertgürtel um und schloß ihn nach goreanischer Sitte über meiner linken Schulter. Als ich die Hütte verlassen hatte, suchte ich den Himmel ab. Noch waren keine Tarnkämpfer in Sicht. Die drei Monde waren blaß geworden und standen wie weiße Scheiben am heller werdenden Himmel; die Sonne hatte sich schon halb hinter dem Horizont erhoben.

In dem düsteren Licht breitete sich vor mir eine Szene des Schreckens aus. Das häßliche Bergwerksgelände, die einsamen Holzhütten, der braune Boden und die nackten Felsen waren verlassen. Nur die Toten bevölkerten die Siedlung. Zwischen den Überresten der Plünderung — Papiere, aufgerissene Kartons, zerbrochene Möbelstücke und Draht — lagen in steifer, verdrehter Stellung die Toten, zermalmte, nackte Körper. Staubwölkchen wirbelten vorbei wie Tiere, die die Füße der Toten beschnüffelten. An einem der Schuppen schwang eine Tür im Winde, knallte in regelmäßigen Abständen gegen die Wand.

Ich ging quer durch das Gelände und nahm einen Helm an mich, der halb vergraben unter verschiedenen Papieren lag. Sein Halsband war gerissen, doch die Enden ließen sich noch zusammenbinden. Die Sklaven hatten den Helm vermutlich übersehen.

Ich hatte mich ausrüsten wollen, doch ich hatte nur eine Schwertscheide und einen beschädigten Helm gefunden, und bald mußten die Tarnkämpfer Tharnas eintreffen. Im Kriegerschritt — eine Art Trott, der sich stundenlang durchhalten läßt — verließ ich das Bergwerksgelände. Ich hatte den Schutz einiger Bäume erreicht, als ich einige Tausend Meter hinter mir die Tarnkämpfer Tharnas heranfliegen sah. Wie ein Wespenschwarm fielen sie über dem Zentralschacht ein und setzten zur Landung an.

Es geschah drei Tage später, daß ich in der Nahe der tharnaischen Verhandlungssäule meinen Tarn wiederfand. Ich hatte seinen Schatten gesehen, besorgt, daß er wild geworden sein könnte, und hatte mich darauf eingestellt, mein Leben teuer zu verkaufen. Doch das große Ungeheuer, mein gefederter Riese, der sich vielleicht wochenlang in der Nahe der Verhandlungssäule herumgetrieben hatte, landete etwa dreißig Meter von mir entfernt auf der Ebene, schüttelte seine großen Flügel und kam auf mich zu.

Aus ebendiesem Grunde war ich zur Säule zurückgekehrt — in der Hoffnung, daß sich der Vogel aus dieser Gegend nicht fortbewegt hatte. Die Jagdgründe waren gut, und die Felsspitzen, auf die ich die Tatrix gebracht hatte, boten Schutz und Unterkunft für die Nacht.

Als er in meine Nähe kam und seinen Kopf vorstreckte, fragte ich mich, ob nun etwa das Unmögliche Wirklichkeit geworden war, etwas, das es eigentlich nicht geben konnte, daß nämlich der Vogel auf mich gewartet hatte.

Er zeigte keinerlei Widerwillen und keine Erregung, als ich auf seinen Rücken sprang und ihm zurief: »Erster Zügel!«, woraufhin er sich mit schrillum Schrei und gewaltigem Satz in die Luft erhob; seine mächtigen Flügel knallten wie Peitschen und hoben ihn mit schneller Bewegung in die Luft.

Als wir die Verhandlungssäule passierten, mußte ich daran Denken, daß ich hier von der früheren Tatrix von Tharna verraten worden war. Und ich fragte mich, was aus ihr geworden sein mochte. Ich wunderte mich auch über ihren Verrat, über ihren seltsamen Haß auf mich, der so wenig zu dem einsamen Mädchen auf dem Felsgrat zu passen schien, das sich die Talenderblumen angesehen hatte, während ich mich an der Beute meines Tarn sättigte. Dann erfüllte mich neue Wut bei der Erinnerung an ihre herrische Geste, an ihren unverschämten Befehl: »Ergreift ihn!«

Was immer sie erlebt haben mochte — ich redete mir ein, daß es wohlverdient sein mußte. Und doch hoffte ich, daß sie vielleicht nicht den Tod gefunden hatte. Ich fragte mich, welche Rache Dorna die Stolze an ihr genommen hatte, und bedrückt stellte ich mir vor, daß sie Lara womöglich in eine Ostgrube geworfen oder in stinkendem Tharlarionöl bei lebendigem Leibe verbrannt hatte. Vielleicht hatte sie sie auch unbekleidet den hungrigen Blutpflanzen Gors überlassen oder sie in den Verliesen unter ihrem Palast den Urts zum Fraße vorgeworfen. Ich wußte, daß der Haß eines Mannes schwach sein kann im Vergleich zu den Gefühlen einer Frau, und wagte mir nicht weiter auszumalen, was Dorna die Stolze mit ihrer Gefangenen gemacht hatte.

Der Monat der Tag- und Nachtgleiche, genannt En'Kara, oder der erste Kara, war angebrochen, was wörtlich übersetzt die >erste Wende< bedeutet und sich auf die Sonne bezieht. Der goreanische Kalender ist übrigens ein kompliziertes Ding und treibt die Schriftgelehrten dieser Welt zur Verzweiflung. Denn auf Gor zählen die Städte ihre Zeit nach der eigenen Liste von Administratoren; zum

Beispiel wird ein Jahr als das Zweite Jahr, nachdem Soundso Administrator war, bezeichnet. Man würde sich denken, daß die Kaste der Wissenden eine gewisse Stabilität in den Kalender bringen könnte, da sie doch ihre Feste und Opferfeiern in Listen festhielten — doch die Wissenden der verschiedenen Städte feiern nicht immer die gleichen Feste. Wenn der Höchste Wissende Ars beispielsweise seine Hegemonie über die Hohen Wissenden feindlicher Städte ausdehnen könnte — eine Hegemonie, die er längst beansprucht —, wäre ein einheitlicher Kalender vielleicht denkbar. Aber bisher hat Ar über andere Städte noch nicht militärisch gesiegt, und so sehen sich die Wissenden anderer Städte im Schutz des Schwertes als frei und unabhängig an, als höchste Instanzen ihrer jeweiligen Gemeinde.

Es gibt jedoch einige Faktoren, die die Situation nicht gar so hoffnungslos erscheinen lassen. Zum Beispiel die Märkte am Fuße des Sardargebirges, die viermal im Jahr stattfinden und fortlaufend numeriert werden. Ein zweiter Umstand besteht darin, daß manche Städte bereit sind, in ihren Unterlagen neben ihren eigenen Daten die Zeitmessung Ars anzugeben, die die größte Stadt auf Gor ist.

Dort wird die Zeit nicht nach der Folge ihrer Administratoren gemessen, sondern von der mythischen Gründung durch den ersten Menschen auf Gor, einem Helden, den die Priesterkönige nach allgemeinem Glauben aus dem Schlamm der Erde und dem Blut von Tarns geformt haben. Die Zeit wird >Contaste Ar< oder >seit der Gründung Ars< gerechnet. Das laufende Jahr ist nach dem Kalender Ars das Jahr 10.117. Ich vermute allerdings, daß Ar nicht einmal ein Drittel dieses Alters erreicht hat. Sein Heimstein jedoch, den ich gesehen habe, zeugt von einem beträchtlichen Alter.

Etwa vier Tage war ich mit meinem Tarn unterwegs, als wir in der Ferne das Sardargebirge ausmachten. Wäre ich im Besitz eines goreanischen Kompasses gewesen, hatte seine Nadel ständig auf dieses Gebirge gezeigt, eine Erinnerung an die Gegenwart der Priesterkönige. Vor dem Gebirge, ein erregendes Panorama aus bunter Seide und Flaggen, sah ich die Zelte des Marktes von En'Kara, des Marktes der ersten Sonnenwende.

Ich zog den Tarn am Himmel herum, da ich noch näher heran wollte. Ich betrachtete die Berge, die ich nun zum erstenmal aus größerer Nähe sah, und eine seltsame Kälte drang mir in die Knochen, die nicht von den kühlen Winden kam, die hier oben herrschten.

Das Sardargebirge war nicht so hoch und zerklüftet wie die ro-

ten Spitzen der Voltai-Berge, jene unzugängliche Einöde, wo ich einmal Gefangener des Geächteten Ubar Marlenus aus Ar gewesen war, des ehrgeizigen und kampfgeübten Vaters meiner schönen Talena, die ich liebte und die ich vor vielen Jahren auf dem Rücken meines Tarn nach Ko-ro-ba gebracht hatte, wo sie meine Freie Gefährtin wurde.

Nein, das Sardargebirge bot sich nicht als atemberaubende natürliche Wildnis dar. Seine Gipfel erhoben sich nicht verächtlich über die Ebenen, versuchten nicht den Himmel zu berühren und des Nachts den Sternen zu trotzen. Hier war der Schrei von Tarns und das Grollen von Larls nicht zu Hören. An Größe und Glanz war es den Voltai-Bergen unterlegen, doch als ich es jetzt anschaute, schlich sich Angst in mein Herz.

Ich lenkte den Tarn näher heran.

Die Berge vor mir waren schwarz — bis auf die hohen Gipfel und Pässe, auf denen weißschimmernder Schnee zu sehen war. Ich suchte in den niederen Regionen nach grüner Vegetation, doch ich fand nichts. Das Sardargebirge war völlig kahl.

Von den felsigen Hängen schien eine seltsame Drohung, ein unbestimmter Angsthauch auszugehen. Ich lenkte den Tarn in die Höhe, so hoch, daß seine Flügel schon mühsam die dünne Luft zu peitschen begannen, doch ich vermochte in den Tälern und an den Hängen nichts zu entdecken, was mir auf eine Unterkunft der Priesterkönige hinzudeuten schien.

Plötzlich erfüllte mich ein unheimlicher Verdacht; ich fragte mich, ob das Sardargebirge vielleicht leer war, ob es dort vielleicht nur Wind und Schnee gab, ob die Menschen etwa ahnungslos ein Nichts anbeteten. Wie stand es mit den unendlichen Gebeten der Wissenden, den Opfern, den Ritualen, den unzähligen Schreinen, Altaren und Tempeln, die den Priesterkönigen geweiht waren? War es denkbar, daß der Rauch der Opfer, der Duft des Weihrauchs, das Murmeln der Wissenden, ihre Kniefälle und Unterwerfungen nur den leeren Gipfeln dieses Gebirges galten, dem Schnee und der Kälte und dem Wind, der zwischen den schwarzen Klippen heulte?

Plötzlich kreischte der Tarn auf und erschauerte in der Luft.

Und schon war der Gedanke an die Leere des Sardargebirges wie fortgelassen, denn jetzt hatte ich eine Spur der Priesterkönige!

Es war fast, als bebte der Vogel im Griff einer unsichtbaren Faust!

Ich spürte nichts.

In den Augen des Vogels zeigte sich Entsetzen, eine Regung, die

ich noch nie bei ihm erlebt hatte und die mir ganz unglaublich erschien. Zu sehen war nichts.

Widerwillig, protestierend, kreischend — so taumelte der Vogel hilflos hin und her, verlor an Höhe. Seine mächtigen Flügel peitschten sinnlos auf und ab, unkoordiniert, wie die Glieder eines Ertrinkenden. Es hatte den Anschein, als weigerte sich die Luft, sein Gewicht länger zu tragen. In trunkenen Kreisen, verwirrt, hilflos schreiend, fiel der Vogel weiter ab, während ich mich verzweifelt an seinen Halsfedern festkrallte und mein Gleichgewicht zu halten versuchte.

Als wir eine Höhe von hundert Metern erreichten, war das seltsame Schauspiel so plötzlich vorbei, wie es gekommen war. Der Vogel gewann an Höhe und Kraft, gewann seine alte Energie zurück, doch er war seltsam erregt und ließ sich fast nicht mehr lenken.

Zu meiner Verblüffung begann er wieder anzusteigen, entschlossen, in der alten Höhe weiterzufliegen.

Immer wieder versuchte er an Höhe zu gewinnen, und immer wieder wurde er hinabgezwungen.

Durch das Gefieder spürte ich die Anspannung seiner Rückenmuskeln, spürte das erregte Schlagen des starken Herzens. Doch jedesmal, wenn wir eine bestimmte Höhe erreichten, verloren die Augen des Tarn ihren Glanz, und die Balance und die Flugtauglichkeit des Tieres gingen verloren. Nun war es nicht mehr ängstlich, sondern nur noch wütend.

Und wieder versuchte es anzusteigen, schneller und wilder als zuvor.

Hastig rief ich: »Vierter Zügel!« Ich befürchtete, das sich das mutige Tier eher umbringen würde, als der unsichtbaren Kraft nachzugeben, die seinen Weg verspernte.

Unwillig landete der Vogel auf der Grasebene, etwa zwei Kilometer von dem En'Kara-Markt entfernt. Ich glaubte einen tadelnden Blick der großen Tarnaugen wahrzunehmen. Warum sprang ich nicht wieder auf seinen Rücken und gab den Startbefehl? Warum versuchten wir es nicht noch einmal?

Ich tätschelte ihm den Schnabel und kratzte einige Läuse zwischen seinen Halsfedern hervor und strich sie ihm auf die Zunge. Der Tarn sträubte noch einige Sekunden lang ungeduldig die Federn, doch dann erlag er widerwillig der Delikatesse, und die Parasiten verschwanden in seinem gebogenen Schnabel.

Was mir eben widerfahren war, mußte dem ungeübten goreanischen Gehirn, besonders den Menschen niedriger Kasten, als Be-

weis für übernatürliche Kräfte, für den magischen Willen der Priesterkönige erscheinen. Ich selbst neigte nicht zu solchen Hypothesen.

Der Tarn war in eine Art Abwehrfeld geraten, das wahrscheinlich auf seine Ohren einwirkte und den Verlust des Gleichgewichtssinns zur Folge hatte. Eine Ähnliche Vorrichtung verhinderte vielleicht auch das Eindringen von Reittharlarions. Gegen meinen Willen mußte ich die Priesterkönige bewundern. Ich wußte nun, das die Berichte stimmten, die ich gehört hatte — daß alle, die das Sardargebirge betraten, zu Fuß kommen mußten.

Ich bedauerte es, den Tarn verlassen zu müssen, doch er konnte mich nicht begleiten.

Ich redete etwa eine Stunde auf ihn ein und versetzte ihm schließlich einen leichten Schlag gegen den Schnabel. Dann schob ich den Vogel von mir. Ich deutete über die Ebene, von den Bergen fort. »Tabuk!« sagte ich.

Das Tier rührte sich nicht.

Es war absurd, aber ich hatte das Gefühl, daß der Vogel glaubte, er habe mich enttäuscht, als er mich nicht in die Berge trug. Vielleicht ahnte er auch, daß ich nicht hier auf ihn warten würde, wenn er von der Jagd zurückkehrte.

Der große Kopf bewegte sich fragend hin und her, streckte sich vor und strich mir am Bein entlang.

»Flieg, Ubar des Himmels!« sagte ich. »Flieg!«

Als ich das Wort Ubar aussprach, hob der Tarn den Kopf. So hatte ich ihn genannt, als ich ihn in der tharnaischen Arena erkannte. Der große Vogel entfernte sich etwa fünfzehn Meter und schaute fragend zurück. Ich deutete über die Ebene.

Das Tier schüttelte sein Gefieder, schrie auf und schwang sich in den Wind. Ich sah zu, bis es als winziger Fleck am blauen Himmel verschwand.

Mir war seltsam traurig zumute, und ich machte mich auf den Weg zum Sardargebirge. Davor, auf der Grasebene, die ich überqueren mußte, lag der bunte En'Kara-Markt.

Ich hatte kaum einen Pasang zurückgelegt, als meine Aufmerksamkeit auf eine Baumgruppe jenseits eines kleinen Flusses gelenkt wurde — von dort ertönte der Entsetzensschrei eines Mädchens.

Schon sprang mein Schwert aus der Scheide, und ich watete durch den kalten Bach und hastete auf die Baumgruppe zu.

Wieder klang der Schrei auf.

Jetzt war ich zwischen den Bäumen, kam schnell voran. Ich bemühte mich, keine Geräusche zu machen.

Dann nahm ich den Geruch eines Lagerfeuers wahr. Ich hörte ruhige Stimmen. Zwischen den Bäumen machte ich Zeltplanen und einen Tharlarionwagen aus, dessen Kutscher die Tiere abschrirte. Soweit ich erkennen konnte, hatte keiner der Männer den Schrei gehört oder kümmerte sich darum.

Ich ging langsam weiter und kam zwischen den Zelten auf die Lichtung. Einige Wächter musterten mich neugierig. Einer stand auf und inspizierte den Wald hinter mir, um zu sehen, ob ich allein gekommen war. Ich sah mich um. Eine friedliche Szene breitete sich aus — die Lagerfeuer, die runden Zelte, das Abschrirren der Zugtiere, eine Szene, wie ich sie aus der Karawane Mintars aus der Händlerkaste noch in Erinnerung hatte. Aber dies war nur ein kleines Lager und hatte wenig mit dem Pasanglangen Wagenzug gemein, mit dem der reiche Mintar zu reisen pflegte.

Wieder hörte ich den Schrei.

Ich sah, daß die Plane des Tharlarionwagens aus blauer und gelber Seide bestand.

Ich war in das Lager eines Sklavenhändlers geraten.

Langsam steckte ich mein Schwert in die Scheide und nahm den Helm ab.

»Tal«, sagte ich zu den beiden Wächtern, die am Fenster hockten und Steine spielten — ein Ratespiel, bei dem der eine Spieler erraten muß, ob die Zahl der Steine, die der andere in der Faust birgt, gerade oder ungerade ist.

»Tal«, sagte einer der Männer. Der andere, der mit Raten an der Reihe war, blickte nicht einmal auf.

Ich ging zwischen den Zelten hindurch und erblickte das Mädchen.

Sie war blond; ihr Haar war so lang, daß es den ganzen Rücken bedeckte. Sie hatte blaue Augen und war verwirrend schön. Im Augenblick zitterte sie wie ein in die Enge getriebenes Tier. Sie war nackt an einen schlanken birkenähnlichen Stamm gefesselt, in kniender Stellung. Ihre Hände waren über ihrem Kopf hinter dem Stamm mit einer Sklavenfessel zusammengebunden. Ihre Fußgelenke waren hinter dem Baum mit einer kurzen Kette gefesselt.

Ihre Augen richteten sich flehend auf mich, als konnte ich sie von ihrem Schicksal erlösen, doch als sie mich anschaute, wurde ihr Blick, wenn das überhaupt möglich war, noch entsetzter, noch panischer. Sie stieß einen hoffnungslosen Schrei aus, begann zu beben und ließ den Kopf nach vorn sinken.

Ich vermutete, daß sie mich für einen weiteren Sklaventreiber hielt. Dicht neben dem Baum stand eine eiserne Feuerschale, in der sich glühende Kohlen häuften. Ich spürte ihre Hitze. In den Kohlen steckten drei Brandeisen.

Neben den Eisen stand ein stämmiger Mann mit freiem Oberkörper und dicken Lederhandschuhen, einer der Helfer des Sklavenhändlers. Er hatte nur noch ein Auge. Er musterte mich ohne großes Interesse, während er auf die Brandeisen wartete.

Ich warf einen Blick auf den Schenkel des Mädchens. Sie war noch nicht gekennzeichnet.

Wenn ein Mann sich ein Mädchen fängt, brennt er ihr nicht immer sein Zeichen auf, obwohl das sehr oft geschieht. Ein professioneller Sklavenhändler dagegen achtet darauf, daß seine Ware eindeutig gekennzeichnet ist, und es geschieht selten, daß ein ungebranntes Mädchen zur Versteigerung kommt.

Das Brandzeichen ist etwas anderes als der Kragen, obwohl beide ein Zeichen für die Sklaverei sind. Der Kragen ist in erster Linie ein Nachweis über den Herrn des Sklaven und seine Heimatstadt. Im Leben eines Mädchens kann der Kragen unzählige male wechseln, während das Brandzeichen unverändert bleibt und ihren Status angibt. Das Mal liegt gewöhnlich unter dem kurzen Sklavenrock versteckt. Es besteht bei den Mädchen aus einem anmutig geschwungenen Zeichen, der Anfangsbuchstabe des goreanischen Wortes für Sklave. Wird ein Mann gebrandmarkt, wird der gleiche Buchstabe in etwas anderer Form benutzt.

Der Mann am Feuer bemerkte mein Interesse an dem Mädchen, trat neben sie, ergriff ihr Haar und zerrte den Kopf in die Höhe, damit ich besser ihr Gesicht sehen konnte. »Ein hübsches Ding, nicht wahr?« fragte er.

Ich nickte und fragte mich, warum mich die blauen Augen so angstvoll anstarrten.

»Vielleicht mochtest du sie kaufen?« fragte der Mann.

»Nein«, erwiderte ich.

Der untersetzte Mann blinzelte mir mit seinem einen Auge zu.

Verschwörerisch flüsterte er: »Sie ist noch nicht trainiert. Und sie ist wild wie ein Sleen.«

Ich lächelte.

»Aber das Eisen treibt ihr das aus.«

Das bezweifelte ich noch.

Ich holte eines der Eisen aus dem Feuer. Es war rotglühend.

Beim Anblick des erhitzten Metalls begann das Mädchen wieder zu schreien. Sie zerrte an ihren Fesseln.

Der untersetzte Mann stieß das Brandeisen noch einmal ins Feuer.

»Sie ist laut«, sagte er beschämt. Dann warf er einen Blick in meine Richtung, zuckte die Achseln, als wollte er mich um Entschuldigung bitten, trat neben das Mädchen und nahm eine Handvoll langes Haar. Er drehte es zu einem kleinen, festen Ball zusammen und schob ihn ihr plötzlich in den Mund. Das Haar dehnte sich sofort aus, und ehe sie es wieder ausspucken konnte, hatte er weiteres Haar um ihren Kopf gelegt und festgebunden, so daß sie ihren Mund nicht mehr freibekam. Stumm rang das Mädchen mit dem Knebel, doch es war sinnlos. Ein Trick der Sklavenhändler. Ich wußte, daß auch manche Tarnkämpfer ihre Gefangenen auf diese Weise bändigten.

»Tut mir leid, wildes Ding«, sagte der Mann, »aber wir wollen doch nicht, daß Targo mit seiner Peitsche kommt und uns beiden Zunder gibt, nicht wahr?«

Leise schluchzte das Mädchen und ließ den Kopf Hängen.

Geistesabwesend sumnte der Mann ein Karawanenlied vor sich hin, während er darauf wartete, daß das Eisen die richtige Hitze hatte.

Ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte. Ich war herbeigeeilt, um das Mädchen zu befreien, es zu beschützen. Nun mußte ich feststellen, daß sie nur eine Sklavin war und daß ihr Eigentümer — was auf Gor durchaus Routine war — sich daranmachte, sie als seinen Besitz zu kennzeichnen. Hatte ich sie nun befreien wollen, wäre das ebenso ein Diebstahl gewesen, als wenn ich versucht hatte, mit dem Tharlarionwagen davonzufahren.

Außerdem hegten die Männer keine feindlichen Gefühle für das Mädchen. Sie war nur eines von vielen an ihrer Kette, vielleicht weniger gut trainiert und weniger fügsam als die anderen. Sie Waren allenfalls ungeduldig mit ihr und meinten, sie rege sich zu sehr auf. Ihre Gefühle, ihre Erniedrigung und Scham verstanden sie jedenfalls nicht.

Vermutlich meinten sogar die anderen Mädchen, daß sie zu viele Umstände mache. Mußte eine Sklavin das Brandeisen nicht hinnehmen? Und die Peitsche?

Ich sah die anderen Sklavenmädchen in einiger Entfernung sitzen. Sie lachten und unterhielten sich, bewegten sich wie freie Mädchen. Auf den ersten Blick war die Kette, die ihre Knöchel Verband, nicht zu sehen. Sie endete an einem Baum, wo sie sorgsam festgemacht war.

Gleich mußten die Brandeisen bereit sein.

Das Mädchen, das hilflos in ihren Ketten hing, würde das Brandzeichen erhalten.

Ich hatte mich zuweilen schon gefragt, welchen Sinn solche Brandzeichen hatten. Sicher hatten die Goreaner andere Möglichkeiten, den menschlichen Körper unverkennbar zu kennzeichnen — und das auf schmerzlose Weise. Meine Vermutung, die zum Teil durch meinen alten Waffenmeister, den Älteren Tarl, bestätigt wurde, ging dahin, daß das Brandzeichen vordringlich wegen der psychologischen Wirkung angebracht wurde.

Nach der Theorie kann ein Mädchen, das plötzlich wie ein Tier gebrandmarkt wird, dessen helle Haut plötzlich vom Eisen ihres Herrn entstellt ist, nicht um das innere Gefühl herum, daß sie jetzt ein Gegenstand des Besitzes ist, etwas, das dem Wesen gehört, das ihr dieses brennende Eisen an den Schenkel gedrückt hat.

Wahrscheinlich hängt die Wirkung des Brandzeichens weitgehend von dem Mädchen ab. Manche werden es nur als ein weiteres Zeichen ihrer Scham, ihres Elends und ihrer Erniedrigung sehen. Andererseits kenne ich Fälle, da eine stolze, wehrhafte Frau, womöglich von großer Intelligenz, die sich stets gewehrt hatte, bei der Berührung des Brandeisens zu einer leidenschaftlichen und gehorsamen Vergnügungssklavin wurde.

Alles in allem weiß ich nicht, ob das Brandzeichen vorwiegend um der psychologischen Wirkung willen verwendet wird oder nicht. Vielleicht handelt es sich nur um eine Kennzeichnung der Händler, die eine Möglichkeit haben müssen, entlaufene Sklaven aufzuspüren, da ihr Beruf sonst mit einem nicht zu vertretenden Risiko behaftet wäre.

Manchmal glaube ich auch, das Brandeisen ist nur ein unschönes Überbleibsel aus einer weniger fortschrittlichen Zeit.

Eines war jedenfalls klar. Das arme Wesen hier wollte das Brandeisen nicht.

Ich hatte Mitleid mit ihr.

Der Helfer des Sklavenhändlers zog ein Eisen aus dem Feuer. Mit seinem gesunden Auge musterte er es abschätzend. Es war weißglühend. Er nickte.

Das Mädchen drückte sich gegen den Baum, und ihr Rücken

schabte über die rauhe weiße Rinde. Mit Fuß- und Handgelenken wehrte sie sich gegen die Umklammerung der Sklavenfesseln. Sie atmete keuchend. Ihr ganzer Körper bebte, und Entsetzen stand in ihren Augen. Sie begann zu wimmern.

Der Sklavenhelfer legte den linken Arm um ihren rechten Schenkel und hielt ihn umklammert. »Nicht rühren, mein Schatz«, sagte er nicht ohne Freundlichkeit. »Du darfst das Zeichen nicht verwischen.« Er sprach langsam auf das Mädchen ein, als wollte er es beruhigen. »Du wünschst dir doch ein klares, hübsches Zeichen, nicht? Dadurch wird dein Preis höher, und du bekommst einen besseren Herrn.«

Das Eisen wurde nun angehoben, war zum Zustoßen bereit.

Ich sah, daß sich einige der kurzen goldenen Haare auf ihrem Schenkel zusammenrollten und versengt wurden.

Sie schloß die Augen und stählte sich gegen den unvermeidlichen Schmerz.

»Laß das«, sagte ich.

Der Mann starrte mich verwundert an.

Die entsetzten Augen des Mädchens öffneten sich, musterten mich fragend.

»Warum nicht?« fragte der Mann.

»Ich kaufe sie«, sagte ich.

Der Helfer des Sklavenhändlers stand auf und sah mich neugierig an. Er wandte sich zu den Zelten um. »Targo!« brüllte er. Dann stieß er das Brandeisen wieder in die Kohlen.

Das Mädchen sank in ihren Fesseln zusammen. Sie hatte das Bewußtsein verloren.

Zwischen den runden Zelten erschien ein kleiner dicker Mann in einem weiten Umhang aus buntgestreifter Seide und einem Kopfband aus dem gleichen Material: Targo, der Sklavenhändler, Herr über diese kleine Karawane. Targo trug purpurne Sandalen, deren Senkel mit Perlen besetzt waren. Seine dicken Finger waren voller Ringe, die bei jeder Handbewegung glitzerten. Um seinen Hals trug er nach Art eines Hausmeisters durchstochene Münzen an einem Silberdraht. An seinen Ohrläppchen hingen gewaltige Ohrringe, Saphirpendants an goldenem Stengel. Sein Körper war frisch eingeölt, und ich nahm an, daß er sich bis eben in seinem Zelt gewaschen hatte — ein Vergnügen, das sich Karawanenherren am Ende eines langen, staubigen Tages mit Vorliebe gönnten. Sein Haar, lang und schwarz unter der blaugelben Seide, war fettig und glattgestriegelt. Es erinnerte mich an den schimmernden Pelz eines Haus-Urts.

»Guten Tag, Herr«, lächelte Targo, verbeugte sich und musterte den seltsamen Fremden, der da in sein Lager gekommen war. Dann wandte er sich an den Mann, der die Eisen bewachte. Mit scharfer, herrischer Stimme fragte er: »Was geht hier vor?«

Sein Helfer deutete auf mich. »Er will nicht, daß ich das Mädchen brandmarke.«

Targo sah mich verständnislos an. »Wieso?« fragte er.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Was konnte ich diesem Händler antworten, diesem Spezialisten des Sklavenhandels, diesem Geschäftsmann, der den alten Traditionen und Praktiken seines Gewerbes folgte? Konnte ich ihm sagen, daß dem Mädchen kein Leid geschehen sollte? Er hatte mich für verrückt gehalten. Doch welchen anderen Grund gab es?

Ich kam mir seltsam vor, doch ich sagte ihm die Wahrheit. »Ich möchte nicht, daß ihr weh getan wird«, sagte ich.

Targo und sein Helfer sahen sich an.

»Aber sie ist nur eine Sklavin«, sagte Targo.

»Ich weiß.«

Der Sklavenhelfer ergriff das Wort: »Er hat gesagt, er will sie kaufen.«

»Ah!« sagte Targo, und seine winzigen Augen glitzerten. »Das ist etwas anderes.« Plötzliche Traurigkeit überzog sein Gesicht. »Nur schade, daß sie so teuer ist.«

»Ich habe kein Geld«, sagte ich.

Targo starrte mich verständnislos an. Sein fatter kleiner Körper zog sich wie eine Faust zusammen. Er war wütend. Er wandte sich an den anderen Mann, ohne mich weiter zu beachten. »Brandmarke das Mädchen!« sagte er.

Sein Helfer zog ein Eisen aus den Kohlen.

Meine Schwertspitze berührte die Haut des dicken Sklavenhändlers.

»Laß sein!« sagte Targo.

Gehorsam steckte der Mann das Brandeisen wieder ins Feuer. Er sah, daß mein Schwert auf den Bauch seines Herrn gerichtet war, doch er schien sich weiter keine Sorgen zu machen. »Soll ich die Wächter rufen?« fragte er.

»Ich bezweifle, daß sie schnell genug hier sein konnten«, sagte ich leise.

»Du brauchst die Wächter nicht zu rufen«, sagte Targo, der nun zu schwitzen begann.

»Ich habe kein Geld«, sagte ich, »aber ich habe diese Scheide.«

Targos Blick zuckte herab und bewegte sich von einem Smaragd zum Nächsten. Seine Lippen bewegten sich stumm. Sechs Steine.

»Vielleicht«, sagte Targo, »werden wir uns einig.«

Ich steckte das Schwert ein.

Targo wandte sich an seinen Helfer und sagte mit scharfer Stimme:

»Weck sie!«

Murrend holte der Mann einen Ledereimer voller Wasser aus dem kleinen Fluß. Targo und ich starrten uns an, bis der Mann zurückkehrte. Er schüttete das kalte Wasser über das angekettete Mädchen, das nun prustend und zitternd die Augen öffnete.

Targo trat mit kurzen, rollenden Schritten neben das Mädchen, schob einen dicken Finger, an dem ein großer Rubinring schimmerte, unter ihr Kinn und hob ihren Kopf an.

»Eine wirkliche Schönheit«, sagte Targo. »Und in den Sklavengruben Ars bestens ausgebildet.«

Ich konnte sehen, wie der andere Mann hinter Targo den Kopf schüttelte.

»Und«, fuhr Targo fort, »sie ist sehr gehorsam und eifrig.«

Hinter ihm schüttelte der Mann wieder den Kopf und zuckte die Achsel.

»Sanft wie eine Taube, friedlich wie ein Kätzchen«, fuhr Targo fort.

Ich schob meine Schwertklinge zwischen die Wange des Mädchens und das Haar, das über ihren Kopf gebunden war. Ich ruckte daran, und die Haarsträhnen glitten von der Klinge.

Das Mädchen starrte Targo an: »Du fetter, schmutziger Urt!« zischte sie.

»Still, Tharlarion!« fauchte er.

»Ich glaube nicht, daß sie viel wert ist«, sagte ich.

»O Herr!« rief Targo und fuhr herum. »Ich habe hundert silberne Tarnmünzen für sie zahlen müssen!«

Hinter Targo hielt sein einäugiger Helfer die Finger in die Luft und öffnete seine Hände fünfmal.

»Ich mochte bezweifeln, daß sie mehr als fünfzig wert ist«, sagte ich.

Targo sah mich verblüfft an. Respekt schimmerte in seinen Augen.

Vielleicht war ich vom Fach? Tatsächlich waren fünfzig silberne Tarnmünzen ein sehr hoher Preis, der darauf schließen ließ, daß das Mädchen aus hoher Kaste stammte. Ein gewöhnliches Mädchen aus niedriger Kaste mochte untrainiert je nach Marktlage bis zu dreißig Münzen bringen.

»Ich gebe dir zwei von meinen Edelsteinen hier«, sagte ich. In

Wirklichkeit hatte ich keine Vorstellung von ihrem Wert und wußte also auch nicht, ob mein Angebot vernünftig war. Nach Targos Ringen zu urteilen, war er ein weitaus besserer Kenner in solchen Dingen.

»Unmöglich!« sagte Targo und schüttelte heftig den Kopf.

Ich merkte, daß er nicht bluffte, denn wie hatte er wissen können, daß ich den wahren Wert der Steine nicht kannte? Wie konnte er ahnen, daß ich sie nicht selbst erworben und an der Scheide befestigt hatte?

»Du bist ein harter Verhandlungspartner«, sagte ich. »Vier . . .«

»Kann ich mir die Steine einmal ansehen, Krieger?« fragte er.

»Aber natürlich«, erwiderte ich, schnallte die Scheide ab und reichte sie ihm. Das Schwert behielt ich in der Hand.

Targo starrte die Juwelen abschätzend an. »Nicht schlecht«, sagte er, »aber nicht genug . . .«

Ich gab mich ungeduldig. »Dann zeig mir deine anderen Mädchen«, sagte ich.

Es war deutlich, daß Targo dieser Wunsch nicht gefiel, denn offenbar wollte er gerade das blonde Mädchen loswerden. Vielleicht war sie eine Unruhestifterin.

»Zeige ihm die anderen«, sagte sein Helfer. »Das Mädchen hier sagt nicht einmal: >Kauf mich, Herr!<«

Targo warf dem Einäugigen einen wütenden Blick zu. Doch dieser lächelte nur vor sich hin und überprüfte die Brandeisen in den Kohlen. Ärgerlich führte mich Targo auf die Graslichtung zwischen den Bäumen. Mit schneller Bewegung klatschte er zweimal in die Hände, und ringsum entstand eine Bewegung. Mädchen sprangen auf, und die lange Kette rutschte klirrend durch die Knöchelringe. Schließlich knieten die Mädchen in der Haltung von Vergnügungssklavinnen vor mir im Gras; sie bildeten eine Linie zwischen den beiden Bäumen, an denen ihre Ketten befestigt waren. Als ich an ihnen vorbeiging, hob jedes Mädchen herausfordernd den Kopf und sagte: »Kauf mich, Herr.«

Viele von den Mädchen waren sehr schön, und ich überlegte, daß diese Kette, obwohl sie nur kurz war, einen großen Wert darstellte, weil fast jeder Kunde ein Mädchen nach seinem Geschmack finden mußte. Es waren lebensfrohe Geschöpfe, von denen manches Mädchen sicher auch gut trainiert war, die Sinne ihres Herrn anzuregen. Zahlreiche gooreanische Städte waren vertreten — ein blondes Mädchen aus Thentis; ein dunkelhäutiges Wesen aus der

Wüstenstadt Tor, ihr schwarzes Haar fiel bis zu den Knöcheln herab; Mädchen aus den schlimmen Straßen Port Kars im Voskdelta; sogar Mädchen aus den hohen Zylindern Ars; ihre Geschichte stand auf ihren Halsbändern geschrieben. Ich fragte mich, wie viele von Geburt an Sklavinnen gewesen waren.

Als ich so vor jeder Schönheit stehenblieb und ihrem Blick begegnete und ihre Worte hörte: »Kaufe mich, Herr«, fragte ich mich, warum ich eigentlich nicht dieses Mädchen kaufen sollte, warum ich nicht sie befreien sollte anstelle des anderen Mädchens. Waren diese großartigen Geschöpfe denn weniger wert als sie?

»Nein«, sagte ich zu Targo. »Von diesen kaufe ich keine.«

Zu meiner Überraschung lief ein enttäuschtes Aufseufzen die Kette entlang. Zwei Mädchen, das aus Tor und eines der Mädchen aus Ar, weinten sogar und bargen die Gesichter in den Händen. Ich wünschte, ich hätte auf die Parade verzichtet.

Aus der Rückschau ist mir nun klar, daß die Kette für ein Mädchen ein Ort der Einsamkeit ist, ein Ort der Kälte und Ungewißheit. Die Arme eines Herrn waren auf jeden Fall besser als der kahle Stahl des Knöchelrings.

Als sie sagten: »Kaufe mich, Herr«, war das nicht nur ein ritueller Satz. Sie hatten wirklich verkauft werden wollen — an mich, an jeden, der sie von der verhaßten Kette Targos befreite.

Targo schien erleichtert zu sein. Er ergriff meinen Ellenbogen und führte mich zu dem Baum zurück, vor dem noch immer das blonde Mädchen kniete.

Als ich sie anschaute, fragte ich mich wieder, warum meine Wahl ausgerechnet auf sie gefallen war. Warum nahm ich nicht eine andere? Warum war es mir nicht gleichgültig, daß dieses Mädchen das zarte Halsband trug? Wahrscheinlich lehnte ich mich überhaupt gegen die Einrichtung der Sklaverei auf und gegen die Tatsache, daß sich nichts ändern würde, wenn ich aus einem unsinnigen Mitleid heraus dieses eine Mädchen befreite. Sie konnte natürlich nicht mit ins Sardargebirge kommen, und sobald ich sie freiließ, würde sie wieder eingefangen oder den wilden Tieren zum Opfer fallen.

»Ich habe beschlossen, sie doch nicht zu kaufen«, sagte ich.

Das Mädchen hob den Kopf und sah mich an. Sie versuchte zu lächeln.

Die Worte kamen leise, aber klar und deutlich: »Kaufe mich, Herr.«

»Ei!« rief der Einäugige, und sogar Targo schaute mich verblüfft an.

Es war das erstemal, daß das Mädchen diesen Satz sagte.

Ich sah sie an und bemerkte, daß sie wirklich schön war, doch

am meisten fiel mir das Flehen in ihren Augen auf. Und unter diesem Blick löste sich meine Vernunftentscheidung zu einem Nichts auf, und ich gab meinem Gefühl nach, wie ich es in der Vergangenheit schon mehrfach getan hatte.

»Nimm die Scheide«, sagte ich zu Targo. »Ich kaufe sie.«

»Und den Helm!« sagte Targo.

»Einverstanden«, erwiderte ich.

Er ergriff die Scheide, und die Freude, mit der seine dicken Finger sie umfaßten, verriet mir, daß ich seiner Meinung nach gehörig übervorteilt worden war. Im letzten Augenblick fiel es ihm wieder ein, und er riß mir auch den Helm aus der Hand. Er und ich wußten, daß er fast völlig wertlos war. Ich lächelte leise. In solchen Dingen war ich wohl nicht sehr talentiert. Aber wenn ich den wahren Wert der Edelsteine gekannt hatte ...?

Das Mädchen sah mich an und versuchte an meinen Augen abzulesen, was aus ihr werden würde. Ihr Schicksal lag nun in meiner Hand, ich war ihr Herr.

Grausam sind die Sitten auf Gor, dachte ich, wenn sechs kleine grüne Steine, die zusammen kaum fünfzig Gramm wiegen, und ein beschädigter Helm der Preis für ein Menschenleben sind.

Targo und sein Helfer waren zu den Zelten gegangen, um die Schlüssel für die Kette des Mädchens zu holen.

»Wie heißt du?« fragte ich.

»Eine Sklavin hat keinen Namen«, erwiderte sie. »Du magst mir einen geben, wenn du es wünschst.«

Auf Gor hat ein Sklave tatsächlich keinen Namen, da er nach dem Gesetz keine Person ist. Vom Gesichtspunkt des Goreaners aus gehörte es zu den schlimmen Dingen an der Sklaverei, daß der gefangene Sklave seinen Namen verliert. Ein Name, den er seit Geburt getragen hat, mit dem er sich selbst identifiziert hat, der zu einem Teil seiner Person geworden ist — dieser Name ist plötzlich verschwunden.

»Du bist keine geborene Sklavin«, sagte ich.

Sie lächelte mich an und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie.

»Ich bin es zufrieden«, sagte ich, »dich bei dem Namen zu nennen, den du als freie Frau getragen hast.«

»Du bist freundlich«, sagte sie.

»Wie hast du geheißen?« fragte ich.

»Lara.«

»Lara?«

»Ja, Krieger«, sagte sie. »Erkennst du mich denn nicht? Ich war Tatrix von Tharna.«

Als das Mädchen losgekettet war, hob ich sie hoch und trug sie zu einem der runden Zelte, das man mir zugewiesen hatte.

Dort sollten wir warten, bis der Sklavenkragen graviert worden war.

Das Zelt war mit dicken bunten Teppichen ausgelegt und mit zahlreichen Seidenvorhängen geschmückt. Das Licht spendete eine

Tharlarionlampe, die an drei Ketten hing. Kissen lagen herum.

Sanft setzte ich das Mädchen ab, das sich langsam umsah.

»Du wirst mich jetzt unterwerfen, nicht wahr?«

»Nein«, sagte ich.

Sie kniete vor mir nieder und legte die Stirn auf den Teppich.

»Schlag mich«, sagte sie.

Ich hob sie hoch.

»Hast du mich nicht gekauft, um mich zu vernichten?« fragte sie verwundert.

»Nein«, sagte ich. »Hast du deshalb zu mir gesagt: »Kaufe mich, Herr ?«

»Ich glaube schon«, erwiderte sie. »Ich hoffte wohl, daß du mich umbringen würdest. Aber ich bin mir nicht sicher.«

»Warum wolltest du sterben?«

»Ich war Tatrix von Tharna«, sagte sie und senkte den Blick, »und ich möchte nicht als Sklavin weiterleben.«

»Ich werde dich nicht töten«, sagte ich.

»Gib mir dein Schwert, Krieger«, sagte sie, »und ich stürze mich hinein.«

»Nein.«

»Ja, ein Krieger hat nicht gern das Blut einer Frau an seinem Schwert.«

»Du bist jung, schön und voller Leben. Schlag dir die Städte des Staubes aus dem Kopf.«

Sie lachte bitter auf.

»Warum hast du mich gekauft?« fragte sie. »Du wolltest doch sicher deine Rachegelüste befriedigen! Hast du vergessen, daß ich dich unter ein Joch gezwungen habe, daß ich dich auspeitschen und schließlich in die Arena schicken ließ? Daß ich es war, die dich verriet und in die Bergwerke Tharnas schickte?«

»Nein«, sagte ich kurz, »ich habe das nicht vergessen.«

»Ich auch nicht«, sagte sie stolz. Es war klar, daß sie nichts von mir erwartete und mich um nichts bitten würde — nicht einmal um ihr Leben.

Sie musterte mich furchtlos — doch war sie hilflos und mir völlig ausgeliefert. Es war ihr wichtig, eines guten Todes zu sterben, und ich bewunderte sie dafür und fand sie in ihrer Hilflosigkeit unwiderstehlich. Ihre Unterlippe zitterte, und sie versuchte sie mit einer unmerklichen Bewegung unter Kontrolle zu bringen. Ein winziger Blutstropfen stand auf ihrer Lippe. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, daß ich das Blut am liebsten mit meiner Zunge abgeküßt hätte.

Ich sagte nur: »Ich möchte dir kein Leid tun.«

Sie starrte mich verständnislos an.

»Warum hast du mich gekauft?« fragte sie.

»Ich habe dich gekauft, um dich freizulassen«, sagte ich.

»Aber du wußtest doch nicht, daß ich die Tatrix von Tharna war«, sagte sie spöttisch.

»Nein«, erwiderte ich.

»Aber jetzt weißt du es — und was tust du mit mir?«

Ich lachte. »Du hast mir viel zum Nachdenken gegeben«, sagte ich.

»Was geschieht mit mir?«

»Ich gebe dich frei.«

Sie trat ungläubig zurück. In ihren blauen Augen stand die Verwunderung, und plötzlich erschienen Tränen darin. Ihre Schultern begannen zu zucken.

Ich legte die Arme um ihre schmalen Schultern, und zu meinem Erstaunen legte dieses Mädchen, das die goldene Maske Tharnas getragen hatte, das Tatrix dieser düsteren Stadt gewesen war, den Kopf an meine Brust und begann zu weinen.

»Nein«, sagte sie, »ich bin es nicht wert, mehr als eine Sklavin zu sein.«

»Das stimmt nicht«, sagte ich. »Denk daran, einmal hast du den Befehl gegeben, mich nicht zu schlagen. Einmal sagtest du auch, es wäre nicht leicht, die Erste Frau Tharnas zu sein. Denk daran, daß du dir einmal eine Wiese voller Talenderblumen anschaust und ich zu dumm und närrisch war, um mit dir zu sprechen.«

Sie stand in meinen Armen, und ihre tränenerfüllten Augen sahen mich an. »Warum hast du mich nach Tharna zurückgebracht?« fragte sie.

»Um dich gegen meine Freunde auszutauschen«, sagte ich.

»Und das Silber und die Edelsteine Tharnas haben dich nicht interessiert?«

»Nein.«

Sie trat zurück. »Bin ich nicht schön?«

Ich sah sie an.

»Du bist sehr schön«, sagte ich, »so schön sogar, daß tausend Krieger ihr Leben lassen würden, um einmal dein Gesicht zu sehen, so schön, daß deinetwegen hundert Städte in Schutt und Asche fallen konnten.«

»Würde ich einem — einem Tier gefallen?« wollte sie wissen.

»Es wäre ein großer Sieg für einen Mann, dich an seiner Kette zu haben.«

»Und doch wolltest du mich nicht behalten! Du hast mir gedroht, mich auf dem Sklavenmarkt von Ar zu verkaufen.«

Ich schwieg.

»Warum wolltest du mich nicht behalten?«

Es war eine kühne Frage für dieses Mädchen, das einmal Tatrix von Tharna war. »Meine Liebe gehört Talena, der Tochter Marlenus, der einmal Ubar Ars gewesen ist.«

»Ein Mann kann viele Sklavenmädchen haben«, sagte sie hochmütig.

»Gewiß tragen in deinem Sklavengarten — wo immer der sein mag — viele Mädchen deinen Kragen.«

»Nein.«

»Du bist ein seltsamer Krieger ...«

Ich zuckte die Achseln.

Sie richtete sich vor mir auf. »Willst du mich nicht?«

»Dich zu sehen, heißt, dich zu wollen«, sagte ich.

»Dann nimm mich! Ich bin dein.«

Ich blickte zu Boden und suchte nach den passenden Worten.

»Ich verstehe dich nicht«, sagte ich.

»Tiere sind Narren!« rief sie aus.

Nach diesem unglaublichen Ausbruch trat sie an die Zeltbahn, klammerte sich an einen Vorhang und barg ihr Gesicht in den Falten.

Schließlich wandte sie sich um. In ihren Augen standen Tränen.

Ärgerlich sagte sie: »Du hast mich nach Tharna zurückgebracht.« »Um

der Liebe meiner Freunde willen«, sagte ich. »Und wegen der Ehre!«

»Vielleicht auch wegen der Ehre!« »Ich hasse deine Ehre!«

»Manche Dinge sind eben doch starker als die Schönheit einer Frau.«

»Ich hasse dich!«

»Das tut mir leid.«

Lara lachte traurig auf und setzte sich, legte den Kopf auf die Knie. »Ich hasse dich gar nicht.«

»Ich weiß.«

»Aber ich habe ... ich habe dich gehaßt. Als Tatrix von Tharna haßte ich dich — sehr sogar.«

Ich antwortete nicht. Ich wußte, daß sie die Wahrheit sprach. Ich hatte das heftige Gefühl gespürt, mit dem sie sich gegen mich aufgelehnt hatte.

»Weißt du, Krieger, warum ich dich gehaßt habe?«

»Nein«, sagte ich.

»Weil ich dich wiedererkannte, als ich dich zum erstenmal sah — ich hatte dich in tausend verbotenen Träumen schon gesehen.« Sie schaute mich an. »In diesen Träumen war ich die stolze Tatrix meiner Stadt, umgeben von meinem Rat und meinen Kriegern. Und plötzlich kam ein gewaltiger Tarn durch die Decke herabgestiegen, die wie Glas zerbrach, ein riesiger Tarn mit einem behelmten Krieger. Er löste meinen Rat auf, zerschlug meine Armeen und entführte mich im Sattel seines Tarn in seine Stadt, wo ich — die stolze Tatrix von Tharna — sein Brandzeichen und seinen Kragen tragen mußte.«

»Du darfst diese Träume nicht fürchten«, sagte ich.

»Und in seiner Stadt«, fuhr das Mädchen mit leuchtenden Augen fort, »legte er mir Glöckchen um die Knöchel und kleidete mich in Tanzseide. Mir blieb gar nichts anderes übrig, ich mußte ihm gehorchen. Und wenn ich nicht mehr tanzen konnte, nahm er mich in die Arme und zwang mich, wie ein Tier seinem Vergnügen zu dienen.«

»Ein grausamer Traum«, sagte ich.

Sie lachte, und auf ihrem Gesicht leuchtete die Scham. »Nein«, sagte sie, »der Traum war gar nicht grausam.«

»Ich verstehe nicht.«

»In seinen Armen lernte ich etwas, das Tharna uns nicht lehren konnte. In seinen Armen lernte ich es, an der heißen Flamme seiner Leidenschaft teilzunehmen. In seinen Armen lernte ich Berge und Blumen kennen und hörte den Schrei wilder Tarns und spürte die Klauenberührung eines wilden Larls. Zum erstenmal in meinem Leben kamen meine Sinne zu ihrem Recht — zum erstenmal spürte ich die Bewegung der Kleidung an meinem Körper, zum erstenmal sah ich, wie sich ein Auge öffnet, spürte, wie sich die Berührung einer Hand wirklich anfühlt — und da wußte ich, daß ich nicht mehr oder weniger war als dieser Mann oder jedes andere lebendige Wesen auf dieser Welt, und ich liebte ihn!«

Ich schwieg.

»Ich hätte seinen Kragen nicht um alles Gold und Silber Tharnas aufgegeben, nicht um alle Steine ihrer grauen Mauern!«

»Aber du warst doch gar nicht frei in deinem Traum«, sagte ich.

»War ich denn frei in Tharna?«

Ich starrte auf das verschlungene Teppichmuster und schwieg.

»Natürlich«, fuhr sie fort, »unterdrückte ich als eine Frau, die die Maske Tharnas trug, diesen Traum. Ich haßte ihn. Er entsetzte mich. Er besagte, daß sogar ich, die Tatrix der Stadt, die unwürdige Natur eines Tieres hatte.« Sie lächelte. »Als ich dich dann sah, glaubte ich, in dir den Krieger meines Traums wiederzuerkennen. Also haßte ich dich und wollte dich vernichten, weil du mich und meine Stellung bedrohtest, und während ich dich haßte, fürchtete ich dich auch — und ich sehnte mich nach dir.«

Ich blickte überrascht auf.

»Ja«, sagte sie, »ich sehnte mich nach dir.« Sie senkte den Kopf, und ihre Stimme war so leise, daß ich sie kaum noch verstehen konnte.

»Obwohl ich Tatrix von Tharna war, wollte ich dir zu Füßen liegen, wollte ich mit gelben Schnüren auf rotem Teppich gebunden werden.«

Ich erinnerte mich daran, daß sie im Ratssaal Tharnas schon einmal von gelben Schnüren gesprochen hatte.

»Was hat es mit dem Teppich und den gelben Schnüren auf sich?«

»In den alten Zeiten waren die Verhältnisse noch anders in Tharna.«

Im Zelt des Sklavenhändlers berichtete mir Lara nun aus der seltsamen Geschichte ihrer Stadt. Zu Anfang hatte sich Tharna kaum von anderen goreanischen Städten unterschieden, in denen Frauen keinerlei Vorrangstellung und schon gar keine Rechte genossen. Damals waren die Riten der Unterwerfung praktiziert worden, bei denen die Gefangene mit gelben Schnüren gefesselt und auf einen roten Teppich gelegt wurde. Die gelbe Farbe der Schnüre war ein Symbol für die Talenderblume, die oft mit weiblicher Liebe und Schönheit gleichgesetzt wurde, und das Rot des Teppichs entsprach wohl der Farbe des Blutes, ein Symbol für die Leidenschaft.

Der Sieger über das Mädchen legte ihr das Schwert auf die Brust und sprach den vorgeschriebenen Versklavungsspruch — die letzten Worte, die das Mädchen als freie Frau hören würde.

Wenn der Sieger das Mädchen schließlich freigab und den Ritus vollendete, wenn sie dann aufstand und ihm folgte, war sie in seinen und ihren Augen eine Sklavin.

Mit der Zeit gerieten diese grausamen Riten in Vergessenheit, und die Frauen Tharnas gewannen an Bedeutung, wurden Vernünftiger und menschlicher behandelt. Durch ihre Liebe und Zärtlichkeit lehrten sie ihre Herren, daß auch sie des Respekts und der Zuneigung wert waren. Und je mehr die Sklavinnen ihren Herren am Herzen lagen, desto geringer wurde der Wunsch, sie zu demütigen, denn nur wenige Männer vermögen eine Frau zu erniedrigen für die sie echte Gefühle empfinden. Und als sich der Status der Frauen verbesserte und weniger klar definiert war, begannen sich auch die feinen Spannungen der Beherrschung und Unterwerfung, die in der tierischen Welt vom Instinkt beherrscht werden, zu ändern.

Das Gleichgewicht der gegenseitigen Wertschätzung ist stets sehr empfindlich, und es ist statistisch unmöglich, daß es sich in einer ganzen Bevölkerung lange halt. Entsprechend begannen die tharnaischen Frauen — vielleicht zunächst unbewußt — die Gelegenheit zu nutzen, die ihnen durch die Kindererziehung und durch die Liebe geboten wurde, und im Laufe der Generationen vermochten sie ihre Stellung sehr zu verbessern — wobei sie sich aller Mittel bedienten.

Mit der Zeit gewannen die spezifischen Fähigkeiten, die die Natur der Frau mitgegeben hat, die Talente des Mannes zu überwiegen — bewirkt durch die Erziehung der Jugend und die Kontrolle über die Bildung. Und so wie es in unserer Welt möglich ist, eine ganze Bevölkerung zu Dingen zu erziehen, die für andere Völker völlig undenkbar und absurd sind, festigte sich bei den Männern und Frauen Tharnas nach und nach der Glaube an die Überlegenheit der Frau — der Weg zu ihrer Herrschaft war eingeschlagen. So geschah es, daß den Frauen von Tharna am Ende der Entwicklung die unangefochtene Führung zufallen konnte. Obwohl diese Situation einige Generationen hindurch sozial vertretbar erscheint, ist sie auf lange Sicht nicht gerade förderlich für das menschliche Glück. Auch ist nicht klar, ob ihr die Männerherrschaft in den meisten übrigen goreanischen Städten vorzuziehen ist, die sicherlich auch ihre negativen Seiten hat. In einer Stadt wie Tharna werden die Männer, die sich von ihrer Erziehung her als Tiere und minderwertige Lebewesen verstehen, kaum den nötigen Selbstrespekt entwickeln, der die volle Männlichkeit fordert. Aber was noch seltsamer ist — auch die Frauen scheinen mit dem System nicht ganz zufrieden zu sein. Obwohl sie die Männer verachten und sich gegenseitig wegen ihres höheren Ranges beglückwünschen,

will es mir scheinen, daß sie auch wenig Respekt vor sich selbst haben. Im Haß auf ihre Männer hassen sie sich selbst.

Ich habe mich manchmal gefragt, ob nicht ein Mann, wenn er wirklich ein Mann sein will, eine Frau zähmen muß, und ob nicht eine Frau, um Frau zu sein, eben dieses Schicksal erleiden sollte, Ich habe mich auch gefragt, wie lange die Naturgesetze, so es solche gibt, in Tharna noch auf den Kopf gestellt werden können. Ich habe den Wunsch der tharnaischen Männer gespürt, den Frauen die Maske abzunehmen, und habe geahnt, daß die Frauen eben dies erhofften. Sollte es in Tharna jemals zu einer Revolution kommen, könnte ich mit seinen Frauen nur Mitleid haben, denn sie würden — zumindest am Anfang — das Opfer einer generationenlang aufgestauten Frustration sein. Wenn das Pendel in Tharna wieder in Bewegung geriet, würde es weit ausschlagen, vielleicht sogar zurück zum roten Teppich und den gelben Schnüren. Vor dem Zelt dröhnte Targos Stimme.

Zu meiner Überraschung fiel Lara auf die Knie, spreizte sie zur Stellung der Vergnügungssklavin und senkte gehorsam den Kopf. Targo platzte in das Zelt. Im Arm trug er ein kleines Bündel. Anerkennend musterte er das Mädchen.

»Sehr gut, Herr«, sagte er. »Es will mir scheinen, sie lernt sehr schnell von dir.« Er blinzelte mich an. »Ich habe meine Unterlagen berichtigt. Sie gehört dir.« Er drückte mir das Bündel in die Hand. Es war ein zusammengefaltetes Sklavenkleid und ein Halskragen. »Als kleine Aufmerksamkeit für einen guten Kunden«, sagte Targo. »Keine Extraberechnung.«

Ich lächelte. Die meisten Sklavenhändler hatten weit mehr getan. Ich sah, daß Targo mir sogar ein Sklavenkleid überließ, das schon getragen worden war.

Nun griff er in den Beutel, den er an seinem Gürtel trug, und streckte mir zwei gelbe Schnüre hin, die etwa je fünfzig Zentimeter lang waren. »An deinem Helm habe ich erkannt«, sagte er, »daß du aus Tharna bist.«

»Nein«, sagte ich, »das stimmt nicht.«

»Na ja«, sagte Targo, »wie soll man das auch wissen?« Er warf die Schnüre neben dem Mädchen auf den Teppich.

»Ich habe keine Sklavenpeitschen mehr«, sagte er achselzuckend.

»Aber es müßte auch mit dem Schwertgürtel gehen.«

»Das bezweifle ich nicht«, sagte ich und reichte ihm den Umhang und den Kragen zurück.

»Bring ihr die Kleidung einer freien Frau«, sagte ich. Targo riß den Mund auf.

». . . einer freien Frau«, wiederholte ich.

Targo kniff die Augen zusammen und sah sich um. Er schien nach den Spuren eines Kampfes zu suchen. Ich ergriff seinen Ellenbogen.

»Bist du sicher?« fragte er.

Ich lachte und drehte ihn herum. Mit einer Hand ergriff ich ihn am Kragen seiner Robe, mit der anderen ein Stück weiter unten, und schob ihn auf den Zeltausgang zu.

Dort gewann er mit fliegenden Ohrringen sein Gleichgewicht zurück und starrte mich an, als habe ich den Verstand verloren.

»Vielleicht macht der Herr einen Fehler?« fragte er.

»Vielleicht«, sagte ich.

»Wo, meinst du, soll ein legitimer Sklavenhändler wie ich wohl die Kleidung einer freien Frau hernehmen?«

Ich lachte, und Targo lächelte und ging.

Ich fragte mich, wie viele freie Frauen schon gefesselt zu seinen Füßen gelegen hatten, um taxiert und gekauft zu werden, wie viele freie Frauen in seinem Lager ihre kostbare Kleidung gegen ein Sklavenkleid und einen Knöchelring an seiner Kette ausgetauscht hatten.

Wenige Minuten später kam Targo wieder in das Zelt. Er trug ein riesiges Kleiderbündel im Arm. Schweratmend warf er es auf den Teppich. »Such dir etwas aus, Herr«, sagte er und verschwand kopfschüttelnd.

Ich lächelte und sah Lara an.

Das Mädchen war aufgestanden.

Zu meiner Überraschung trat sie zum Zelteingang, schloß die Klappe und knotete sie von innen zu.

Dann wandte sie sich um. Sie schien kaum noch zu atmen.

Im Schein der Lampe, vor den kostbaren Zeltvorhängen sah sie sehr schön aus.

Langsam nahm sie die beiden gelben Schnüre auf, hielt sie in den Händen und kniete in der Stellung einer Vergnügungssklavin vor mir nieder.

»Ich werde dich befreien«, sagte ich.

Unterwürfig hielt sie mir die Schnüre hin, und ihre Augen glitzerten im Lampenschein, schienen zu locken, zu fordern.

»Ich bin nicht aus Tharna«, sagte ich.

»Aber ich.«

Ich sah, daß sie auf einem roten Teppich kniete.

»Ich will dich freigeben«, sagte ich.

»Noch bin ich nicht frei«, sagte sie.

Ich schwieg.

»Bitte ... Herr.«

Und dann nahm ich die Schnüre aus ihren Händen entgegen — und nach den alten Riten ihrer Stadt wurde Lara, einst die stolze Tatrix von Tharna, mein Sklavenmädchen — und eine freie Frau.

-23-

Vor dem Lager Targos stiegen Lara und ich auf einen kleinen Hügel und sahen uns um. Vor mir erblickte ich in einigen Pasang Entfernung die Pavillons und Zelte des En'Kara-Marktes und dahinter die hochaufragenden Felszacken des Sardargebirges, düster, schwarz, drohend. Hinter den bunten Lichtern des Marktes machte ich den Holzzaun aus, aus angespitzten Pfählen errichtet, der den Markt von den Bergen trennt.

Männer, die in die Berge vordringen wollten, Männer, die des Lebens überdrüssig waren, junge Idealisten, die dem Geheimnis der Unsterblichkeit auf die Spur kommen wollten, das in den Tälern des Gebirges verborgen liegen sollte — sie alle benutzten das Tor am Ende der Hauptstraße des Marktes, ein Doppeltor aus schwarzen Balken an gewaltigen Holzscharnieren, ein Tor, das auf seiner Mitte herumschwang und den Blick auf das düstere Sardargebirge freigab.

Lara stand neben mir. Sie trug die Kleidung einer freien Frau, allerdings nicht das Gewand der Verhüllung. Sie hatte eines der schönen goreanischen Kleider verkürzt und enger gemacht, so daß der Rock über ihren Knien endete; außerdem hatte sie die Ärmel abgeschnitten, die nun nur noch bis zu den Ellenbogen reichten. Das Kleid war hellgelb, und sie hielt es mit einem roten Gürtel zu-sammen. Ihre Füße steckten in einfachen roten Ledersandalen. Um ihre Schultern trug sie auf meine Anregung einen schweren Wollumhang. Er war rot. Ich hatte gemeint, daß ihr die Wärme vielleicht willkommen sei. Sie hatte mehr daran gedacht, daß die Wolle gut zu ihrem Gürtel paßte. Ich lächelte. Sie war frei.

Und ich freute mich, daß sie offenbar glücklich war. Sie hatte das übliche Gewand der Verhüllung abgelegt. Sie behauptete, in diesem Aufzug werde sie ein zu großes Hemmnis für mich sein. Ich hatte dem nicht widersprochen, denn es stimmte. Während ich ihr blondes Haar betrachtete, das im Winde flatterte,

während ich ihr fröhliches Gesicht musterte, ihre Schönheit in mich aufnahm, war ich froh, daß sie auf die traditionelle Kleidung verzichtet hatte.

Doch trotz meiner Bewunderung für das Mädchen und die Wandlung, die mit ihm vorgegangen war — von der kühlen Tatrix zur erniedrigten Sklavin zu dem herrlichen Geschöpf, das nun neben mir stand —, weilten meine Gedanken längst im Sardargebirge, denn mich quälte der Gedanke, daß ich meine Verabredung mit den Priesterkönigen noch nicht eingehalten hatte.

Ich lauschte auf den herüberhallenden, dumpfen Ton der Torglocke.

»Da ist jemand in die Berge gegangen«, sagte Lara.

»Ja.«

»Er wird umkommen.«

Ich nickte.

Ich hatte ihr von meinen Planen erzählt, hatte ihr gesagt, daß ich in die Berge ziehen und dort mein Schicksal suchen wollte. Sie hatte einfach gesagt: »Ich begleite dich!«

Sie wußte ebenso gut wie ich, daß aus diesen Bergen niemand zurückkehrte. Besser noch als ich kannte sie die angsteinflößende Macht der Priesterkönige.

Und doch wollte sie mich begleiten.

»Du bist frei«, hatte ich gesagt.

»Als ich deine Sklavin war«, hatte sie geantwortet, »hättest du mir befehlen können, dir zu folgen. Nachdem ich nun frei bin, werde ich dich aus freier Entscheidung begleiten.«

Ich musterte das Mädchen. Stolz stand sie neben mir. Ich sah, daß sie eine Talenderblüte gepflückt und sich ins Haar gesteckt hatte.

Ich schüttelte den Kopf.

Obwohl mich mein Wille in das Sardargebirge schickte, obwohl die Berge der Priesterkönige auf mich warteten, konnte ich diese Reise noch nicht antreten. Es war undenkbar, daß ich das Mädchen mit in die Berge nahm, daß sie das Schicksal teilte, das mir drohte, daß ich ihr junges Leben opferte, sie, die erst vor kurzem die Freuden der Sinne kennengelernt hatte.

Was konnte ich gegen sie ins Spiel bringen — meine Ehre, meinen Rachedurst, meine Neugier, meine Frustration, meine Wut?

Ich legte den Arm um sie und führte sie davon.

Sie sah mich fragend an.

»Die Priesterkönige müssen warten«, sagte ich.

»Was hast du vor?«

»Ich werde dich zurück auf den tharnaischen Thron begleiten.«

Sie fuhr zusammen, und in ihren Augen standen Tränen.

Ich zog sie an mich und küsste sie zärtlich.

Sie schaute mich groß an.

»Ja«, sagte ich, »das ist mein Wunsch.«

Sie legte den Kopf an meine Schulter.

»Schöne Lara«, sagte ich, »vergib mir. Ich kann dich nicht mitnehmen.

Ich kann dich auch nicht hier zurücklassen. Du würdest entweder von wilden Tieren angefallen oder wieder in die Sklaverei entführt.«

»Mußt du mich denn nach Tharna bringen?« fragte sie. »Ich hasse Tharna!«

»Ich habe keine Stadt, in der ich dich unterbringen könnte«, sagte ich.

»Und ich glaube, das du Tharna zu einer Stadt machen könntest, die du nicht mehr zu hassen brauchst.«

»Was soll ich tun?« fragte sie.

»Das mußt du selbst entscheiden.«

Ich küsste sie.

Ich nahm ihren Kopf in die Hände und schaute in ihre Augen.

»Ja«, sagte ich stolz, »du wirst es schaffen.«

Ich wischte ihr die Tränen aus den Augen.

»Keine Tränen mehr — denn du bist die Tatrix von Tharna.«

Sie blickte auf und lächelte mich traurig an. »Natürlich darf es keine Tränen mehr geben, Krieger — denn ich bin die Tatrix von Tharna, und eine Tatrix weint nicht.«

Sie zog die Talenderblüte aus ihrem Haar.

»Ich liebe dich«, sagte sie.

»Es ist nicht leicht, die Erste Frau Tharnas zu sein«, sagte ich und führte sie den Hügel hinab, vom Sardargebirge fort.

Das Feuer, das sich in den Bergwerken Tharnas entzündet hatte, war noch nicht wieder gelöscht worden. Die Revolte der Sklaven hatte sich bis in die großen Anbaugelände fortgepflanzt. Die Sklaven hatten sich der Fesseln entledigt und zu den Waffen gegriffen. Wütende Männer, mit allen möglichen Waffen versehen, durchstreiften das Land, gingen Tharnas Soldaten aus dem Wege und raubten Kornspeicher aus, zündeten Gebäude an und befreiten weitere Sklaven. Von Hof zu Hof drang die Rebellion vor, und die Lieferungen aus den Anbaugeländen in die Stadt wurden immer spärlicher und hörten schließlich ganz auf. Was die Sklaven nicht selbst verbrauchen oder verstecken konnten, wurde abgemäht oder verbrannt.

Kaum zwei Stunden von dem Hügel entfernt, auf dem ich den Entschluß faßte, Lara wieder in ihre Stadt zu bringen, hatte uns der Tarn gefunden, wie ich gehofft hatte. Wie bei der Verhandlungssäule hatte sich der Vogel in der Gegend herumgetrieben und sah nun seine Geduld belohnt. Er landete fünfzig Meter von uns entfernt, und wir rannten zu ihm, Lara folgte mir in einigem Abstand; sie hatte noch immer Angst vor dem Tier. Ich freute mich so sehr, daß ich dem schwarzen Ungeheuer die Arme um den Hals warf.

Seine runden, blitzenden Augen musterten mich, die gewaltigen Flügel wurden geschüttelt, der Schnabel hob sich in den Himmel, und der schrille Tarnschrei ertönte.

Lara fuhr entsetzt zurück, als das Riesentier mit dem Schnabel nach mir schnappte.

Ich bewegte mich nicht, und die scharfen Hornkanten schlossen sich liebevoll um meinen Arm. Mit einer einzigen Kopfbewegung hatte er mir das Glied vom Körper reißen können, doch so hatte seine Geste fast etwas Zärtliches. Ich klatschte ihm auf den Schnabel, hob Lara auf seinen breiten Rücken und sprang hinter ihr auf.

Wieder durchfuhr mich die unbeschreibliche Erregung, die diesmal auch von Lara geteilt wurde, wie ich hoffte. »Erster Zügel!« rief ich, und wieder einmal stieg der mächtige Tarn in die Lüfte.

Während des Fluges sahen wir zahlreiche verkohlte Sa-Tarna-Felder unter uns. Der Schatten des Tarn glitt über ausgebrannte Gebäude, über eingestürzte Ställe hin, aus denen das Vieh entführt worden war, über Obstgarten, die abgeholzt waren. Die Bäume lagen kreuz und quer durcheinander; Blätter und Früchte waren braun und verschrumpelt. Auf dem Rücken des Tarn begann Lara zu weinen, als sie die Verwüstung sah, die ihr Land hatte hinnehmen müssen.

»Es ist grausam«, sagte sie.

»Das bisherige Leben der Sklaven war ebenfalls grausam«, sagte ich, und sie schwieg.

Die tharnaische Armee schlug hier und dort zu, räucherte angebliche Verstecke der Sklaven aus, doch es geschah sehr- selten, daß sie tatsächlich etwas fand. Allenfalls unbrauchbare Gegenstände und die Asche von Lagerfeuern. Die Sklaven, die durch andere Sklaven oder verarmte Bauern vor dem Truppenanmarsch gewarnt wurden, zogen rechtzeitig weiter und schlugen erst wieder zu, wenn sie sich neu gesammelt hatten und die Luft rein war.

Die Feldzüge der Tarnkämpfer waren erfolgreicher, doch im Großen und ganzen rückten die Sklavenhorden, die fast schon die

Größenordnung von Regimentern erreichten, nur während der Nacht weiter und hielten sich tagsüber versteckt. Mit der Zeit wurde es auch für die kleinen Kavallerieabteilungen Tharnas gefährlich, sie anzugreifen, sich dem Sturm der Pfeile und Lanzen auszusetzen, der sich sofort vom Boden löste.

Oft kam es sogar zu Hinterhalten, wenn sich kleine Gruppen von Sklaven in die felsigen Pässe rings um Tharna verfolgen ließen und ihre Verfolger dann von versteckten Gruppen angegriffen und vernichtet wurden; manchmal stießen Tarnkämpfer herab, um einen Sklaven gefangenzunehmen, und wurden von unzähligen Pfeilen anderer Männer empfangen, die in Verstecken gewartet hatten.

Vielleicht hätten sich die undisziplinierten, doch mutigen Sklavenhorden mit der Zeit auseinandertreiben lassen, wenn die Revolution, die in den Bergwerken begonnen hatte und sich auf die Großen Anbaugelände ausgedehnt hatte, nun nicht auch in der Stadt selbst gewütet hätte. Nicht nur die Sklaven der Stadt pflanzten das Banner des Widerstandes auf, auch Männer aus niedriger Kaste, deren Brüder oder Freunde in die Bergwerke oder zu den Schauspielen geschickt worden waren, wagten es nun, ihre Werkzeuge zu nehmen und sich gegen Wächter und Soldaten zu erheben. Es hieß, der Aufstand in der Stadt werde von einem kurzen, kräftigen Mann mit blauen Augen und kurzgeschorenem Kopf geleitet, einem Mann aus der Kaste der Metallarbeiter.

Bestimmte Stadtteile waren niedergebrannt worden, um die Aufständischen Elemente zu vertreiben, doch dieser grausame Akt hatte nur dazu beigetragen, das sich verwirrte und Unentschlossene auf die Seite der Rebellen schlugen. Inzwischen sollten ganze Stadtgebiete in den Händen der Revolutionäre sein. Die Silbermasken Tharnas waren in die Gegenden geflohen, die noch unter dem Einfluß des Militärs standen. Viele hielten sich angeblich auch in den Mauern des königlichen Palastes auf. Das Schicksal der Frauen, die den Rebellen nicht hatten entkommen können, war unbekannt.

Am späten Nachmittag des fünften Tages erblickten wir in der Ferne die grauen Mauern Tharnas. Keine Patrouillen stellten sich uns in den Weg. Wir sahen zwar hier und dort Tarnkämpfer zwischen den Gebäuden, doch niemand versuchte uns aufzuhalten.

An mehreren Stellen standen Rauchsäule über der Stadt und gingen langsam im Blau des Himmels auf.

Das Haupttor Tharnas hing schräg in den Angeln, und winzige Gestalten hasteten hin und her. Es schien keinerlei Handelsverkehr

zu herrschen. Außerhalb der Mauern waren mehrere kleine Gebäude bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Ober dem Haupttor waren die Buchstaben >Sa'ng-Fori< an die Mauer gemalt, was wörtlich >ohne Ketten< bedeutet.

Wir ließen den Tarn in der Nähe des Tores auf der Mauer landen. Ich gab dem Vogel zu fressen. Es gab keinen Tarnkäfig in der Nähe, in dem ich ihn hätte unterstellen Können, doch ich hätte ihn den Tarnzüchtern der Stadt auch ungern überlassen. Keiner wußte, wer zu den Rebellen zählte und wer nicht. Vielleicht wollte ich überhaupt, daß der Vogel frei wäre, falls sich meine Hoffnungen nicht erfüllten, falls Lara und ich in einer der Gassen Tharnas umkommen sollten.

Auf der Mauerkrone lag ein Wächter, der sich schwach bewegte. Er stieß einen leisen Schmerzensschrei aus. Offensichtlich war er nach einem Kampf für tot gehalten worden und kam nun langsam wieder zu Bewußtsein. Seine graue Tunika mit dem roten Kastenstreifen war blutverschmiert. Ich öffnete seinen Helmriemen und zog ihm vorsichtig den Helm vom Kopf.

An einer Seite war der Helm aufgesprungen, Vielleicht durch einen Axthieb. Die Helmgurte, die Lederfütterung und das blonde Haar des Soldaten waren voller Blut. Er war noch sehr jung.

»Bleib ruhig liegen«, sagte ich zu ihm und untersuchte seine Wunde. Der Helm hatte den Schlag abgefangen, aber die Klinge der Waffe hatte die Haut aufplatzen lassen, und die Wunde hatte sehr geblutet.

Wahrscheinlich war er durch die Wucht des Schlages ohnmächtig geworden, und das Blut hatte den Angreifer überzeugt, das hier nichts mehr zu machen war,

Mit einem Streifen Stoff von Laras Umhang verband ich die Wunde. Sie war sauber und nicht sehr breit.

»Es wird alles gut«, sagte ich.

Seine Augen musterten uns. »Seid ihr Für die Tatrix?« fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Ich habe für sie gekämpft«, sagte der Junge in meinem Arm. »Ich habe meine Pflicht getan.«

Ich erriet, daß er an dieser Pflicht keinen Spaß gehabt hatte, daß er innerlich vielleicht sogar auf der Seite der Rebellen stand, doch sein Kastenstolz hatte ihn auf seinem Posten nicht wanken lassen. Obwohl er noch jung war, kannte er schon die blinde Loyalität eines Kriegers, eine Loyalität, die ich respektierte, die sich vielleicht kaum von den Treuegefühlen unterschied, die ich selbst schon empfunden hatte. Solche Männer waren schreckliche Feinde, moch-

ten ihre Schwerter auch der verabscheuungswürdigsten Sache verschworen sein.

»Du hast nicht für deine Tatrix gekämpft«, sagte ich leise.

Der junge Krieger fuhr zusammen. »Aber doch!« rief er.

»Nein«, sagte ich. »Du hast für Dorna die Stolze gekämpft, die sich Tharnas Thron unrechtmäßig angeeignet hat — eine Betrügerin, eine Verräterin.«

Der junge Mann riß die Augen auf und starrte uns an.

»Hier«, sagte ich und deutete auf das schöne Mädchen neben mir. »Das ist Lara, die wirkliche Tatrix von Tharna.«

»Ja, mutiger Soldat«, sagte das Mädchen und legte ihre Hand auf die Stirn des Mannes, als wollte sie ihn beruhigen. »Ich bin Lara.«

Der Wächter rührte sich in meinen Armen, fiel zurück und schloß mit schmerzverzogenem Gesicht die Augen.

»Lara«, sagte er mit geschlossenen Lidern, »wurde von einem Tarnkämpfer aus der Arena der Schauspiele entführt.«

»Ich bin der Mann«, sagte ich.

Die graublauen Augen öffneten sich langsam und starrten mir lange Zeit prüfend ins Gesicht. Langsam stahl sich ein Ausdruck des Erkennens auf sein Gesicht. »Ja«, sagte er. »Ich erkenne dich!«

»Der Tarnkämpfer«, sagte Lara leise, »brachte mich zur Verhandlungssäule. Dort wurde ich von Dorna der Stolzen und ihrem Komplizen Thorn gefangengenommen und einem Sklavenhändler verkauft. Der Tarnkämpfer hat mich befreit und bringt mich nun zu meinem Volk zurück.«

»Ich habe für Dorna die Stolze gekämpft«, sagte der Junge. In seinen Augen standen Tränen. »Verzeih mir, wahre Tatrix von Tharna.« Und wäre es nicht verboten gewesen, daß er, ein Mann, eine Frau Tharnas berührte, hatte er jetzt bestimmt die Hand ausgestreckt.

Zu seiner Verblüffung nahm Lara seine Hand. »Du hast mutig gehandelt«, sagte sie. »Ich bin stolz auf dich.«

Der Junge schloß die Augen und entspannte sich in meinem Arm. Lara schaute mich angstvoll an.

»Nein«, sagte ich, »er ist nicht tot. Er ist nur jung und hat viel Blut verloren.«

»Schau!« rief das Mädchen und zeigte auf der Mauer entlang.

Sechs Gestalten mit Speeren und Schildern kamen hastig näher.

»Wächter«, sagte ich und zog meine Klinge.

Plötzlich sah ich die Bewegung der Schilde, die sich schräg zu-

rücklegten, sah, wie die rechten Arme hochkamen, wie die Speerspitzen zuckten, ohne daß die Männer innehielten. Gleich mußten die sechs Speere in unsere Richtung fliegen.

Ohne Zögern steckte ich mein Schwert wieder in den Gürtel und ergriff Lara um die Hüfte. Ich zerrte sie mit und wandte mich zur Flucht.

»Warte!« sagte sie atemlos. »Ich will mit ihnen sprechen!«

Ich nahm sie in die Arme und lief weiter.

Kaum hatten wir die steinerne Wendeltreppe erreicht, die von der Mauer hinabführte, als sechs Speerspitzen über unseren Köpfen gegen den Stein klirrten.

Als wir die Straße erreicht hatten, hielten wir uns dicht an der Mauer, um weiteren Speeren kein Ziel zu bieten. Andererseits glaubte ich nicht, daß die Männer von dort oben auf uns zielen würden; wenn sie uns nicht trafen, mußten sie von der Mauer steigen, um die Waffen wieder an sich zu bringen. Außerdem waren zwei Rebellen nicht weiter wichtig.

Langsam arbeiteten wir uns durch die finsternen, blutigen Straßen der Stadt. Einige Gebäude waren vernichtet. Läden waren zugenagelt.

Überall häufte sich der Unrat, der zum Teil in den Gossen verbrannte.

Die Straßen waren verlassen bis auf einen Toten hier und dort. An vielen Wänden und Mauern standen die Worte: >Sa'ng-Fori<.

Von Zeit zu Zeit musterten uns entsetzte Augen aus Fensterspalten. Ich vermutete, daß es in ganz Tharna keine Tür gab, die an diesem Tage nicht verriegelt war.

»Halt!« rief eine Stimme, und wir blieben stehen.

Vor und hinter uns tauchten Männer auf. Mehrere hielten Armbrüste, mindestens vier Speere waren auf uns gerichtet, einige trugen Schwerter, doch viele hatten nur eine Kette oder einen angespitzten Pflock als Waffe.

»Rebellen!« sagte Lara.

»Ja«, sagte ich.

Wir sahen den trotzigsten Ausdruck auf den Gesichtern, die Entschlossenheit, die Mordlust in den Augen, die vor Schlaflosigkeit rot unterlaufen waren, die verzweifelte Haltung der graugekleideten Körper, die von den Straßenkämpfen ausgezehrt waren.

Langsam zog ich mein Schwert und schob das Mädchen neben mich gegen eine Mauer.

Einer der Männer lachte.

Auch ich lächelte, denn Widerstand war sinnlos, doch wußte ich,

daß ich mich wehren würde, daß ich eher sterben wollte, als mich zu ergeben. Und Lara?

Was würden die aufgebrachten, verrohten Männer mit ihr machen? Ich musterte meine zerlumpten Gegner, von denen einige verwundet waren. Sie waren verdreckt, wild, erschöpft, wütend, litten womöglich Hunger. Wahrscheinlich würde man Lara auf der Stelle umbringen, brutal, aber barmherzig, weil es schnell vorüber wäre.

Die Speere richteten sich auf uns, Armbrüste wurden angelegt.

Ketten rasselten; die wenigen Schwerter erhoben sich zum Schlag.

»Tarl aus Ko-ro-ba!« rief da eine Stimme, und ich erblickte einen dünnen Mann mit kurzgeschorenem blondem Haar, der sich durch die Truppe drängte.

Er war der Mann, der in unserer Kettengemeinschaft in den Bergwerken der erste gewesen war, der durch den Wasserschacht hatte steigen müssen.

Auf seinem Gesicht leuchtete die Freude, und er umarmte mich. »Das ist er!« rief er. »Tarl aus Ko-ro-ba!«

Daraufhin rissen zu meiner Verblüffung die Rebellen ihre Waffen hoch und stießen einen wilden Freudenschrei aus. Ich wurde von den Füßen geworfen und auf ihre Schultern gehoben. So trug man mich durch die Straßen, und andere Rebellen, die aus Türen und durch Fenster kamen, die sogar aus den Pflasterritzen der Straßen zu kommen schienen, schlossen sich uns an, bildeten eine Art Triumphzug.

Die ausgezehrt, doch seltsam verwandelten Männer begannen zu singen. Ich erkannte das Lied. Es war das Pfluglied, das ich damals in den Bergwerken gehört hatte, von einem einfachen Bauern gesungen. Es war zur Hymne der Revolution geworden.

Lara, nicht minder verwundert als ich, lief inmitten der Menge und versuchte in meiner Nähe zu bleiben.

So wurde ich auf dem Rücken der Männer von Straße zu Straße getragen, von freudigen Rufen begleitet, ringsum hoben sich Waffen zum Gruß, und in meinen Ohren hallte das Lied. Ich wurde zu der alten Kal-da-Schanke gebracht, an die ich mich lebhaft erinnerte, wo ich gut gegessen und gefeiert hatte und, von Ost verraten, aufgewacht war. Die Schänke war zum Hauptquartier der Revolution geworden, vielleicht weil sich die Männer Tharnas daran erinnerten, daß sie hier wieder das Singen gelernt hatten.

Vor der niedrigen Tür erblickte ich die mächtige Gestalt Krons aus der Kaste der Metallarbeiter. Der große Hammer hing an sei-

nem Gürtel, und seine blauen Augen leuchteten vor Freude. Die mächtigen, narbigen Hände streckten sich mir entgegen. Neben ihm entdeckte ich zu meiner Freude das lachende Gesicht Andreas', dessen Stirn fast unter seinem gewaltigen schwarzen Haarschopf verschwand. Hinter ihm stand die strahlende Linna aus Tharna. Sie trug die Kleidung einer freien Frau. Andreas drängte sich an den Männern vor der Tür vorbei und stürzte auf mich zu. Er packte meine Hände und zog mich auf die Straße, umklammerte meine Schultern und lachte dröhnend. »Willkommen in Tharna!« sagte er. »Willkommen in Tharna!« »Ja«, sagte Kron, der nur einen Schritt hinter ihm folgte und meinen Arm ergriff. »Willkommen in Tharna!«

-24-

Ich zog den Kopf ein und öffnete die schwere Holztür der Kal-da-Schanke. Das alte Schild war frisch übermalt worden. Auch hier leuchtete der herausfordernde Revolutionsschrei >Sa'ng-Fori< an den Wänden.

Ich stieg die niedrigen, breiten Stufen hinab. Diesmal war die Schänke gedrängt voll. Man konnte kaum einen Schritt vor den anderen setzen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Ich vermeinte in einer Paga-Taverne in Ko-ro-ba oder Ar zu sein und nicht in einer einfachen tharnaischen Kal-da-Schanke. Fröhliches Lachen drang an meine Ohren.

In der Schänke hing jetzt etwa ein halbes Hundert Lampen, und an den Wänden leuchteten die Kastenfarben der Männer, die hier verkehrten. Dicke Teppiche lagen unter den niedrigen Tischen und wiesen zahlreiche Kal-da-Flecke auf.

Hinter dem Tresen war der dünne, kahlköpfige Wirt eifrig beschäftigt. Auf seiner Stirn stand der Schweiß, und seine glänzende schwarze Schürze war mit Gewürzen, Säften und Wein befleckt. Er rührte kräftig in einem riesigen Topf voller kochendem Kal-da. Ich rümpfte die Nase. Der Gestank kochenden Kal-das war nicht zu verkennen.

Hinter drei oder vier Tischen saß eine Gruppe schwitzender Musiker auf dem Teppich und erzeugte mit seltsamen Instrumenten — Saiten und Trommeln und Scheiben — eine unbeschreibliche Musik, die ins Blut ging — die wilden, packenden, schönen, barbarischen Melodien Gors.

Ich wunderte mich über diesen Anblick, denn die Kaste der Musiker war wie die Kaste der Dichter in Tharna verboten gewesen. Die nüchternen Masken Tharnas waren der Meinung, daß Künstler in einer ernsten Stadt nichts zu suchen hatten, denn die Musik vermag wie der Alkohol das Herz eines Menschen zu entflammen, und wenn diese Flamme erst entzündet ist, laßt sich nicht sagen, wie sich der Brand weiter entwickelt. Als ich das Zimmer betrat, standen die Männer auf, brüllten und hoben grüßend ihre Becher. »Tal, Krieger!« riefen sie.

»Tal, Krieger!« erwiderte ich und hob den Arm. Ich begrüßte alle mit dem Titel meiner Kaste, denn ich wußte, daß in ihrem gemeinsamen Kampf jeder von ihnen ein Krieger gewesen war. So war es in den Bergwerken Tharnas festgelegt worden.

Hinter mir betraten Kron und Andreas die Schänke, gefolgt von Lara und Linna.

Ich fragte mich, welchen Eindruck die Schänke auf die wahre Tatrix von Tharna machen würde.

Kron nahm meinen Arm und führte mich an einen Tisch in der Mitte des Raumes. Ich ergriff Laras Hand und folgte ihm. In ihren Augen stand ein seltsamer Ausdruck, doch sie sah sich mit der Neugier eines Kindes um. Sie hatte nicht geahnt, wie die tharnaischen Männer sein konnten.

Wenn sie von Zeit zu Zeit einmal zu offen gemustert wurde, senkte sie schüchtern den Kopf und errötete.

Endlich saß ich mit untergeschlagenen Beinen hinter dem niedrigen Tisch, und Lara kniete nach der Art goreanischer Frauen neben mir auf ihren Fersen.

Bei meinem Eintritt hatte die Musik kurz aufgehört, doch nun klatschte Kron zweimal in die Hände, und die Musiker beschäftigten sich wieder mit ihren Instrumenten.

»Freier Kal-da für alle!« rief Kron, und als der Wirt, der die Regeln seiner Kaste kannte, Einwände machen wollte, warf ihm Kron eine goldene Tarmünze zu. Gierig bückte sich der Mann danach.

»Gold ist hier reichlicher, vorhanden als Brot«, sagte Andreas, der sich neben uns niedergelassen hatte.

Tatsächlich waren die Gerichte auf den Tischen eher kärglich, doch das tat der guten Stimmung keinen Abbruch. Für die Männer hätte die Nahrung von den Tischen der Priesterkönige stammen können. Selbst das übelriechende Kal-da war in dem ersten Freiheitstaumel ein wohlschmeckendes und mächtiges Getränk.

Wieder klatschte Kron in die Hände. Zu meiner Überraschung ertönte leises Glockenlauten, und vier verängstigte Mädchen,

offensichtlich nach Anmut und Schönheit ausgewählt, nahmen vor unserem Tisch Aufstellung. Außer den Glöckchen trugen sie nur das rote goreanische Tanzgewand. Sie warfen die Köpfe in den Nacken, hoben die Arme und begannen zum barbarischen Rhythmus der Musik zu tanzen.

Zu meiner Überraschung beobachtete Lara sie mit Entzücken.

»Wo hast du nur in Tharna Vergnügungssklavinnen aufgetrieben?« fragte ich, als ich die Silberkragen der Tänzerinnen bemerkte.

Andreas, der eben ein Stück Brot in den Mund steckte, antwortete:

»Hinter jeder Silbermaske steckt eine Mochtegern-Vergnügungssklavin.«

»Andreas! sagte Linna und tat, als wollte sie ihm wegen seiner Frechheit einen Schlag versetzen, doch er brachte sie mit einem Kuß zum Schweigen, und sie begann spielerisch an dem Brot zu knabbern, das er noch zwischen den Zähnen hielt.

»Sind das wirklich Silbermasken aus Tharna?« fragte ich Kron skeptisch.

»Ja«, erwiderte er. »Gut, nicht wahr?«

»Wo haben sie das Tanzen gelernt?«

Er zuckte die Achseln. »Das ist ein Instinkt bei den Frauen«, sagte er.

»Aber diese hier sind natürlich noch unausgebildet.«

Ich lachte vor mich hin. Kron sprach ganz und gar nicht mehr wie ein Mann aus Tharna.

»Warum tanzen sie für dich?« fragte Lara.

»Wenn sie nicht tanzen, bekommen sie die Peitsche zu spüren.«

Lara senkte den Blick.

»Du siehst die Kragen«, sagte Kron und deutete auf die schlanken Silberbänder, die sich um den Hals der Mädchen legten. »Wir haben die Masken eingeschmolzen und das Silber für die Kragen verwendet.«

Nun erschienen auch andere Mädchen zwischen den Tischen, die in kurze Sklavenröcke und Sklavenkragen gekleidet waren und stumm den Kal-da zu servieren begannen, den Kron bestellt hatte. Jede trug einen schweren Krug mit der übelriechenden, heißen Flüssigkeit und schenkte den Männern nach.

Einige musterten Lara neidisch, andere blickten sie haßerfüllt an. Sie fragten sich offenbar: Warum bist du nicht gekleidet wie wir, warum trägst du nicht den Kragen?

Zu meiner Überraschung streifte Lara den Umhang ab, nahm einem Mädchen den Kal-da-Krug aus der Hand und begann die Männer zu bedienen.

Einige Mädchen schauten ihr dankbar nach, denn sie war frei und zeigte durch ihre Tat, das sie sich nicht für besser hielt als sie.

»Das«, sagte ich zu Kron und deutete auf Lara, »ist die Tatrix von Tharna.«

Als Andreas sich zu ihr umdrehte, sagte er leise: »Sie ist wirklich eine Tatrix.«

Linna stand auf und begann ebenfalls beim Bedienen zu helfen.

Als Kron der Tänzerinnen überdrüssig wurde, klatschte er zweimal in die Hände, und mit leisem Glockenklimplern flohen sie aus dem Raum.

Kron hob eine Schale mit Kal-da und sah mich an. »Andreas sagte mir, du wolltest in das Sardargebirge ziehen«, sagte er. »Wie ich sehe, hast du das nicht getan.«

Er meinte, das ich jetzt nicht hier wäre, wenn ich die Berge tatsächlich betreten hätte.

»Ich werde noch gehen«, sagte ich, »aber zuerst habe ich etwas in Tharna zu erledigen.«

»Gut«, sagte Kron. »Wir brauchen dein Schwert.«

»Ich bin gekommen, um Lara wieder auf den Thron zu setzen«, sagte ich.

Kron und Andreas starrten mich verblüfft an.

»Nein«, sagte Kron. »Ich weiß nicht, wie sie dich verhext hat, aber wir lassen nicht zu, daß Tharna noch einmal eine Tatrix bekommt.«

»Sie ist das Symbol dessen, was wir bekämpfen!« wandte Andreas ein.

»Wenn sie wieder den Thron besteigt, haben wir unseren Kampf verloren. In Tarna hatte sich nicht das geringste geändert.«

»In Tharna hat sich schon viel geändert«, sagte ich.

Andreas schüttelte den Kopf, als versuchte er mich zu verstehen. »Wie können wir von ihm erwarten, daß er sich vernünftig äußert«, wandte er sich an Kron. »Schließlich ist er kein Dichter.«

Kron lachte nicht.

»Und auch kein Metallarbeiter«, fügte Andreas hoffnungsvoll hinzu.

Noch immer blieb Kron ernst.

Seine Persönlichkeit, die sich über den Ambossen und Blasebalgen seines Berufes gebildet hatte, kam nicht so leicht über die Worte hinweg, die ich eben gesagt hatte.

»Du müßtest mich erst umbringen«, sagte Kron.

»Gehören wir nicht noch derselben Kette an?« fragte ich.

Kron schweig. Dann sahen mich seine stahlblauen Augen an, und er sagte: »Wir gehören immer derselben Kette an.« »Dann laß mich sprechen«, sagte ich. Kron nickte kurz.

Mehrere andere Männer drängten sich nun um unseren Tisch. »Ihr seid Männer aus Tarna«, sagte ich. »Aber die Männer, die ihr bekämpft, sind ebenfalls aus dieser Stadt.«

Einer der Männer sagte: »Ich habe einen Bruder bei den Gardisten.« »Ist es recht, daß die Männer Tharnas gegeneinander die Waffen erheben, Männer innerhalb derselben Mauern?«

»Es ist traurig«, sagte Kron, »aber nicht zu umgehen.« »Es brauchte nicht so zu sein«, wandte ich ein. »Die Soldaten und Wächter Tharnas haben einen Schwur gegenüber der Tatrix geleistet, aber die Tatrix, die sie verteidigen, ist eine Verräterin. Die wahre Tatrix von Tharna, Lara persönlich, befindet sich in diesem Raum.«

Kron beobachtete das Mädchen, das von der Diskussion noch nichts mitbekommen hatte. Auf der anderen Seite des Raumes schüttete sie Kal-da in hochgereckte Trinkschalen.

»Solange sie lebt«, sagte Kron, »ist die Revolution nicht gewonnenen.«

»Das ist nicht wahr«, sagte ich. »Sie muß sterben«, sagte Kron.

»Nein«, sagte ich. »Auch sie hat die Kette und die Peitsche zu spüren bekommen.« Erstaunte Ausrufe wurden laut.

»Die Soldaten Tharnas werden die falsche Herrscherin verlassen, um der wahren Tatrix zu dienen«, fuhr ich fort.

»Wenn sie es überlebt«, sagte Kron und musterte das unschuldige Mädchen auf der anderen Seite des Raumes.

»Sie muß«, sagte ich nachdrücklich. »Sie wird neues Licht nach Tharna tragen. Sie allein kann die Rebellen und die Soldaten vereinigen. Sie hat nun selbst erfahren müssen, wie grausam das alte Tharna war. Schaut sie doch an!«

Und die Männer beobachteten das Mädchen, das mit ruhigen Bewegungen Kal-da ausschenkte, das freiwillig die Arbeit der anderen Frauen Tharnas teilte. Das war kein Verhalten, wie man es von einer Tatrix gewohnt war.

»Sie ist des Thrones würdig«, sagte ich.

»Sie ist ein Symbol für das, was wir bekämpft haben«, sagte Kron.

»Nein«, sagte ich, »ihr habt gegen die grausamen Traditionen Tharnas gekämpft. Ihr habt um euren Stolz und eure Freiheit gerungen, euer Feldzug ging nicht gegen dieses Mädchen.«

»Wir haben gegen die goldene Maske Tharnas gekämpft!« brüllte Kron und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der plötzliche Lärm erregte die Aufmerksamkeit aller, und zahlreiche Augen richteten sich auf uns. Lara setzte den Kal-da-Krug ab und kam herüber.

»Ich trage die goldene Maske nicht mehr«, sagte sie zu Kron.

Und Kron blickte das schöne Mädchen an, das da würdevoll vor ihm stand, ohne Stolz oder Grausamkeit oder Angst erkennen zu lassen.

»Meine Tatrix«, flüsterte er.

Wir marschierten durch die Stadt; die Straßen hinter uns waren mit dem grauen Strom der Rebellen angefüllt. Jeder trug seine eigene Waffe.

Doch der Lärm, der zwischen den Häusern widerhallte, war alles andere als grau und düster. Die Melodie des Pflugliedes tönte auf, langsam und unwiderstehlich, eine einfache melodische Hymne auf den Erdboden, zur Feier des ersten Pflügens im neuen Jahr.

An der Spitze der gewaltigen Prozession marschierten fünf Gestalten: Kron, Anführer der Rebellen, Andreas, ein Dichter, seine Frau Linna aus Tharna, ich, Krieger aus einer verwüsteten und verfluchten Stadt, und ein Mädchen mit goldenem Haar, ein Mädchen ohne Maske, das die Peitsche und die Liebe kennengelernt hatte, die furchtlose Lara, die wahre Tatrix von Tharna.

Es mußte den Verteidigern des Palastes, der die Hauptbastion des gefährdeten Regimes war, inzwischen klargeworden sein, daß die Entscheidung noch an diesem Tage fallen würde — durch das Schwert. Die Gerüchte waren uns wie auf Tarnflügeln vorausgeeilt, daß die Rebellen ihre versteckte Taktik aufgaben und nun endlich vor den Palast marschierten.

Wieder sah ich vor uns die breite, gewundene, schmaler werdende Straße, die zum Palast der Tatrix führte. Singend begannen die Rebellen dem steilen Weg zu folgen. Die schwarzen Pflastersteine waren durch die dünnen Ledersohlen unserer Sandalen deutlich zu spüren.

Und wieder sah ich die Wände links und rechts der Straße ansteigen, doch diesmal erblickten wir ein gutes Stück vor der schmalen Eisentür eine doppelte Barrikade quer über der Straße, wobei der zweite Sperrwall den ersten überragte. Die Kämpfer, die den

ersten Wall einzureißen versuchten, konnten also von weiter hinten mit Pfeilen überschüttet werden. Die beiden Wälle waren etwa fünfzig Meter voneinander entfernt; der erste mochte vier Meter hoch sein, der zweite sechs Meter.

Hinter den Sperren sah ich Waffen aufblitzen, außerdem waren die Bewegungen blauer Helme auszumachen.

Wir waren auf Armbrustschußweite heran.

Ich gab den anderen ein Zeichen zurückzubleiben, und mit Schild, Speer und Schwert bewaffnet, näherte ich mich der ersten Barrikade.

Auf dem Palastdach hinter dem Doppelwall machte ich von Zeit zu Zeit die Köpfe von Tarns aus und hörte ihre Schreie. Doch diese Tiere waren gegen die Rebellen in der Stadt kaum einzusetzen. Viele Revolutionäre hatten sich große Bogen zurechtgemacht, andere waren mit den Speeren und Armbrüsten gefallener Soldaten bewaffnet. Es war für einen Tarnkämpfer nicht ungefährlich, sich auf Kampfweite an die Rebellenhaufen heranzuwagen.

Und hätten die Krieger den Versuch gemacht, vom Tarnrücken die Straßen zu beschießen, wären die Revolutionäre in Deckung gegangen, bis der Schatten des Vogels verschwunden war und sie weitere hundert Meter an den Palast heranrücken konnten.

Etwa hundert Schritt vor dem Wall legte ich Schild und Speer zu meinen Füßen nieder und gab damit das Zeichen für einen vorübergehenden Waffenstillstand.

Eine große Gestalt erschien daraufhin auf der Barrikade und machte es mir nach.

Obwohl er den blauen tharnaischen Helm trug, erkannte ich Thorn sofort. Ich setzte mich wieder in Bewegung.

Der Weg kam mir sehr lang vor.

Schritt um Schritt legte ich auf der schwarzen Straße zurück und fragte mich, ob der Waffenstillstand eingehalten wurde. Wenn Dorna die Stolze auf dem Wall kommandiert hätte und nicht Thorn, der immerhin Offizier und Mitglied meiner eigenen Kaste war, hätte man zweifellos aus dem Hinterhalt auf mich geschossen.

Als ich schließlich unverletzt vor der ersten Sperre stand, wußte ich, daß Dorna die Stolze zwar in Tharna herrschte, daß sie auf dem goldenen Thron saß, daß auf dieser Barrikade jedoch das Wort eines Kriegers mehr galt als ihre Befehle.

»Tal, Krieger«, sagte Thorn und nahm seinen Helm ab.

»Tal, Krieger«, sagte ich.

Thorns Augen waren klarer, als ich sie in Erinnerung hatte,

und der massige Körper, der schon ein wenig zur Korpulenz neigte, war bei den harten Kämpfen der vergangenen Wochen schlanker und gestählter geworden. Die purpurnen Flecken, die sein gelbliches Gesicht entstellten, traten weniger deutlich hervor. Noch immer trug er einen kleinen schmalen Bartstreifen links und rechts des Kinns, und sein langes Haar war zu einem mongolischen Knoten zusammengedreht. Seine schrägen Augen musterten mich.

»Ich hätte dich auf der Verhandlungssäule umbringen sollen«, sagte Thorn.

Ich sprach laut, damit ich auch von allen Männern auf dem Doppelwall verstanden wurde.

»Ich komme im Namen Laras, die die wahre Tatrix von Tharna ist. Steckt eure Waffen ein. Nicht langer soll das Blut von Männern eurer eigenen Stadt vergossen werden. Ich bitte euch im Namen Laras und im Namen der Stadt Tharna und ihrer Einwohnerschaft. Und ich äußere meine Bitte auch im Rahmen der Regeln unserer Kaste, denn euer Schwert ist der wahren Tatrix verpflichtet — Lara — und nicht Dorna der Stolzen!«

Ich spürte die Reaktion der Palastwache.

Auch Thorn sprach mit lauter Stimme, damit seine Männer ihn hörten.

»Lara ist tot! Dorna ist Tatrix von Tharna!«

»Ich lebe!« rief eine Stimme hinter mir. Ich wandte mich um und stellte zu meinem Mißvergnügen fest, daß Lara mir gefolgt war. Wenn sie hier getötet wurde, hatten die Rebellen keine Chance mehr, und es konnte sein, daß die Stadt dann auf lange Zeit in Unfrieden leben mußte.

Thorn musterte das Mädchen, und ich bewunderte seine Selbstbeherrschung. Er mußte aus allen Wolken gefallen sein, denn er hatte unmöglich erwarten können, daß die Rebellen ihm tatsächlich die wahre Tatrix präsentieren würden.

»Das ist nicht Lara«, sagte er mit eisiger Stimme.

»Ich bin es!« rief sie.

»Die Tatrix von Tharna«, sagte Thorn höhnisch und starrte dem Mädchen ins Gesicht, »hat eine goldene Maske getragen!«

»Die Tatrix von Tharna«, erwiderte Lara, »will die goldene Maske nicht länger tragen.«

»Woher hast du dieses Lagerweib, diese Betrügerin?« fragte Thorn.

»Ich erwarb sie von einem Sklavenhändler, sagte ich lachend. Auch Thorn lachte, und seine Männer hinter der Barrikade fielen in das Gelächter ein.

»Von dem Sklavenhändler, dem du sie verkauft hattest«, fügte ich hinzu. Nun lachte Thorn nicht mehr.

Ich rief den Männern hinter der Barrikade zu: »Ich brachte dieses Mädchen — eure Tatrix — zur Verhandlungssäule, wo ich sie diesem Offizier Thorn und Dorna der Stolzen übergab. Dann wurde ich entgegen der Abmachung überwältigt und in die Bergwerke Tharnas geschickt, und Dorna die Stolze und Thorn nahmen Lara, eure Tatrix, gefangen und verkauften sie in die Gefangenschaft — verkauften sie an den Sklavenhändler Targo, der sein Lager zur Zeit am En'Kara-Markt aufgeschlagen hat, verkauften sie für die Summe von fünfzig silbernen Tarnmünzen.«

»Das stimmt nicht!« rief Thorn.

Ich hörte eine Stimme hinter dem Wall, eine junge Stimme: »Dorna die Stolze trägt ein Halsband aus fünfzig silbernen Tarnmünzen!«

»Dorna die Stolze ist wirklich kühn!« rief ich. »Daß sie die Münzen zur Schau trägt, durch die ihrer Rivalin — eurer wahren Tatrix — ein Sklavendasein auferlegt wurde!«

Erregtes Stimmengemurmel wurde laut, Rufe hinter der Barrikade.

»Er lügt«, sagte Thorn.

»Ihr habt gehört«, rief ich, »wie er zu mir sagte, er hätte mich auf der Verhandlungssäule töten sollen! Ihr wißt, daß ich der Mann bin, der eure Tatrix von den Schauspielen dieser Stadt entführte. Aus welchem anderen Grund hatte ich zur Verhandlungssäule fliegen sollen, als den Abgesandten Tharnas meine Gefangene zu übergeben?«

Eine Stimme hinter der Barrikade rief: »Warum hast du nur so wenige Männer zur Verhandlungssäule mitgenommen, Thorn von Tharna?« Ärgerlich wandte sich Thorn um.

Ich antwortete für ihn: »Ist das nicht offensichtlich? Er wollte, daß sein Plan nur wenigen bekannt wird — sein Plan, die Tatrix zu entführen und Dorna die Stolze auf ihren Thron zu setzen.«

Ein zweiter Mann erschien auf dem Wall. Er setzte seinen Helm ab. Ich erkannte in ihm den jungen Mann, dessen Wunden Lara und ich auf der Mauer versorgt hatten.

»Ich glaube diesem Krieger!« rief er und deutete auf mich.

»Das ist ein Trick, damit wir uns zerstreiten!« rief Thorn. »Auf deinen Posten!«

Andere Krieger in den blauen Helmen und grauen Tuniken

Tharnas waren nun auf die Wälle gestiegen, um die Szene besser zu verfolgen.

»Auf eure Posten!« brüllte Thorn.

»Ihr seid Krieger!« rief ich. »Eure Schwerter sind eurer Stadt verpflichtet, ihren Mauern, ihren Einwohnern — und der Tatrix!

Dient ihr!«

»Ich will der wahren Tatrix von Tharna dienen!« rief der junge Krieger.

Er sprang von der Barrikade und legte Lara sein Schwert zu Füßen.

»Nimm dein Schwert«, sagte sie »im Namen Laras, der wirklichen Tatrix von Tharna.«

»Ich tu's«, entgegnete er.

Er ging vor dem Mädchen auf ein Knie nieder und griff nach der Waffe.

»Ich nehme mein Schwert«, sagte er, »im Namen Laras, die die wahre Tatrix von Tharna ist.«

Er stand auf und grüßte das Mädchen mit der Waffe. »Wer ist die wahre Tatrix von Tharna?« rief er,

»Das ist nicht Lara!« schrie Thorn und deutete auf das Mädchen.

»Wie kannst du dessen so sicher sein?« fragte einer der Krieger auf dem Wall.

Thorn schwieg, denn wie konnte er zu wissen vorgeben, daß das Mädchen nicht Lara war, wenn er das Gesicht der wahren Tatrix angeblich niemals gesehen hatte?

»Ich bin Lara!« rief das Mädchen. »Sind unter euch keine Männer, die im Saal der goldenen Maske gedient haben? Erkennt niemand meine Stimme?«

»Sie ist es!« rief einer der Krieger. »Ganz sicher!« Er nahm seinen Helm ab.

»Du bist Stam«, sagte sie, »erster Gardist des Nordtors, und du kannst deinen Speer weiter schleudern als jeder andere Mann in Tharna. Du hast im zweiten Jahr meiner Herrschaft die Militärkämpfe der En'-Kara gewonnen.«

Ein zweiter Krieger setzte seinen Helm ab.

»Du bist Tau«, sagte sie, »ein Tarnkämpfer, der im Jahre vor meiner Thronbesteigung im Krieg mit Thentis verwundet wurde.«

Und ein dritter Mann hob den blauen Helm vom Kopf.

»Dich kenne ich nicht«, sagte sie.

Die Männer auf der Mauer murmelten.

»Das kannst du auch nicht«, sagte der Mann, »denn ich bin ein Söldner aus Ar, der erst nach Beginn der Revolte hier eingetroffen ist.«

»Sie ist Lara!« rief ein anderer Mann. Er sprang von der Mauer und legte sein Schwert zu Laras Füßen nieder.

Wieder bat sie, daß die Waffe in ihrem Namen aufgenommen werde, und so geschah es.

Einer der Blöcke der Barrikade polterte zu Boden. Die Krieger begannen den Wall einzureißen.

Thorn war verschwunden.

Auf mein Handzeichen kamen die Rebellen langsam näher; Sie hatten die Waffen gesenkt und marschierten nun singend auf die Palasttür zu.

Die Soldaten strömten über die Wälle und hießen sie freudig willkommen. Die Männer Tharnas umarmten sich, schüttelten sich die Hände. Rebellen und Verteidiger vereinigten sich mitten auf der Straße, und Szenen der Freude beherrschten das Bild, wo sich noch eben Todfeinde gegenübergestanden hatten.

Den Arm um Lara gelegt, schritt ich durch die Barrikaden, gefolgt von dem jungen Krieger, anderen tharnaischen Soldaten und Kron, Andreas, Linna und zahlreichen Rebellen.

Andreas hatte den Schild und den Speer mitgebracht, die ich zum Zeichen des Waffenstillstandes niedergelegt hatte, und ich nahm die Waffen wieder an mich. Wir näherten uns der kleinen Eisentür, die den Zugang zum Palast freigab.

Ich verlangte nach einer Fackel.

Die Tür war nicht verriegelt, und ich öffnete sie mit einem Fußtritt, wobei ich schützend meinen Schild anhub.

Doch drinnen herrschten nur Stille und Dunkelheit.

Der Rebell, der in unserer Kettengemeinschaft der erste gewesen war, drückte mir eine Fackel in die Hand.

Ich hielt sie in die Türöffnung.

Der Fußboden schien fest zu sein, doch ich kannte die Gefahren, die darunter lauerten.

Ein langes Brett von den Barrikaden wurde gebracht, das wir vorsichtig von der Türschwelle aus über den Fußboden legten.

Mit hochgehobener Fackel trat ich ein, setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen, wobei ich darauf achtete, mein Gewicht nicht von der Planke zu nehmen. Diesmal öffnete sich die Falltür nicht, und ich befand mich in einem schmalen, dunklen Korridor, der vom Palasteingang fortführte.

»Wartet hier!« befahl ich den anderen.

Ich ging auf ihre Proteste nicht ein, sondern setzte wortlos meinen Marsch durch das dunkle Labyrinth der Palastkorridore fort. Meine Erinnerung und mein Richtungssinn führten mich unfehlbar

von Saal zu Saal, brachten mich schnell in die Nähe des Saales der goldenen Maske.

Niemand trat mir in den Weg.

Die Stille kam mir unheimlich vor, und nach dem grellen Sonnenlicht erschien mir die Dunkelheit bedrückend. Ich hörte nur den leisen Laut meiner Sandalen, die über die Fliesen der Korridore scharrten.

Vielleicht war der Palast verlassen!

Endlich erreichte ich den Saal der goldenen Maske.

Ich lehnte mich gegen die schwere Tür und drückte sie auf.

Der Saal war beleuchtet. Die Fackeln an den Wänden brannten. Hinter dem goldenen Thron der Tatrix ragte die goldene Maske auf, schimmerte das Gesicht der nüchternen Schönheit, und die Glanzlichter der Fackeln stachen grell hervor.

Auf dem Thron saß eine Frau, die die goldenen Roben und die Maske der Tatrix von Tharna trug. Um ihren Hals hing ein Band aus silbernen Tarnmünzen. Auf den Stufen vor dem Thron stand ein Krieger in voller Bewaffnung, der in der Hand den blauen Helm seiner Stadt hielt.

Langsam setzte Thorn den Helm auf und lockerte das Schwert in seiner Scheide. Er löste den Schild von seiner Schulter und senkte den langen, breiten Speer in meine Richtung.

»Ich habe auf dich gewartet«, sagte er.

-25-

Die Kriegsschreie Tharnas und Ko-ro-bas vermischten sich, als Thorn die Treppenstufen herabstürzte und ich ihm entgegenstürmte.

Beide warfen wir unsere Speere im gleichen Augenblick, und die beiden Warfen zischten wie verschwommene Blitze aneinander vorbei. Beide hatten wir bei dem Wurf unsere Schilde schräggestellt, damit der Aufprall des Speers abgemildert wurde und die Spitze vielleicht sogar abgleiten konnte. Beide hatten wir gut gezielt, und die Wucht des Speers, der auf meinen Schild donnerte, riß mich halb herum.

Die bronzene Speerspitze hatte sich mühelos durch die Messingriemen auf dem Schild und die sieben Schichten gehärteten Boskleders gebohrt. So konnte der Schild mir nichts mehr nützen. Kaum hatte der Speer getroffen, als mein Schwert auch schon aus

der Scheide sprang und die Schultergurte des Schildes durchschnitt, so daß ich von der Last befreit wurde.

Sekunden später polterte auch Thorns Schild zu Boden und rutschte klirrend über die Marmorsteine des Thronsaals. Mein Speer war einen ganzen Meter hindurchgedrungen und war über seine linke Schulter gefahren.

Auch er hatte nun das Schwert erhoben, und wir sprangen wie Larls aus den Voltai-Bergen aufeinander los, und unsere Waffen trafen mit einem scharfen, freien Ton aufeinander, mit jenem widerzitternden, klaren Klirren wohlgeschmiedeter Klingen, dem ersten Ton unserer hellen, glitzernden, perlenden Musik des Schwertkampfes.

Scheinbar unbeteiligt saß die goldbekleidete Gestalt auf dem Thron und sah zu, wie die beiden Krieger zu ihren Füßen vorrückten und zurückwichen — der eine in die blaue Tunika und den blauen Helm Tharnas gekleidet, der andere in das einheitliche Rot der goreanischen Kriegerkaste gehüllt.

Unsere Spiegelbilder bekämpften sich in der schimmernden Oberfläche der Goldmaske hinter dem Thron.

Unsere Schatten, verformt von den Fackelflammen, zuckend, wild, riesig, rannten an den Wänden des Thronsaales ineinander.

Dann gab es plötzlich nur noch ein Spiegelbild und nur noch einen riesigen, grotesken Schatten im Saal der goldenen Maske.

Thorn lag mir zu Füßen.

Ich trat ihm das Schwert aus der Hand und drehte den Körper mit dem Fuß herum. Thorns Brust zuckte unter der befleckten Tunika; sein Mund schnappte nach der Luft, als versuchte er sie aufzuhalten. Sein Kopf rollte zur Seite.

»Du hast gut gekämpft«, sagte ich.

»Ich habe gesiegt«, entgegnete er, und er spuckte die Worte in einer Art Flüstern heraus, ein verzerrtes Grinsen auf dem Gesicht.

Ich fragte mich, was er meinen mochte.

Ich trat zurück und blickte zu der Frau auf dem Thron auf.

Langsam, zögernd, kam sie von ihrem Thron herab, Schritt um Schritt, und zu meiner Verblüffung fiel sie neben Thorn auf die Knie und legte ihm weinend den Kopf auf die Brust.

Ich wischte die Klinge an meiner Tunika ab und steckte sie wieder in die Scheide.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

Die Gestalt schien mich nicht zu hören.

Ich trat zurück, um sie in ihrem Leid allein zu lassen. Ich hörte die Schritte von Männern näher kommen. Es waren die Soldaten

und Rebellen der Stadt, die in den Korridoren ihr Pfluglied sangen, ihre Hymne.

Das Mädchen hob den Kopf, und die goldene Maske sah mich an.

»Thorn«, sagte sie, »hat dich geschlagen.«

»Ich glaube nicht«, sagte ich verwundert, »und du, Dorna die Stolze, bist nun meine Gefangene.«

Ein freudloses Lachen tönte durch die Maske, und die Hände in ihren Goldhandschuhen nahmen die Maske ab.

Neben Thorn kniete nicht Dorna die Stolze, sondern Vera aus Ko-ro-ba, die einmal seine Sklavin gewesen war.

»Nun siehst du«, sagte sie, »wieso mein Herr dich besiegt hat, wie er es noch konnte — nicht durch das Schwert, sondern dadurch, daß er Zeit gewann. Dorna die Stolze ist längst geflohen.«

»Warum hast du das getan?« fragte ich.

Sie lächelte. »Thorn hat mich gut behandelt«, sagte sie einfach.

»Du bist nun frei.«

Wieder senkte sie den Kopf auf die blutige Brust des Offiziers, und ihr Körper begann zu beben.

In diesem Augenblick platzten die Soldaten und Rebellen Tharnas in den Saal, angeführt von Kron und Lara.

Ich deutete auf das Mädchen zu meinen Füßen. »Ihr soll kein Leid geschehen!« befahl ich. »Dies ist nicht Dorna die Stolze, sondern Vera aus Ko-ro-ba, die Thorns Sklavin war.«

»Wo ist Dorna?« wollte Kron wissen.

»Geflohen«, sagte ich niedergeschlagen.

Lara sah mich an. »Aber der Palast ist umstellt.«

»Das Dach!« rief ich und dachte an die Tarns. »Schnell!«

Lara lief vor mir her, und ich folgte ihr zu den Dächern des Palastes.

Durch die dunklen Flure eilte sie mit der Sicherheit eines Mädchens, das sehr lange hier gelebt hatte. Endlich erreichten wir eine Wendeltreppe.

»Hier!« rief sie.

Ich schob sie hinter mich, stützte mich mit einer Hand an der Mauer ab und hastete, so schnell es ging, die Stufen hinauf. Oben stemmte ich mich mit dem Rücken gegen eine Falltür und warf sie auf. Draußen war das hellblaue Rechteck des offenen Himmels zu sehen. Das Licht blendete mich einen Augenblick.

Ich nahm den Geruch eines großen Pelztiers wahr und auch den Gestank von Tarnkot.

Ich stolperte mit zusammengekniffenen Augen auf das Dach. Drei Männer standen dort, zwei Wächter und der Mann mit den

ledernen Armreifen, der Herr über die tharnaischen Palastverliese gewesen war. Er hielt an einer Leine den großen weißen Urt, mit dem ich schon in den Kellern unter dem Palasteingang Bekanntschaft gemacht hatte.

Die beiden Wächter waren damit beschäftigt, einen Tragkorb am Geschirr eines großen braunen Tarn zu befestigen. Die Zügel des Tiers waren an einem Ring vor dem Korb befestigt. In dem Korb saß eine Frau, die ich nach Figur und Haltung als Dorna die Stolze erkannte, obwohl sie nur noch eine einfache Silbermaske trug.

»Halt!« brüllte ich und stürzte vor.

»Töte ihn!« zischte der Mann mit den Armbändern, zeigte mit der Peitsche auf mich und ließ den Urt frei, der sofort zum Angriff überging. Das Ungeheuer raste mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf mich zu, und ich konnte mich kaum auf seinen Angriff vorbereiten, als es mich auch schon mit großem Satz ansprang und seine mächtigen Zähne in meinen Körper schlagen wollte.

Im letzten Augenblick hob ich die Klinge, die in sein Maul fuhr, seinen Gaumenknochen durchdrang und den Kopf des Tieres zurückschnappen ließ.

Der wilde Schmerzensschrei mußte in ganz Tharna zu Hören sein. Der Urt drehte den Kopf, und das Schwert wurde mir aus der Hand gerissen. Meine Arme umspannten den Hals des Tieres, und mein Gesicht war in den schimmerndweißen Pelz gedrückt. Die Klinge wurde hin und her geschüttelt und fiel polternd auf das Marmordach. Ich klammerte mich fest, um den zuschnappenden Zähnen zu entgehen, den drei Reihen weißer messerscharfer Zähne, die sich immer wieder in meine Richtung wendeten.

Das Tier wälzte sich auf den Rücken, um mich von seinem Rücken zu streifen; es krümmte sich und sprang hoch, wirbelte herum und schüttelte sich. Der Mann mit den ledernen Armbändern hatte das Schwert aufgenommen und umkreiste uns nun mit Peitsche und Klinge und wartete auf eine günstige Gelegenheit.

Ich versuchte das Tier herumzudrehen, um seinen tobenden Körper zwischen mir und dem bewaffneten Mann zu halten.

Aus dem Maul des Tieres rann Blut über sein Fell und benetzte meinen Arm. Ich spürte, wie mir Tropfen ins Gesicht spritzten und sich in meinem Haar festsetzten.

Dann warf ich mich herum, so daß mein Körper dem Mann mit den Armbändern ungeschützt zugekehrt war. Ich hörte sein befriedigtes Grunzen, als er zum Angriff überging. Kurz bevor er zustoßen konnte, ließ ich den Hals des Tieres los und glitt unter seinen

Bauch. Der Urt versuchte mich mit einer peitschenartigen Bewegung seines Halses zu erreichen, und ich fühlte lange scharfe Zähne über meinen Arm streichen, doch im gleichen Augenblick hörte ich auch einen neuen Schrei des Tieres und den entsetzten Ausruf des Mannes mit den Lederbändern.

Ich rollte mich unter dem Tier hervor und wandte mich um. Der Urt starrte den Mann an. Ein Ohr war vom Kopf des Urt abgetrennt worden, und an seiner linken Flanke spritzte das Blut. Er hatte seine Augen nun auf den Mann mit dem Schwert gerichtet, den Mann, der ihm den Schlag beigebracht hatte.

Ich hörte den entsetzten Befehl, den schwachen Knall der Peitsche, sah das furchtsame Erstarren des Mannes, den abrupten, fast unhörbaren Schrei.

Der Urt stürzte sich auf ihn, beugte sich über ihn und begann zu reißen und zu fressen.

Ich schüttelte den Anblick ab und kehrte zu den anderen zurück.

Der Tragkorb war nun befestigt, und die Frau stand darin, die Zügel in den Händen.

Die leidenschaftslose Silbermaske richtete sich auf mich, und ich spürte, daß in den dunklen Augen dahinter ein unvorstellbarer Haß blitzte.

Sie sagte zu den beiden Wächtern: »Tötet ihn!« Ich war unbewaffnet.

Zu meiner Überraschung rührten sich die Männer nicht von der Stelle.

Einer ergriff das Wort.

»Du hast dich entschlossen, deine Stadt im Stich zu lassen«, sagte er.

»Deshalb hast du nun keine Heimat mehr, denn du hast sie aufgegeben.«

»Unverschämtes Tier!« kreischte sie ihn an. Dann befahl sie dem anderen Krieger, seinen Kameraden umzubringen.

»Du befiehlst nicht mehr in Tharna«, sagte dieser einfach.

»Tiere!« kreischte sie.

»Würdest du am Fuße deines Thrones sterben, würden wir dir gehorchen und an deiner Seite Kämpfen«, sagte der erste Krieger.

»Ja«, sagte der zweite Mann. »Bleib, wie es sich für eine Tatrix geziemt, und unsere Schwerter sind dir verpflichtet. Fliehst du aber wie eine Sklavin, gibst du damit dein Recht auf, über unsere Klingen zu verfügen.«

»Narren!« rief sie.

Dann blickte Dorna die Stolze zu mir herüber.

Der Haß, den sie mir entgegenbrachte, ihre Grausamkeit, ihr

Stolz — all dies war so greifbar wie etwas Körperliches, wie eine Hitzewelle oder ein Kältehauch, der Eis entstehen läßt.

»Thorn ist für dich gestorben«, sagte ich.

Sie lachte. »Auch er war ein Narr. Wie alle Tiere.«

Ich fragte mich, wie es kommen konnte, daß Thorn für diese Frau sein Leben geopfert hatte. Ich nahm nicht an, daß hier die Kastenverpflichtung im Spiel war, denn diese Verpflichtung galt eigentlich nicht gegenüber Dorna, sondern nur gegenüber Lara. Thorn hatte gegen die Regeln seiner Kaste verstoßen, als er die verräterischen Pläne Dornas der Stolzen unterstützte.

Plötzlich sah ich die Antwort, plötzlich ahnte ich, daß Thorn diese grausame Frau geliebt haben mußte, daß sein Kriegerherz für sie geschlagen hatte, obwohl er nie ihr Gesicht gesehen hatte, obwohl sie ihm niemals ein Lächeln oder die Berührung ihrer Hand geschenkt hatte. Und nun wußte ich auch, daß Thorn, was immer er gewesen sein mochte, auf jeden Fall ein entschlossener, mächtiger Gegner und größer gewesen war als sie, die das Ziel seiner hoffnungslosen, tragischen Zuneigung bildete. Es war sein Tod gewesen, die Silbermaske zu lieben.

»Ergib dich!« rief ich Dorna zu.

»Wohin willst du fliehen und was willst du tun?« fragte ich.

Ich wußte, daß Dorna als alleinstehende Frau auf Gor kaum Chancen hatte. Trotz ihres Erfindungsreichtums, trotz der Schätze, die sie sicherlich bei sich trug, war sie nur eine Frau, und auf Gor braucht sogar eine Silbermaske das Schwert eines Mannes zu Ihrem Schutz. Sie mochte wilden Tieren zum Opfer fallen, vielleicht sogar ihrem eigenen Tarn, oder sie wurde von einem Tarnkämpfer oder einem Trupp Sklavenhändler gefangengenommen — auf jeden Fall hatte sie es nicht leicht.

»Stelle dich der tharnaischen Justiz«, sagte ich.

Dorna warf den Kopf in den Nacken und lachte lauthals.

»Auch du bist ein Narr!« sagte sie spöttisch.

Eine Hand hatte sie um den ersten Zügel gewickelt. Der Tarn trat unruhig von einem Bein auf das andere.

Ich sah mich um und erblickte Lara hinter mir, die Dorna beobachtete. Ihr zur Seite warteten Kron und Andreas, gefolgt von Linna und zahlreichen Soldaten und Rebellen, die nach uns auf das Dach gekommen waren. Die Silbermaske Dornas richtete sich auf Lara, die keine Maske und keinen Schleier trug. »Schamloses Wesen!« zischte sie, »du bist nicht besser als sie — ein Tier!«

»Ja«, sagte Lara, »das stimmt.«

»Ich habe so etwas von Anfang an in dir gespürt«, sagte Dorna. »Du warst keines Throns niemals würdig, du warst es nicht wert, die Tatrix von Tharna zu sein. Ich allein verdiene diese Ehre.

»Das Tharna, von dem du sprichst, gibt es nicht mehr«, sagte Lara. In diesem Augenblick hoben Soldaten, Wächter und Rebellen ihre Waffen und hießen Lara als die wahre Tatrix ihrer Stadt Willkommen. »Heil, Lara!« riefen sie, und wie es in dieser Stadt Sitte war, wurde dieser Ruf fünfmal wiederholt, und fünfmal wurden die Waffen angehoben.

Dorna die Stolze zuckte wie von fünf Peitschenhieben getroffen zusammen.

Ihre Hände, die in Silberhandschuhen steckten, krampften sich um den ersten Zügel.

Noch einmal schaute sie über die Rebellen und Soldaten und über Lara hin — mit einem Abscheu, den ich deutlich hinter der Maske spürte, und dann wandte sich das Metallgesicht wieder mir zu.

»Lebe wohl, Tarl aus Ko-ro-ba«, sagte sie. »Vergiß Dorna die Stolze nicht, denn unsere Abrechnung steht noch aus!«

Die Hände in den silbernen Handschuhen fuhren heftig zurück, und die Flügel des Tarn schlugen fauchend durch die Luft. Der Tragkorb blieb noch einen Augenblick stehen, wurde dann von den drahtverstärkten Seilen zwei Meter über den Marmorboden gezerrt und ruckte dann unter dem Tarn in die Luft.

Ich sah dem hin und her schwingenden Korb nach.

Einmal blitzte die Sonne auf der Silbermaske.

Dann war der Vogel nur noch ein Fleck am blauen Himmel über der freien Stadt Tharna.

Dank des Opfers Thorns, ihres ersten Offiziers, war Dorna der Stolzen die Flucht gelungen, obwohl ich mir nicht vorzustellen wagte, welchem Schicksal sie entgegenfliegen mochte.

Sie hatte davon gesprochen, daß sie mit mir abrechnen wollte.

Ich lächelte und sagte mir, daß sie dazu kaum Gelegenheit finden würde.

Wenn sie überhaupt am Leben blieb, konnte sie von Glück sagen, wenn sie nicht an der Kette eines Sklavenhändlers endete.

Vielleicht fand sie sich in den Mauern eines Sklavengartens wieder, wurde nach dem Geschmack ihres Herrn in Seide gekleidet, erhielt Glöckchen um die Beine gelegt und kannte keinen anderen Willen mehr als den seinen; vielleicht wurde sie von dem Wirt

einer Paga-Taverne oder einer einfachen Kal-da-Schanke erworben, um vor den Gästen zu tanzen und ihnen zu trinken zu bringen. Vielleicht wurde sie in die Küche eines goreanischen Zylinders gesteckt und erfuhr dort, daß ihr Leben von den Fliesenwänden und dem Seifenduft und den Abwaschbecken begrenzt war. Dort erhielt sie dann eine Matte feuchtes Stroh und ein kurzes Sklavenkleid, bekam Überreste aus den Eßsalen vorgesetzt und wurde ausgepeitscht, wenn sie ihr Zimmer verließ oder sich vor der Arbeit drückte. Vielleicht würde ein Bauer sie kaufen, damit sie ihm beim Pflügen half. Ich fragte mich, ob sie sich dann wohl an die Schauspiele von Tharna erinnern würde. Wenn ihr dieses elende Schicksal zugebracht war, der herrschsüchtigen Dorna, nackt und schwitzend, der Rücken der Ochsenpeitsche ausgesetzt, dann würde sie erfahren, daß der Bauer ein gestrenger Herr ist. Doch ich schüttelte diese Gedanken schnell ab. Ich hatte andere Dinge zu tun. Ja, ich hatte ein dringendes Anliegen, ich hatte selbst eine Rechnung zu begleichen, nur mußte mich mein Weg dazu ins Sardargebirge führen. Mein Anliegen galt den Priesterkönigen dieser Welt.

-26-

*Verfaßt in der Stadt Tharna, am 23. Tag
der En' Kara im Vierten Jahr der Herrschaft
Laras, Tatrix von Tharna, im
Jahre 10117 nach der Gründung Ars.*

Tal den Menschen der Erde!

In den vergangenen Tagen in Tharna habe ich mir die Zeit genommen, diesen Bericht niederzulegen. Nachdem er nun beendet ist, muß ich meine Reise in das Sardargebirge antreten.

Heute in fünf Tagen werde ich vor dem schwarzen Tor in den Palisaden stehen, die die heiligen Berge umgeben.

Ich werde mit dem Speer an das Tor schlagen, und es wird sich öffnen, und wenn ich hindurchtrete, werde ich das laute, klagende Geräusch der riesigen Metallröhre hören, die neben dem Tor hängt und die anzeigt, daß es wieder ein Mensch im Schatten der Berge, wieder ein Sterblicher gewagt hat, das Sardargebirge zu betreten.

Ich werde dieses Manuskript einem Mitglied der Kaste der

Schriftgelehrten überlassen, das ich sicher auf dem En'Kara-Markt am Fuße des Gebirges antreffe. Ob es von dort seinen Weg nimmt, hängt wie so vieles andere auf dieser barbarischen Welt, die ich liebe, vom unwägbaren Willen der Priesterkönige ab. Sie haben mich und meine Stadt verflucht.

Sie haben mir meinen Vater fortgenommen und das Mädchen, das ich liebe, und meine Freunde und Bekannten. Dafür haben sie mir Leiden und Gefahren und Mühen auferlegt, und doch habe ich das Gefühl, daß ich trotz allem den Priesterkönigen gedient habe, daß es ihr Wille war, daß ich nach Tharna kam. Sie haben eine Stadt vernichtet und eine andere gemeistert.

Wer oder was sie sind, vermag ich nicht zu sagen — aber ich bin entschlossen, ihr Rätsel zu erkunden. Aber sprechen wir von Tharna. Tharna ist inzwischen eine völlig andere Stadt geworden, anders, als sie nach den bekannten Überlieferungen je gewesen ist.

Ihre Herrscherin, die anmutige, schöne Lara, ist gewiß eine der klügsten und gerechtesten Herrscherinnen dieser barbarischen Welt, und sie hat die mühsame Aufgabe, eine zerrissene Stadt wieder zu vereinen, die verschiedenen Gruppen zu versöhnen und dabei alle gerecht zu behandeln, vorzüglich gemeistert. Hätten die Männer Tharnas sie nicht geliebt, wäre ihr diese Aufgabe unmöglich gewesen.

Als sie wieder ihren Thron einnahm, wurden keine Verurteilungen ausgesprochen; vielmehr wurde eine Generalamnestie erlassen — für alle, die sich gegen sie gewandt hatten, und für alle, die für Dorna die Stolze gekämpft hatten.

Von dieser Amnestie waren nur die Silbermasken der Stadt ausgenommen.

Die Stimmung war mörderisch in den Straßen Tharnas, und aufgebraute Männer, Rebellen und Soldaten, vereinigten sich zu einer brutalen Jagd auf die Silbermasken. Die armen Wesen wurden von Zylinder zu Zylinder, von Raum zu Raum gehetzt.

Wenn sie schließlich aufgespürt waren, wurden ihnen die Masken vom Gesicht gerissen, sie wurden auf die Straße gezerrt, dort zusammengekettet und in den Palast getrieben.

Viele Silbermasken wurden in düsteren Hinterräumen des Palastes gefunden, und die Verliese unter dem Gebäude füllten sich bald mit langhaarigen, klagenden Gefangenen. Kurz darauf mußten auch die Tierkäfige unter der Arena als Gefängnisse mit herangezogen werden, schließlich die Arena selbst.

Einige Silbermasken wurden in den Abflusstunneln unter der

Stadt entdeckt und mit Urts durch die langen Rohren getrieben, bis sie sich in den Fangnetzen an den Ausgängen fingen. Andere Frauen hatten in den Bergen außerhalb der Mauern Zuflucht gesucht, und diese wurden von wütenden Bauern wie Sleens gejagt, zusammengetrieben und schließlich in die Stadt gebracht.

Die meisten Silbermasken jedoch kamen in freier Entscheidung auf die Straße, als ihr Kampf verloren war. Sie ergaben sich auf die traditionelle Weise, indem sie hinknieten, den Kopf senkten und die Arme hoben, die Handgelenke für die Fessel bereit.

Das Pendel in Tharna war wieder in Bewegung geraten.

Ich selbst hatte vor dem goldenen Thron gestanden, als Lara den Befehl gab, die riesige Goldmaske, die hinter ihr hing, mit Speeren zu lösen.

Nicht länger sollte das hochmütige Gesicht über den Thronsaal Tharnas herrschen.

Die Männer Tharnas hatten ungläubig zugesehen, wie sich die Riesenmaske gelockert hatte, wie sie langsam vornübergefallen und, von ihrem eigenen Gewicht gezogen, losgebrochen und klirrend die Thronstufen herabgefallen war, wo die hundert schimmernden Bruchstücke liegen blieben.

»Schmelzt die Maske ein«, sagte Lara. »Es sollen goldene Tarnmünzen daraus gegossen werden, Für die Armen, die am meisten unter unserer düsteren Zeit gelitten haben.

Und fügt den goldenen Tarnmünzen Silbermünzen hinzu, die aus den Masken unserer Frauen zu gießen sind! Von nun an darf in Tharna keine Frau mehr eine Maske tragen, sei sie aus Gold oder Silber, selbst wenn sie die Tatrix persönlich wäre!«

Da nach den goreanischen Traditionen ihre Worte Gesetz waren, hatte seit dem Tage keine goreanische Frau mehr eine Maske getragen.

Kurz nach Beendigung der Revolte begannen in den Straßen Tharnas die goreanischen Kastenfarben zu leuchten. Die schimmernden Baustoffe der Kaste der Hausbauer, die in der Stadt lange als zu teuer und zu frivol verpönt waren, schmücken nun die Wände der Zylinder und auch die Mauern der Stadt. Kiesstraßen werden mit farbigen Pflastersteinen versehen — in Mustern, die das Auge erfreuen. Das Holz des großen Tors ist poliert worden. Frische Farbe leuchtet an den Brücken.

Das Geräusch von Karawanenglocken ist in Tharna nichts ungewöhnliches mehr, und Scharen von Händlern haben ihren Weg zu den Toren der Stadt gefunden, um diesen überraschenden Markt auszunutzen.

Hier und dort präsentiert sich ein Tarnkämpfer in goldenem Wams. Am Markttag sah ich einen Bauern mit einem Sa-Tar-na-Sack auf dem Rücken, dessen Sandalen mit Silberschnur versehen waren.

Ich habe Privatwohnungen gesehen, in denen Vorhänge aus Ar leuchten, und unter meinen Sandalen haben schon zuweilen die weichen, kostbaren Teppiche aus dem fernen Tor gelegen.

Es mag ein winziges Detail sein, am Gürtel eines Kunstschmieds eine Schnalle zu entdecken, die nach dem Stil des gebirgigen Thentis geformt ist, oder den köstlichen Geschmack getrockneter Aale aus Port Kar zu genießen — doch diese Dinge, so gering sie erscheinen mögen, sprechen von einem veränderten Tharna.

In den Straßen hörte ich Rufe, Lieder und Lärm, wie er auf Gor nicht typischer sein kann. Der Marktplatz ist jetzt nicht mehr nur eine gepflasterte Fläche, auf der man düster seinen Geschäften nachgeht. Er ist zu einem Ort geworden, an dem sich Freunde treffen, Einladungen austauschen, über Politik diskutieren und Wetter, Strategie, Philosophie und die Bändigung von Sklavenmädchen besprechen.

Eine interessante Veränderung, mit der ich mich nicht recht anfreunden kann, ist die Tatsache, daß von den hohen Brücken Tharnas die Geländer entfernt worden sind. Ich hielt das für sinnlos und sogar gefährlich, doch Kron hatte gesagt: »Wer die hohen Brücken fürchtet, soll ihnen fernbleiben.«

Ich sollte vielleicht auch erwähnen, daß die Männer Tharnas nun am Gürtel ihrer Tuniken zwei gelbe Schnüre tragen, die je etwa fünfzig Zentimeter lang sind. Schon an dieser Einzelheit können die Männer anderer Städte nun einen Einwohner Tharnas erkennen.

Am zwanzigsten Tage nach dem Frieden in Tharna wurde das Schicksal der Silbermasken verkündet.

Sie wurden ohne Masken, ohne Schleier und in Halsfesseln in die Arena der Schauspiele von Tharna geführt. Dort sollten sie das Urteil ihrer Tatrix Lara hören. Sie knieten vor ihr nieder — einst stolze Silbermasken, jetzt hilflose Gefangene, in demselben schimmernden Sand, auf dem so oft das Blut der Männer von Tharna vergossen worden war.

Lara hatte lange über ihr Urteil nachgedacht und sich mit vielen beraten, darunter auch mit mir. Schließlich traf sie ihre Entscheidung allein. Ich glaube nicht, daß mein Urteil so hart ausgefallen wäre, doch ich muß zugeben, daß Lara ihre Stadt und die Silbermasken besser kannte als ich.

Ich wußte natürlich, daß es nicht möglich war, die alte Ordnung wiederherzustellen, was im übrigen nicht wünschenswert war. Auch machte ich mir klar, daß Tharna nach der Beseitigung langjähriger Traditionen gar nicht mehr darauf eingerichtet war, für freie Frauen in seinen Mauern zu sorgen. Beispielsweise hatte es seit vielen Generationen die Einrichtung der Familie nicht mehr gegeben, die von der Trennung der Geschlechter und den öffentlichen Kinderheimen abgelöst worden war.

Auch darf nicht vergessen werden, daß die tharnaischen Männer, die während ihrer Revolution auf den Geschmack gekommen waren, nun ein Recht auf die Frauen geltend machten. Kein Mann, der eine Frau in einem Tanzkleid gesehen oder das Geräusch ihrer Glöckchen gehört oder ihr langes Haar gesehen hat, vermochte sein altes Leben wiederaufzunehmen.

Auch schien es nicht realistisch, den Silbermasken die Alternative des Exils zu bieten, denn das wäre gleichbedeutend gewesen mit Tod oder Sklaverei.

So war Laras Urteil unter den gegebenen Umständen durchaus barmherzig — obwohl es von den gefesselten Gefangenen mit lauten Entsetzensschreien begrüßt wurde.

Jede Silbermaske erhält sechs Monate Frist. In dieser Zeit kann sie frei in der Stadt wohnen und sich von öffentlichen Mitteln ernähren, so wie es vor der Revolution geschehen ist. Doch in diesen sechs Monaten soll sie sich einen Mann Tharnas suchen, dem sie sich als Freie Gefährtin vorschlägt.

Wenn er sie nicht nimmt — und wenige Männer Tharnas werden Lust haben, einer Silbermaske die Privilegien einer Freien Gefährtenschaft zu gewahren —, mag er sie ohne weiteres als seine Sklavin nehmen oder sie völlig ablehnen. Wenn sie abgelehnt wird, kann sie sich in gleicher Weise anderen Männern Tharnas anbieten.

Nach Ablauf der sechs Monate jedoch — vielleicht hat sie sich ja gar keinen Herrn gesucht — wird ihr die Initiative abgenommen, und sie gehört dem ersten Mann, der ihr das dünne Band der Sklavenschaft um den Hals legt. In diesem Falle wird sie nicht anders behandelt als ein Mädchen, das auf dem Rücken eines Tarn aus einer fernen Stadt geraubt wurde.

Angesichts der Stimmung unter den Männern Tharnas gibt Laras Urteil den Silbermasken eine Zeitlang Gelegenheit, sich einen Herrn auszusuchen und dann anschließend selbst als Sklavin genommen zu werden. So wird jede Silbermaske nach Ablauf der Frist einem Manne gehören.

Viel mehr ist nicht zu berichten.

Kron bleibt in Tharna, wo er im Rate der Tatrix Lara einen hohen Rang bekleidet.

Andreas und Linna wollen die Stadt verlassen; er sagt, es gibt viele Städte auf Gor, die er noch nicht kennt, und er hofft, auf einem dieser Wege das Lied zu finden, nach dem er immer gesucht hat. Ich hoffe aus ganzem Herzen, daß seine Suche erfolgreich ist.

Das Mädchen Vera aus Ko-ro-ba wird zunächst in Tharna wohnen — als freie Frau. Da sie nicht aus Tharna stammt, ist sie von den Beschränkungen befreit, die den Silbermasken auferlegt wurden.

Ob sie in der Stadt bleiben wird, weiß ich nicht. Sie ist eine Ausgestoßene wie ich und alle anderen Bürger aus Ko-ro-ba, und solche Menschen finden es zuweilen schwer, sich in einer fremden Stadt einzugewöhnen. Manchmal ziehen sie die Gefahren der Wildnis dem Schutz fremder Mauern vor. Auch mußte in Tharna die Erinnerung an Thorn für sie übermächtig sein.

Heute morgen habe ich mich von der Tatrix, der edlen und schönen Lara, verabschiedet. Ich weiß, was wir füreinander empfunden haben, doch unser Weg kann nicht der gleiche sein. Zum Abschied küßten wir uns. »Sei eine gute Herrscherin, sagte ich.

»Ich will mich Bemühen«, erwiderte sie. »Und sollte ich jemals wieder in Versuchung sein, stolz oder grausam zu regieren, werde ich daran denken, daß ich einmal für fünfzig silberne Tarnmünzen verkauft wurde und daß ein Krieger mich für eine Schwertscheide und einen Helm erwarb.«

»Für sechs Smaragde«, sagte ich. »Und den Helm«, sagte sie lachend. Ich sah die Tränen in ihren Augen. »Ich wünsche dir alles Gute, schöne Lara«, sagte ich. »Und ich dir, Krieger.«

Sie sah mich an und lachte ein wenig. »Und wenn die Zeit kommt, da du dir wieder ein Sklavenmädchen wünschst — denk an Lara, Tatrix von Tharna.«

Und damit trennten wir uns. Sie wird in Tharna herrschen, und ich beginne meine Reise in das Sardargebirge. Was ich dort finden werde, weiß ich nicht.

Über sieben Jahre habe ich mich nun schon mit den Geheimnissen beschäftigt, die dort in den Schluchten und Bergen verborgen liegen müssen. Ich habe an die Priesterkönige und ihre Macht gedacht, an ihre Raumschiffe und Helfer, an ihre Plane mit Gor und

meiner Welt — doch vordringlich will ich erfahren, warum meine Stadt vernichtet und ihre Einwohner zerstreut wurden, warum keine zwei Steine je wieder übereinanderstehen dürfen; und ich muß wissen, was aus meinen Freunden, meinem Vater und meiner Geliebten Talena geworden ist. Doch ich suche mehr als die Wahrheit in diesem Gebirge — in mir lodert die Rache; ich bin der Mann, der die verschwundenen Menschen, die eingestürzten Mauern und Türme rächen kann, eine Stadt, die die Priesterkönige mit einem Stirnrunzeln bedacht haben — ich bin ein Krieger Ko-ro-bas! Ich suche mehr als die Wahrheit im Sardargebirge — ich will das Blut der Priesterkönige fließen sehen! Aber wie unsinnig diese Worte sind!

Ich spreche, als könnte mein schwacher Arm etwas gegen die Macht der Priesterkönige ausrichten. Wer bin ich, sie herauszufordern? Ich bin ein Nichts, ein Staubkorn, in einem Windhauch des Trotzes hochgewirbelt; ich bin nicht einmal ein Grashalm, der die Knöchel der vorbeitrampelnden Götter ritzen kann. Und doch werde ich, Tarl Cabot, in das Sardargebirge vordringen; ich werde mich den Priesterkönigen stellen, und mögen sie auch die Götter Gors sein, ich werde mein Recht verlangen.

Ich frage mich zuweilen, ob ich diese Reise auch antreten würde, wenn ich meine Stadt heil und unbeschädigt vorgefunden hatte. Es will mir nun scheinen, daß ich von dieser Leidenschaft frei gewesen wäre, wenn meine Stadt und meine geliebte Talena auf mich gewartet hätten. Und dann regt sich manchmal in mir die erschreckende Frage, ob die Stadt vielleicht nur vernichtet worden war, um mich in die Berge der Priesterkönige zu locken — denn sie mußten doch wissen, daß ich sie herausfordern würde, daß ich zu ihnen kommen würde, um meine Rache zu befriedigen.

So mag es denn sein, daß ich mich sogar in meiner Rache nach dem Willen der Priesterkönige bewege, daß dies alles berechnet und geplant ist. Andererseits sage ich mir wieder, daß letztlich ich meinen Körper befehle und nicht die Priesterkönige, und wenn es ihre Absicht ist, daß ich nach Rache schreie, so ist das zumindest ebensosehr mein Entschluß und mein Wille.

Aber warum sollten die Priesterkönige wollen, daß Tarl Cabot in ihre Berge kommt? Er ist doch ein Niemand Für sie, er ist nur Krieger, ein Mann ohne Stadt, die er seine Heimat nennen könnte, ein Geächteter. Haben die Priesterkönige in all ihrer Macht und mit all ihrem Wissen einen solchen Mann nötig? Es wird Zeit, daß ich die Feder aus der Hand lege. Ich bedauern nur, daß bisher noch niemand aus dem Sardargebirge

zurückgekehrt ist, denn ich habe das Leben geliebt. Und auf dieser barbarischen Welt habe ich es in all seiner Schönheit und Grausamkeit kennengelernt, in all seinen Hohen und Tiefen. Ich habe lernen müssen, daß das Leben großartig und schrecklich und kostbar ist. Ich habe es in den verschwundenen Türmen Ko-ro-bas gesehen und im Fluge eines Tarn, in den Bewegungen einer schönen Frau, im Schimmer von Waffen, im Ton der Tarntrommeln und dem Grollen des Donners über grünen Feldern. Ich habe es an den Tischen von Schwertbrüdern und im Klirren der Kriegswerkzeuge gefunden, in der Berührung von Lippen und Haar eines Mädchens, im Blute eines Sleen, in den Wüsten und im Arenasand und in den Ketten Tharnas, im Duft von Talenderblüten und im Zischen der Peitsche. Ich bin den unsterblichen Elementen dankbar, die sich so gefügt haben, daß ich gelebt habe.

Ich war Tarl Cabot, Krieger aus Ko-ro-ba.

Und das können selbst die Priesterkönige Gors nicht ändern.

Es wird bald Abend sein, und die Lampen der Liebe leuchten in zahlreichen Fenstern Tharnas. Die Orientierungsfeuer sind auf den Mauern angezündet, und ich höre am Ruf ferner Wächter, daß in Tharna alles zum besten steht.

Vor dem dunkler werdenden Himmel stehen die Zylinder wie Silhouetten. Bald ist es Nacht. Nur wenige werden den Fremden bemerken, der die Stadt verläßt, nur wenige werden wissen, daß er überhaupt in ihren Mauern weilte.

Meine Waffen und mein Schild liegen bereit.

Draußen höre ich den Schrei eines Tarn.

Ich bin zufrieden.

Ich wünsche euch alles Gute, Tarl Cabot.


Schlußbemerkung

Das Manuskript endet mit dem Brief Tarl Cabots. Das war alles. In den Monaten seit dem geheimnisvollen Erscheinen des Manuskripts ist keine weitere Nachricht eingetroffen.

Ich nehme also an, daß Tarl Cabot tatsächlich in das Sardargebirge vorgedrungen ist. Ich möchte hier keine Vermutungen anstellen, was er dort gefunden hat. Ich glaube auch nicht, daß wir es je erfahren werden.


J. N.

Ende



In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen TARL CABOT auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.



Abenteuer in der Stadt der Frauen

Nach einem längeren Aufenthalt auf der Erde wird Tarl Cabot zum zweiten Mal nach GOR versetzt. Er findet seine Heimatstadt vernichtet, sein Vater ist verschwunden, seine geliebte Gefährtin verschleppt. Tarl Cabot macht sich auf, um sich an den Priesterkönigen zu rächen. Als er auf seiner Wanderschaft Tharna, die Stadt der Frauen, erreicht, gerät er in Gefangenschaft. Er nimmt den Kampf gegen die seltsame Gesellschaftsordnung auf. Doch wird es ihm gelingen, seinen Rachezug gegen die Priesterkönige fortzusetzen?